

# SELBSTZEUGNISSE

im polnischen und deutschen  
Schrifttum im Spätmittelalter  
und in der Frühen Neuzeit  
(15.–18. Jahrhundert)



# SELBSTZEUGNISSE

im polnischen und deutschen  
Schrifttum im Spätmittelalter  
und in der Frühen Neuzeit  
(15.–18. Jahrhundert)

herausgegeben von  
Renata Skowrońska  
Helmut Flachenecker  
Roman Czaja  
Stanisław Roszak  
Janusz Tandecki

POLSKA MISJA HISTORYCZNA  
przy Uniwersytecie Juliusza Maksymiliana w Würzburgu

POLNISCHE HISTORISCHE MISSION  
an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg

Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika  
Toruń 2014

REDAKTIONSKOMITEE

Wojciech Falkowski, Helmut Flachenecker, Alfred Forchel,  
Heinz-Dieter Heimann, Tomasz Jasiński, Stefan Kwiatkowski, Otto Gerhard Oexle,  
Krzysztof Ożóg, Andrzej Radziwiński, Janusz Tandecki

GUTACHTER

Prof. Dr. Matthias Stickler, Dr. habil. Filip Wolański

HERAUSGEBER DER REIHE

Renata Skowrońska, Helmut Flachenecker

HERAUSGEBERADRESSE

Polnische Historische Mission an der Universität Würzburg  
Am Hubland  
97074 Würzburg, Deutschland  
<http://historicus.umk.pl/pmh/>  
Renata Skowrońska (Kontaktperson) tel. +49 931 3181029  
e-mail: [r.skowronska@uni-wuerzburg.de](mailto:r.skowronska@uni-wuerzburg.de)

KORREKTURLESEN DER DEUTSCHSPRACHIGEN TEXTE

Helmut Flachenecker, Renata Skowrońska, Stefanie Neumeister

KORREKTURLESEN DER ENGLISCHSPRACHIGEN TEXTE

Richard Bolt, Robert France, Sarah Beaton

ENTWURF DES UMSCHLAGS

Krzysztof Skrzypczyk

LAYOUT

Paweł Banasiak

**Gefördert aus Mitteln der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung**

ISBN 978-83-231-3201-1

© Copyright by Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika  
Toruń 2014

---

HERAUSGEBER: Wydawnictwo Naukowe UNIWERSYTETU MIKOŁAJA KOPERNIKA  
ul. Gagarina 5, 87-100 Toruń, Polska  
[www.wydawnictwoumk.pl](http://www.wydawnictwoumk.pl)

VERTRIEBS-SERVICE-CENTER: ul. Reja 25, 87-100 Toruń  
tel./fax +48 56 611 42 38  
e-mail: [books@umk.pl](mailto:books@umk.pl), [www.kopernikanska.pl](http://www.kopernikanska.pl)

## INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	7
STANISŁAW ROSZAK – <i>Writing in a Private Space: Three Case Studies</i>	11
STEFAN KWIATKOWSKI – <i>Ego-Dokument und Selbstzeugnis. Einige Bemerkungen zur Forschungspraxis</i>	31
* * *	
STEFAN KWIATKOWSKI – <i>Zur Frage der Selbstreferentialität in der religiösen Sphäre am Beispiel der Akten der Heiligsprechung Dorotheas von Montau (1404–1406)</i>	47
JANUSZ TANDECKI – <i>Die mittelalterlichen Thorner Bürgertestamente als Ego-Dokumente</i>	65
MARCIN GRULKOWSKI, BEATA MOŻEJKO, SOBIESŁAW SZYBKOWSKI – <i>Königliche Äußerungen über die Bürger. Die Briefe von Kasimir IV. der Jagiellone, Johann I. Albrecht und Alexander der Jagiellone an die Stadt Danzig</i>	85
WOJCIECH MROZOWICZ – <i>Zwischen Auslassung und Selbstkreierung. Die Teilnahme des Verfassers an Ereignissen und die Art und Weise ihrer chronikalischen Darstellung (an den Beispielen der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen schlesischen Quellen)</i>	103
JULIA HALBLEIB – <i>Biographie als Selbstzeugnis. Christoph Scheurls Lebensbeschreibung des Nürnberger Propstes Anton Kress (1478–1513)</i>	113
JULIA MOŹDŹEŃ – <i>Handelsbuch – Hausbuch – Gedenkbuch: Bücher mit gemeinsamer Genese oder mit heterogenen Schrifttumsformen? Das Beispiel einiger Danziger Handelsbücher</i>	133
AGNIESZKA WIECZOREK – <i>The Image of the World As Seen by Missionaries from the Congregation of the Mission of St. Vincent de Paul Based on 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> Centuries Correspondence and Missionary Books</i>	151

MARTA SIKORSKA – <i>Cooks, Books and Identity: A Vision of the World through Polish and German Cookery Books from the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> Centuries</i>	163
MAGDALENA LILIANA FIGURNIAK – <i>Ego-Documents in the Correspondence of the Zamoyski Family from the Period of the Chancellor Line (Jan ‘Sariusz’, Tomasz, Jan ‘Sobiepan’ Zamoyski)</i>	181
ADAM PERŁAKOWSKI – <i>Immer für sich Fremde. Polen und der Dresdner Hof in der Zeit August II. und August III. von Wettin</i>	197
KATARZYNA PEKACKA-FALKOWSKA – <i>Living and Dying in the Time of Plague: Introductory Remarks on Terror and Fear in Plagued-Stricken Thorn</i>	213
JOANNA ORZEŁ – <i>Józef Jerzy Hylzen’s Diary as an Example of an Ego-Documment</i>	233
STEFANIE NEUMEISTER – <i>Das erste Reisetagebuch (1753–1757) des sephardischen Rabbiners Chaim Joseph David Asulai und die Darstellung aschkenasischer Lebenswelten im Alten Reich</i>	247
ANUSCHKA TISCHER – <i>Ausgewählte Selbstzeugnisse kurländischer Adelliger aus dem 18. Jahrhundert. Identitätssuche zwischen polnischer Herrschaft, deutscher Kultur und baltischer Heimat</i>	269
MONIKA MICHALSKA – <i>Der territoriale Herrscher und seine Beamten im Licht eines Kloostertagebuchs der Grüssauer Äbte aus dem 18. Jahrhundert</i>	287
MILOŠ ŘEZNÍK – <i>Formierung der Galizien-Stereotype und die Adelskritik in der Habsburgermonarchie. Zur Rolle der Reiseberichte und „Briefe“ aus dem späten 18. Jahrhundert</i>	305
WIESŁAWA DUŻY – <i>Authors of Polish Memoirs from the Turn of 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> Centuries Concerning Old Age: the Functions of Memoirs</i>	349

## VORWORT

Die Polnische Historische Mission, eine wissenschaftliche Einrichtung der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń, ist seit 2001 in Deutschland aktiv. Über ihre Tätigkeit – zuerst am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, seit 2009 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg – wird seit 2002 in der Zeitschrift „Bulletin der Polnischen Historischen Mission“ berichtet. Hiermit beginnen wir nun eine neue Veröffentlichungsserie: die „Studienreihe der Polnischen Historischen Mission“. Wir möchten Ihnen darin ausgesuchte wissenschaftliche Projekte der Mission in Form von Aufsätzen näherbringen.

In dem vorliegenden Band der „Studienreihe“ werden die Ergebnisse des zweiten Teils eines Forschungsprojekts vorgestellt, das unter dem Titel „Selbstzeugnisse im polnischen und deutschen Schrifttum im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert)“ in den Jahren 2012–2014 durchgeführt wurde. Dies geschah unter Mitwirkung von thematisch ausgewiesenen Experten aus Polen, Deutschland, Tschechien, Frankreich, Litauen und der Schweiz. Im Fokus standen historische Quellen mit persönlichem Charakter (unter anderen *silva rerum*, Memoiren, Tagebücher, Autobiographien, Korrespondenzen) und die in den Werken dargestellten Selbst- und Fremdwahrnehmungsweisen, individuellen Interpretationen und Bewertungen der Welt. Die Forschungsfragen setzen sich mit der Entdeckung der Mentalität der Menschen im Mittelalter und in der Neuzeit auseinander, basierend auf der Analyse des Selbstbewusstseins und seiner Ausdrücke in Relation mit der familiären, gesellschaftlichen und politischen Lebenswelt.

Der erste Teil des Projektes war eine internationale wissenschaftliche Tagung unter dem Titel „Eine Quelle ständiger Missverständnisse?“

Selbst- und Fremdwahrnehmungen im Spiegel des polnischen und deutschen autobiographischen Schrifttums im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert)“, die im September 2012 in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte und Archivkunde der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń und dem Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Julius-Maximilians-Universität Würzburg veranstaltet worden war. Während der Konferenz wurde die Problematik der Selbst- und Fremdwahrnehmungen auf der Grundlage des Schrifttums im deutschen und polnischen Raum und die Interpretationen der Welt in ihrer Mikro- und Makroebene auf der Basis der erhalten gebliebenen privaten Quellen dargestellt. Die vorgestellten Referate wurden nach einer Überarbeitung im „Bulletin der Polnischen Historischen Mission“, Nr. 8 (2013), veröffentlicht.

Die Forschungen an Selbstzeugnissen wurden weitergeführt. Im Sommer 2013 fand der zweite Teil des Projekts statt. Das Thema wurde in drei Wissenschaftlerteams an unterschiedlichen Beispielen von historischen Quellen bearbeitet sowie tiefgründig diskutiert. Es fanden für das breitere Publikum zugängliche offene Workshops statt, während deren die Projektteilnehmer ihre Referate, mit Zusammenfassung der durchgeführten Forschungen, präsentiert haben. Die damals vorgestellten Vorträge bilden die Grundlage der in diesem Band publizierten Beiträge.

In diesem ersten Band der „Studienreihe der Polnischen Historischen Mission“ werden 19 Artikel veröffentlicht. Am Anfang findet der Leser zwei Artikel von Stanisław Roszak und Stefan Kwiatkowski, die in die bisherigen Forschungen über Selbstzeugnisse einführen sowie eine wissenschaftliche Diskussion über die dabei angewandte Methodik darstellen. Danach folgen weitere Beiträge, in denen anhand ausgewählter Quellentypen die Aufzeichnungen mit persönlichem Charakter analysiert wurden – unter Berücksichtigung der Genese, Textmorphologie, dem überregionalen und übernationalen Charakter und natürlich der allgemeinen Inhalte.

Das Projekt „Selbstzeugnisse im polnischen und deutschen Schrifttum im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert)“ konnte dank der Förderung der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung (DPWS) und der Bayerischen Staatskanzlei durchgeführt werden. Hiermit bedanken wir uns sehr herzlich bei diesen Institutionen für

die freundliche Unterstützung. Weiterhin danken wir auch herzlich der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń, unter deren Schirmherrschaft das Projekt realisiert werden konnte. Der besondere Dank geht an alle an dem Projekt mitwirkenden Teilnehmer.

*Die Herausgeber*



Stanisław Roszak

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## WRITING IN A PRIVATE SPACE

### Three Case Studies

In recent years, research on so-called autobiographical sources has gained popularity in many countries, the fruit of which has been numerous articles, monographs, published series and databases. Meanwhile, owing to its specific nature as well as the historical period under examination, this research has generated various terminological and methodological suggestions. The classic definition of an ego-document offered by Jacob Presser has been modified. Let us recall that, according to Presser, ego-documents are texts in which the author reveals his feelings and his private life. Thus, they are documents in which the author intentionally or unintentionally reveals his self<sup>1</sup>.

Some problems have arisen while defining and analysing sources of an autobiographical nature resulting from difficulties in translating terms from one language to another. Frequently, the same sources may belong to various categories – autobiography, *écriture du for privé* (writing in a private space), *papiers de famille* (family documents), *Selbstzeugnis* (self-testimony), *Identitätszeugnis* (testimony of identity), first person writing, self-writing, the ‘house muse’.

---

<sup>1</sup> J. Presser, *Memoires als geschiedbron*, in: *Winkler Prins Encyclopedie*, 8 (1958) – new edition: *Uit het werk van J. Presser*, (1969), p. 277–282.

Secondly, difficulties arose from the different experiences of the two fields of study within the humanities which deal with private writing – namely history and the history of literature. Historians of literature tend to understand this category as a literary genre which has its own boundaries and characteristic features. An example of such rigour is the definition suggested by Philippe Lejeune – ‘a retrospective prose narrative written by a real person concerning his own existence, where the focus is his individual life and in particular the ‘story of his personality’<sup>2</sup>. Attempts to categorize historical sources as a literary genre are not always successful. In the case of France, *livres de raison*, correspond in one point only to the schema of an autobiography – in the identity of the writer and the narrator of a document<sup>3</sup>. In the case of the Polish-Lithuanian Commonwealth, *silvae rerum* (family books) were treated as ‘para-memoirs’, and not regarded as real<sup>4</sup>. Hence, historians of literature referred to them as ‘books of chaos’. In a dissertation by Ralf Wuthenow, examples of texts which differed from classic autobiographies were collected in a separate chapter and treated as special cases<sup>5</sup>.

Obviously, such a rigorous treatment of the definition of the literary genre led to depreciating sources which did not fit the schema. Such sources were treated as just a stage on the way to reaching a mature literary genre.

For historians, autobiographical writing goes beyond the field of a literary genre which, however, does not make it free from misunderstandings and differing interpretations. The frequently used term ‘ego-document’ is understood in various ways. For some historians it means autobiography, whereas for others – a whole set of sources dealing with a writer’s thoughts and emotions, including wills and court testimonies. Benigna von Krusenstjern, examining ego-documents from the Thirty

---

<sup>2</sup> Quoted from J. Amelang, *Saving the Self from Autobiography*, in: *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive*, ed. K. v. Greyerz, (2007), p. 130.

<sup>3</sup> S. Mouysset, *Papier de famille. Introduction à l'étude des livres de raison (France, XV–XIX siècle)*, (2007), p. 160.

<sup>4</sup> S. Roszak, *Archiwa sarmackiej pamięci. Funkcje i znaczenie rękopiśmiennych ksiąg silvae rerum w kulturze Rzeczypospolitej XVIII wieku*, (2004), p. 54.

<sup>5</sup> R.-R. Wuthenow, *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert*, (1974), p. 187.

Years War, suggested four levels of gradation for such sources – from those in which the writer is in the centre of the story, down to documents in which the writer stays in the background or does not speak<sup>6</sup>. As a rule, in historical works the term ‘ego-document’ goes beyond the definition of autobiography and self-testimony (Selbstzeugnis) and is a broader category. Instead of autobiographical source, another term is used – a self-referential source (selbstreferentiell instead of autobiographisch)<sup>7</sup>.

‘Ego-document’ also refers to historiographic tradition. In classical historiography, a document as an objective source is given priority over a diary or an autobiography which are subjective sources. There are suggestions that self-testimony (Selbstzeugnis) be treated as a creation of an individual belonging to a private space. In such a way of thinking, an ‘ego-document’ should refer to both private and public spaces (institutional)<sup>8</sup>.

The third area of discussion, which is at the same time awash with conflict, is the traditional presentation of the development of individualism in history. In a linear interpretation – individualism and the need to express it in writing – started to develop in the 16<sup>th</sup> c. (the Renaissance). In the 18<sup>th</sup> c. (the Enlightenment) it culminated in the form of an intimate memoir, diaries full of sentimentalism and sensualism<sup>9</sup>; a trend crowned by the works of Jean-Jacques Rousseau and Johann Wolfgang von Goethe. However, it does not mean that the need to express oneself and one’s individuality earlier had not existed. The act of writing is always an expression of the communicative practices of a given group in a given historical epoch. On the one hand, it is an individual act; on the other, it also

---

<sup>6</sup> B. v. Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*, “Historische Anthropologie”, 2 (1994), p. 463–465.

<sup>7</sup> S. Schmolinsky, *Selbstzeugnisse im Mittelalter*, in: *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, ed. K. Arnold, S. Schmolinsky, U.M. Zahnd, (1999), p. 25.

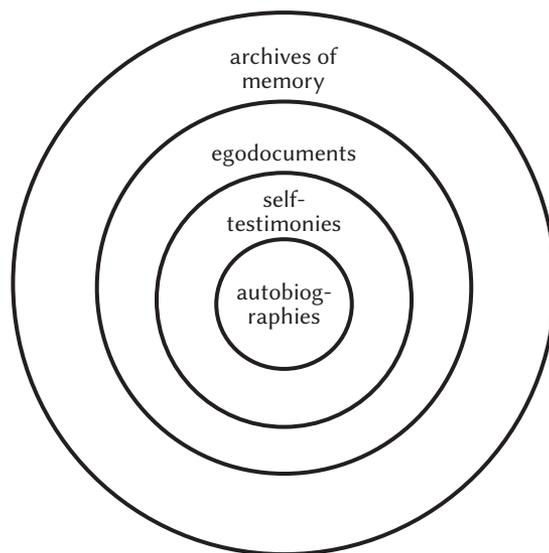
<sup>8</sup> N. Bischoff, *Über den heuristischen Wert der Konzepte “Selbstzeugnis” und “Ego-Dokument” am Beispiel schlesischer Selbstzeugnisse 1550–1650*, “Berichte und Forschungen”, 17 (2009), p. 87–117.

<sup>9</sup> R. van Dülmen, *Die Entdeckung des Individuums 1500–1800*, (1997); *Rewriting the Self. Histories from Renaissance to the Present*, ed. R. Porter, (1997); *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, ed. K. von Greyerz, H. Medick, P. Veit, (2001).

expresses social practice. Individuality may be traced in texts reflecting patterns, rituals and conventions typical of a given social group<sup>10</sup>. The identity of a group does not exclude the identity of an individual as expressed in a text. Individuality is expressed in thinking and writing about both oneself and others<sup>11</sup> and the form of such writing may vary, as may the means of expressing oneself. The individuality of the writer may be discovered in both subjective and objective texts, in records which may be implicit or explicit, conscious (planned) or unplanned, voluntary or obligated.

For the sake of clarity, I suggest defining autobiographical writing according to the following pattern in accordance with terms employed by historians. The pattern is created by four circles with a common centre:

- A) autobiographies
- B) self-testimonies (*Selbstzeugnisse*)
- C) ego-documents
- D) 'archives of memory'



<sup>10</sup> G. Jancke, *Patronagebeziehungen in autobiographischen Schriften*, in: *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit*, p. 14–20.

<sup>11</sup> D. Kartschoke, *Ich-Darstellung in der volkssprachigen Literatur*, in: *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, ed. R. van Dülmen, (2001), p. 62.

The last and the widest circle – archives of memory – refers to the idea of treating family books (*silvae rerum*, *livres de raison*, *Familienbücher*, etc.) as a kind of archive. Their writers constructed their books from many fragments of texts, frequently heterogeneous in content and form. They included autobiographical records, letters, extracts from chronicles and wills. Thus, it has been suggested that the category embraces not only coherent and homogenous sources, but also collections created by the author from various pre-written elements.

## I. The French case study

Research on this category started in the second half of the 19<sup>th</sup> c. in France. Thanks to the Committee for Historical and Scientific Research, run in the years 1881–1883 by Jules Ferry, the term *livre de raison* was introduced<sup>12</sup> and an analysis of such books was first conducted at the annual meeting of the Committee as early as 1885. Scholars were interested in the collection of numerical data found there concerning households and household expenses. Their interest was also aroused by the long-lasting nature of the books in family tradition. Manuscripts handed down from one generation to another provide evidence of the strategy of recording information not only about that household, but also even about its subsequent owners.

The *livre de raison* was either a printed notebook or handwritten, in which the head of household or merchant recorded income and expenses. In his popular *Dictionnaire universel* from 1690 Furetière characterized this kind of source as a household economy book. With time, next to simple calculations and accounts appeared information about the family and its members. They were mostly records commemorating births, marriages and funerals. The old style of estate book – with accounts – underwent modifications with an enriched content depending on the place and historical period<sup>13</sup>.

---

<sup>12</sup> N. Lemaitre, *Les livres de raison en France (fin XIIIe–XIXe siècles)*, in: *Testo e Senso. Bollettino della ricerca sui libri di famiglia*, 7 (2006), p. 2–4.

<sup>13</sup> M. Foisil, *Livres de raison*, in: *Dictionnaire du Grand Siècle*, ed. F. Bluche, (1990), p. 884–886.

Historians' interest in such books resulted from the growing popularity of the worth of the family, which increased in significance in France in the 1870s after the French had been defeated by the Prussians. Books of the *livre de raison* type constituted a natural reservoir of this, described and handed down to subsequent generations. Archives revealed examples of national pride, evidence of prosperity of both the family and the nation. This renaissance in family writing, earlier ignored by literary scholars, attracted the interest mainly of erudite historians, lovers of their own region, who were conversant with the resources stored in regional archives and libraries. They were also the first publishers of *livres de raison*: Charles de Ribb , Philippe Tamizey de Larroque and Louis Guibert<sup>14</sup>.

In the 1960s, Robert Mandrou advocated a return to *livres de raison*. In his extraordinary work, *Introduction   la France moderne*, he included a bibliography of published examples<sup>15</sup>. He found a connection between the *livre de raison* and the diary, regarding them as an important element in the reconstruction of the history of a certain mentality. As stated by Nicole Lemaitre, the source was rediscovered after over half a century of ignorance, but now it was placed in a broader research perspective focused on social groups and their way of thinking.

Mandrou himself, like his predecessors in the 19<sup>th</sup> c., underlined the need to explore private archives where there was much material used to 'wrap Presserves'. In the 1970s, as part of research into the history of mentality, some significant *livres de raison* were published whose writers were craftsmen. Publishers concentrated on the category of the collective mind. The autobiographical works of a textile industry worker from Lille, or a glazier from Paris were treated as representative for both the social group and the time in which they were written. From this perspective, autobiographical works reflected collective attitudes and conduct to a greater extent than the individual features of their writers.

A few decades later family books have again become part of extensive research programmes. In the project run by J.P. Bardet and F.J. Ruggiu from the University of Paris IV-Sorbonne entitled *Les  crits du for privé en France de la fin du Moyen  ge   1914* a particular challenge was to go

<sup>14</sup> Ch. Ribb , *La famille et la société en France avant la Révolution*, (1873); J.P. Tamizey de Larroque, *Livre de raison de la famille de Fontainmarie*, (1889).

<sup>15</sup> R. Mandrou, *Introduction   la France moderne 1500–1640. Essai de psychologie historique*, (1961).

beyond the boundaries of epochs and disciplines. The ambition of the editors and their co-workers was to re-read the sources in isolation from the traditional social stratification of the Ancien Régime<sup>16</sup>. The objective of the new reading as a *livre de raison*, *livre de famille*, memoir, autobiography or private letter was to discover an individual – the writer. Moreover, as Ruggiu wrote, the individual was discovered for himself, his identity, his ability to affect the world, features which distinguished him among members of his own group. The life of an individual and his family in its private space was lived according to norms established by society, but sometimes it fell outside them.

The need for an interdisciplinary look and the re-reading of sources from the private space moved historians closer to literary scholars, mainly inspired by *Le pacte autobiographique* by Philippe Lejeune<sup>17</sup>. He defined an autobiographical text as a result of a reading pact concluded on the one hand between its writer and the reader, and on the other between the writer, narrator and protagonist of the autobiography.

By writing in private space the writer stopped being merely a route into the collective mind. He became both an individual and a representative mind. The strategies of constructing the text and its materiality turned out to play a significant role. Finally, the reader, with whom the writer played a game filled with contexts and meanings, became an essential element.

A new reading of the sources in the first volume bore fruit in the form of methodological suggestions while the next brought an analysis of the form and materiality of writing<sup>18</sup>. In 2010 a collection of studies appeared attempting to place French writing in a broader European perspective<sup>19</sup>. At present, the French team is conducting a heated debate with German and Italian historians within the *Villa Vigoni* project. The influence of the research on a new project on the analysis of ego-documents in Lithuania

---

<sup>16</sup> F.J. Ruggiu, *Introduction*, in: *Au plus près du secret des coeurs? Nouvelles lectures historiques des écrits du for privé en Europe du XVI au XVIII siècle*, ed. J.P. Bardet, F.J. Ruggiu, (2005), p. 11.

<sup>17</sup> Ph. Lejeune, *Le pacte autobiographique*, (1975).

<sup>18</sup> *Les écrits du for privé. Objet matériel, objet édité*, ed. M. Cassan, J.P. Bardet, F.J. Ruggiu, (2007).

<sup>19</sup> *Les écrits du for privé en Europe (du Moyen Age à l'époque contemporaine). Enquête, Analyses, Publication*, ed. J.P. Bardet, E. Arnoul, F.J. Ruggiu, (2010).

(the LEGODOK project, the legacy of Lithuanian writing, led by Arvydas Pacevičius from Vilnius University)<sup>20</sup>, should be mentioned.

Throughout the last 100 years *livres de raison* – sources showing the past of a family, and facts from the lives of its members, have become testimonies to individual experience which reflects not only the feelings of the epoch, but also the personality of their writer.

Michel Cassan, referring to the category *livre de raison* from which writing in private space emerged, underlined the most important changes in the function of *livres de raison*. The author notes that such books changed their character over 500 years: from the Middle Ages to 1760 the writing took the form of memoirs and embraced many generations (a family book), after 1760 a new period began – that of personal books resembling an intimate diary<sup>21</sup>.

A perfect example of the interdisciplinary new reading of *livres de raison* in recent years has been that of Sylvie Mouysset<sup>22</sup>. This is worth examining as the author explicitly aimed at achieving the objectives set out in the *Les écrits du for privé* project. Sylvie Mouysset launches a broader discussion about the role of the *livre de raison* in autobiographical writing. She reveals in her study what people wrote about in typical *livres de raison* and what they concealed. Predominantly, *livres de raison* dealt with economic matters, connected with sale or purchase and the collection of agricultural produce. Apart from this they included information about local and regional events while a third theme concerned family and personal life. The books were informative and served to commemorate local events. Mouysset shows the writer of *livres de raison* in three dimensions and three perspectives – against personal, family and global horizons (external events).

---

<sup>20</sup> F.J. Ruggiu, E. Arnoul, *Ten years of research on “Écrits du for privé” in France: An assessment*, in: *Egodokumentai ir privati Lietuvos erdvė XVI–XX amžiuje. Straipsnių rinkinys*, ed. A. Pacevičius, (2013), p. 97–112.

<sup>21</sup> M. Cassan, *Les livres de raison, invention historiographique, usages historiques*, in: *Au plus près du secret des cœurs?*, p. 19.

<sup>22</sup> S. Mouysset, *Papiers de famille. Introduction à l'étude des livres de raison (France XV–XIX siècles)*, (2007).

## II. The German case study

In Germany analysis of the so-called ego-document originally encountered some substantial resistance on the part of the strong tradition of social history. The basis for cultural analysis was the categorisation of society and processes connected with the development of social strata, groups and classes. Cultural phenomena were examined from the angle of the development of such institutions as schools, universities and associations. New topics were added to the old catalogue, however they were incorporated in the analysis of structures and processes. In the 1990s this external perspective was replaced by the internal perspective of an individual. Sources recounting the experiences of individual protagonists became essential.

In the German-speaking area such sources have acquired the name of self-testimonies – in German: *Selbstzeugnisse*. Self-testimonies more narrowly constitute classic autobiographical texts: diaries, travel accounts, letters. Discussion concerning research methodology into private space and the internal sphere of feelings, along with the individual, has led to an extension of the category of self-testimony. The book *Verschwiegenes Ich* by Götz, Gutjahr & Roebing demonstrated a whole series of texts in which the author does not reveal himself explicitly<sup>23</sup>. Thus, apart from the explicitly defined self in autobiographical texts, there exists a hidden or silent self. The author discloses his identity in such cases only through the specific manner of presenting the material or his choice of topics. As Benigna von Krusenstjern explains, the ‘self’ may be impersonal or may stand in the background of events. Nevertheless, we still get to know about interests, intellectual horizons and sensibility<sup>24</sup>. A classic example here is the chronicle of a Swiss peasant, Jost von Brecherhausen, who, without making any references to himself, bequeathed a very interesting testimony of his personal attitude to the world of politics<sup>25</sup>.

---

<sup>23</sup> *Verschwiegenes Ich. Vom Un-Ausdrücklichen in autobiographischen Texten*, ed. B. Götz, O. Gutjahr, I. Roebing, (1993).

<sup>24</sup> Von Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse?*, p. 463–465

<sup>25</sup> A. Dubois, D. Tosato-Rigo, *Jost von Brechershausen. Un paysan bernois au XVIIIe siècle entre solidarité de classe et solidarité confessionnelle*, in: *Die Bauern in der Geschichte der Schweiz = Les paysans dans l'histoire de la Suisse*, ed. A. Tanner, A.-L. Head-König,

Harald Tersch who, within the project *Erfassung und Erforschung des autobiografischen Schriftstums in Österreich 15. bis zum 18. Jahrhundert*, examined Austrian ego-documents also points to problems of identification. He assumes that for the early modern epoch it is not possible to distinguish self-testimonies either in terms of genre or in terms of form. As a result, it is suggested that the explicitly disclosed ‘self’ is the criterion with which to select sources. That is why, among his Austrian examples there were only texts which included at least some narrative passages a few sentences long<sup>26</sup>. So, the project excluded the popular *Geburtenbücher* whose authors provided a list of births, weddings and funerals, failing to give a more extensive description or commentary. Tersch also eliminated two groups of sources – genres – which had enjoyed their own tradition and methodology for decades: letters and travel accounts. As with *Geburtenbücher*, those groups deserve separate research projects. It is characteristic that in examples of autobiographical sources collected by the historian, texts appear where records, typical of books of births, correspondence or travel accounts, are mixed with the narration of a diary, chronicle or a *livre de raison*, ruining any coherent narration.

In research on writing into personal space in the German speaking area, three subsequent stages extending these terms may be distinguished. Traditional sources used to analyse the mentality and micro-world of the writer, were diaries, memoirs, autobiography, letters and travel accounts. Thanks to coherent narration, and the disclosed ‘self’, the material fitted the definition of ego-document as created by Jacob Presser. In time, the term also began to embrace texts with the so-called ‘hidden self’, where the writer hides behind household economic records, bills, household advice, or instructions on upbringing. These include merchant books and *livres de raison*. The third stage is an attempt to analyse texts generated not out of personal needs and for oneself, but produced within the administrative, judicial or economic process. As stated by Winfried Schulze, they are sources which have the nature of ego-documents, but are not

---

(*Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 10, 10, 1992), p. 105–128.

<sup>26</sup> H. Tersch, *Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen*, (1998), p. 12.

self-testimonies<sup>27</sup>. We learn about the self-hidden in those texts sometimes indirectly, thanks to the record of a third person. Among such new ego-documents we may distinguish court testimony, hearing protocols, petitions, motions, requests made to the court, visitation records and wills<sup>28</sup>. The common feature of these materials is the context in which they were drafted. They were an obligation of administrative or judicial circumstances. What raises researchers' doubts and produces heated debate is the question of the language of these sources – very often a precise and economical record enforced by legal procedures and devoid of individual features.

Other researchers extend the category of ego-document to include sources of a legal nature. For example, Winfried Schulze stresses the importance of the analysis made by a French historian Robert Muchembled on the basis of the so-called *lettres de rémission* (petitions for pardon). Criminals wrote petitions for pardon to the king, presented the circumstances and causes of the crimes they had committed. On the basis of the explanations included in the *lettres de rémission*, the historian may become acquainted with the way such convicted men understood the world and so reconstruct their value system. In explaining the motives of their crimes, they reveal a subjective picture of their self.

Recently, Alexandra Shepard has done some research on the testimonies of witnesses in diocesan court cases in England during the years 1550–1728<sup>29</sup>. She mainly analysed issues pertaining to witness assets, a standard question in a hearing. She managed to collect almost 14,000 replies and made an attempt to solve the question of self-presentation and self-evaluation of people in the early modern period – she analysed the language they used to express their self, describe their social situation and moral conduct. People from the poorest group in declaring that their wealth was worth hardly anything, avoided the language of poverty when talking about themselves. However, they did do so when referring to

---

<sup>27</sup> W. Schulze, *Ego-dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte?*, in: *Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters*, ed. B. Lundt, H. Reinmoller, (1992), p. 417–450.

<sup>28</sup> See recently: K. Pajcic, *Frauenstimmen in der spätmittelalterlichen Stadt. Testamente von Frauen aus Lüneburg, Hamburg und Wien als soziale Kommunikation*, (2013).

<sup>29</sup> A. Shepard, *Poverty, Labour and the language of social description in Early modern England*, in: *Past and Present*, 201 (2008), s. 51–95.

others who were in a similar material situation. The word ‘poor’ hardly ever appears when describing their own conditions. The author notices that what determines the manner of self-presentation is not only the real material situation, but also the social context of the term poverty as it also connotes service, serfdom and dependence. That is why witnesses interrogated in parish courts applied a certain defensive strategy in self-presentation stressing their honesty, hard work and independence. Thus, in this case, the language of self-description does not always correspond with the language of ‘identification’. The poor used a language which hid their real status and the social connotations connected with it.

Revealing the strategies employed by the protagonists of court sources allows us to discard objections put forward by historians who are sceptical about including court and administrative texts in the category of ego-document. Such texts disclose the personal once the mechanisms of constructing those utterances have been examined. As with literary texts, discovering the concealed self would not be possible without knowledge of the conventions of the genre and the conventions of the historical epoch.

In German historiography the term of self-testimony – *Selbstzeugnis* – has prevailed during recent years. A series has even been published devoted to an analysis of specific categories of sources from the 16<sup>th</sup> c. to the mid-19<sup>th</sup> c. – *Selbstzeugnisse der Neuzeit*. Apart from autobiographies left by the elite, men of letters and scholars, the series includes texts created by middle and lower social classes. Jan Peters published an anthology of peasants’ diaries<sup>30</sup>. Eva Kormann examined autobiographical records of Protestant women (advocates of Pietism), Catholic women (convent chronicles), and women writing family chronicles (*Familienchronistik*)<sup>31</sup>. Gabriele Jancke presented the world of scholars and artists<sup>32</sup>. From autobiographical sources she extracted details about the manner in which scholars treated their patrons and depicts the client-patron relationship. The autobiographies show us a group of scholars dependent on their patrons, nevertheless, each of them attempts to achieve a more powerful

---

<sup>30</sup> *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie*, ed. J. Peters, (2003).

<sup>31</sup> E. Kormann, *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert*, (2004).

<sup>32</sup> G. Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*, (2002).

position in the relationship despite their dependence. Jancke underlines the importance of various factors affecting individual attitudes towards the patron and causing the differentiation of the relationship – social position, age, religion, sex. In this case, individualism evinces itself in the fact that scholars seek independence from authority.

A collection of studies published in the series *Selbstzeugnisse der Neuzeit* in 2001 was of major importance for interdisciplinary and comparative research. In the introduction Konrad von Greyerz, Fabian Brändle, Lorentz Heiligensetzer, Sebastian Leutert and Gudrun Piller emphasized the need to analyse ego-documents (they apply this category in a broader sense than self-testimony) in social and historical contexts<sup>33</sup>. The framework of an ego-document constitutes family, social class, religious orientation. A writer locates himself both in the literary and social field through the linguistic presentation of him/herself.

### The Polish-Lithuanian Commonwealth case study

In Polish historiography a long-standing traditional approach to autobiographical sources which included memoirs, diaries and letters has prevailed. Researchers have mainly been interested in the sources left by grand heroes and representatives of elites. The publisher of an anthology of Polish memoirs of the 16<sup>th</sup> c., Marian Kaczmarek, stressed that the importance of memoirs resulted from the fact that they had been written by leaders, politicians and artists. Historians researched them for a picture of important events and to a lesser extent concentrated on the writers and the world of emotions. Autobiographical sources were used mainly by historians of political history who looked for information about the course of events, along with historians of literature who were interested in the artistic value of a given work<sup>34</sup>. The writer aroused little interest those of memoirs and diaries very often stood in the background. In the foreground were the events they described.

---

<sup>33</sup> *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich*, p. 3–7.

<sup>34</sup> It was confirmed by Piotr Borek who stated that literature theorists try to put particular texts into invented systems of norms, see: P. Borek, *Ukraina w staropolskich dziuryszach i pamietnikach. Bohaterowie, fortece, tradycja*, (2001), p. 29–82.

Looking at memoirs, diaries and letters as ego-documents opens up new perspectives. Firstly, questions arise as to how a historian can get into the internal world of a writer and discover his feelings, frequently hidden behind narration or politics. Utterances in memoirs sometimes take the form of a chronicle of events. They are written in the third, and not the first person.

Secondly, the form of memoirs came into question. In many memoirs, the narration of the writer merges with texts additionally incorporated. Some included fragments of documents, letters, citations, poems etc, resulting from a need to document their own accounts of events and to make them sound more reliable. The form of such a memoir, the composition of additional elements and their place in the text, may provide information about the writer, his interests and sensibility. A historian may characterize a writer having analysed such external elements, pre-written, from which the text is assembled.

An example of such a new approach and the posing of new questions can be found in research on handwritten books – *silvae rerum*<sup>35</sup>. They were written in noblemen's manors by the head of the family and after his death, his successor would continue. For a long time, *silvae rerum* were depreciated by historians of political history and historians of literature. For the former they possessed value only if they described important political events; for the latter they were valuable if the writer evinced some literary talent. However, neither first nor the second conditions were often fulfilled. Writers mainly recorded information about family life, their own deeds and successes. Thus, *silvae rerum* included notes about weddings, funerals, recipes, medical advice, several copies of correspondence, poems and speeches.

Historiography abounds in misunderstandings concerning this handwritten source and the term *silva rerum* constantly underwent interpretative modification. The reason may be found in the object of research itself which was heterogeneous in both structure and content. The Latin term *silva rerum* used by old Polish writers meant a 'forest of things'. The term introduces structural variety (forests includes a variety of forms on a va-

---

<sup>35</sup> Compare: S. Skwarczyńska, *Kariera literacka form rodzajowych bloku silvae*, in: *Wokół teatru i literatury*, (1970), p. 183; M. Zachara, *Sylwy – dokument szlacheckiej kultury umysłowej w XVII w.*, in: *Z dziejów życia literackiego w Polsce XVI i XVII wieku*, ed. H. Dziechcińska, (1980), p. 197.

riety of sites) and a variety of content ('things' – could be small or big, important or unimportant). The constitutive elements of *silvae rerum* were length, variety of content and form of texts, along with the variety of issues touched upon ranging from the trivial to essential.

The abundance of definitions of *silva rerum* results from the different methodological approaches of researchers from various disciplines, political history or the history of literature. Discussion resembles a dispute about the rules concerning the incorporation of such manuscripts into a library or archive. Archivists and librarians making inventories and catalogues very often classified *silvae rerum* as miscellaneous collections or *varia*, not knowing how to define them. It is worth mentioning that archivists and librarians were not the only ones who dealt with *silvae rerum*. Historians also selected fragments which they later put together at their own discretion and published as single homogenous sources. An example here is an edition of the memoirs of the voivode of Mińsk, Krzysztof Zawisza. The publisher Julian Bartoszewicz chose only fragments of the *silva rerum* of the Zawisza family in 1862 and ordered them chronologically. In such a way the *silva rerum* of the Zawisza family became a printed memoir of Krzysztof Zawisza.

The development of such handwritten manuscripts commenced at the end of the 16<sup>th</sup> c. and lasted until the end of the Polish-Lithuanian Commonwealth. It was connected with the cultural formation of Sarmatism, generated an unprecedented quantity of formal ideas and a variety of content. The richness of form and content partially resulted from a lack of set rules on creating a family manuscript. The nobility introduced everything that could be useful in their political activity (speeches, models of letters, fragments of Sejm (diet) records, reports from sejmiks (diets)), household activities (advice about breeding animals, illnesses, epidemics, weather observations) and family life (dates of births, weddings and deaths of family members, advice on upbringing). The book also provided some entertainment as some authors recorded anecdotes, their own poems as well as some written by famous poets (e. g. Kochanowski, Sarbiewski). The authors were aware of the variety of forms: title pages bear Latin terms such as *miscellanea*, *nihil et omnia* (nothing and everything), *penum* (a collection of recipes), *varia* (various topics), *vorago rerum* (an abyss of things), *otia publica*, *otia domestica* (public and family entertainment). In this way it was underlined that a *silva rerum* contained

fragments of what was of worth in various ways. Both the muses – Clio and Calliope – provided patronage for a noble writer who devoted his time to public matters in the Sejm (diet) and sejmik (dietine), along with family issues in his manor house. The Latin *otium negotiosum* (hard worked for leisure) meant time free from work; a landowners life full of intellectual activities. It is not surprising that *otium negotiosum* was often to be found on the title page of a nobleman's manuscript.

Now we reach a key issue – namely, the different understanding of the term *silva rerum* by historians and the writers of such books. Research on old Polish writing tended to locate *silvae rerum* within a typology of the development of memoir studies. According to such a typology, *silvae rerum* were understood as an imperfect, early form of a memoir – a pro-to-memoir. Alojzy Sajkowski when characterizing memoirs treats *silvae rerum* like *vorago rerum* (an abyss of things), where practically no selection criteria were applied to the material<sup>36</sup>. From the perspective of a contemporary researcher, a *silva rerum* may seem to be a *voragum rerum* – a form of chaos. Nevertheless, for its old Polish recipients it was a transparent text, part of the cultural convention of the epoch. Stanisław Różycki, in one of the first preserved statements from a writer of a *silva rerum* in 1620, declared that he provides the reader with well-ordered material. An analysis of his book shows the application of a clear thematic criterion.

In the 1680s, Adam Żychliński explained that the abundance of content in his manuscript was to satisfy readers of various tastes: 'like a person with a good appetite who does content himself with just one dish, but looks for others. Like a person who is a hunter and is not satisfied with one hunting expedition, but goes deep into new forests and searches for new game'<sup>37</sup>. In the same way the author of a *silva rerum* could not content himself with just one record, account or commentary on a given subject matter. When he found an appropriate citation, he recorded it in his *silva rerum*.

The author of the only printed *silva rerum* of the mid-18<sup>th</sup> c., the castellan of Smolensk Kazimierz Niesiołowski, commented on the need to

---

<sup>36</sup> A. Sajkowski, *Nad staropolskimi pamiętnikami*, (1964), p. 35.

<sup>37</sup> Biblioteka Płockiego Towarzystwa Naukowego [Library of Scientific Society in Płock], *Manuscripta Adama Żychlińskiego*, v. 2, 114, p. VIII.

gather various new topics of a similar vein. In the preface he announced to the reader: ‘remember that it is not fashionable to have only one tree in the garden. Famous gardens are those which have an abundance of fruit’<sup>38</sup>. Later on, he explained the way in which the reader may use his book, emphasising that it was the reader who chose from his work what he was interested in. Hence, here *silvae rerum* are understood as a kind of collection of ideas and fragments to be later extended, corrected and commented on by the reader. Niesiołowski offered the book to the reader, fully aware of the role the reader should play: ‘the title *Miscellanea* was given to the book, and you can either praise or reproach the style; you can choose what you prefer, because the author cannot guess who will like what’<sup>39</sup>.

To make it easier to use scattered information, *silvae rerum* were provided with contents, lists of works copied. On the margins *nota bene* or *notandum* were written to stress the importance of the information and also when the writer had noticed an error in a sequence of rewritten fragments. To make clear the connection between two pages, *silvae rerum* sometimes bore ‘catchwords’ as in printed books. Fragments considered to be unsuccessful poetic attempts or arousing objections in its next owner (i.e. obscene poems, ineffective medical advice) were crossed out. So, the chaos was only seen through if both the writer of the text and its recipient were conversant with the communicative rules of the situation<sup>40</sup>.

Why were *silvae rerum* written? Writers sometimes defined their aim and title pages sometimes bear two Latin phrases: *ad subsidium memoriae* (to help the memory) and *ad posteritatem* (for future generations). On the one hand, the book was to be useful to a nobleman in his daily activities; on the other, it was also to serve the family and its descendents. Such a book was supposed to be a collection of wise ideas transmitted from one generation to another. An interesting example of such conscious transmission of wisdom is the book written by the starost of Nowy Dwór,

---

<sup>38</sup> K. Niesiołowski, *Ad librum et lectorem*, in: *Otia publica vix domestica próżnoty różne, publiczne, domowe, dawne, późniejsze, terażniejsze, nowe pod tarczą na świat przy dwóch idą mieczach o świętych, świeckich dowiesz się tu rzeczach [...]*, (1743).

<sup>39</sup> Niesiołowski, *Ad librum et lectorem*, p. 3.

<sup>40</sup> K. Dmitruk, *Galaktyki kultury*, in: *Kultura żywego słowa*, ed. H. Dziechcińska, (1989), p. 17.

Adam Jan Warakomski<sup>41</sup>. It must be stressed that the manuscripts remained unnoticed for many years. It was probably brought from Lvov to Toruń by the first rector of Nicolaus Copernicus University, Ludwik Kolankowski, who donated it to the University Library. Librarians included it in the catalogue under the heading miscellaneous texts and poems. It should also be noted that historians frequently discover family books of the *silva rerum* type recorded in an archival inventory or library catalogue as *varia* or *miscellanea*.

Warakomski, a nobleman owning estates in the province of Nowy Gród in the Grand Duchy of Lithuania, decided to prepare a compendium of knowledge for his grandsons. He placed their names and dates of birth on the title page. Warakomski did not have sons, so he decided to pass on the *silva rerum* to his grandsons. He entitled the book, 'A grandfather's memoir for his grandsons'. It is probable that the death of two of his five grandsons in 1742 and 1743 inspired the starost to dedicate the special book of wisdom to those remaining. The writer opens with an invocation and explanation of the motives for which he had written the book – for the benefit of readers and for the benefit of the Catholic soul. He wanted the reader (his grandsons) to use the book whenever they wanted and draw on his (grandfather's) experiences in the future: "senes non sibi sed nepotibus arbor serunt" – the elderly plant trees not for themselves, but for their descendants.

In the introduction 'To the careful reader' he spoke of the possibility of selecting the material he wanted to read, as the reader would not necessarily like all the content of the book. He was to decide for himself what to use for his own purposes, and what to omit. The collection embraced a historical-geographical description of Poland and Lithuania (from A.D. 550 during the rule of Lech to the reign of August III), and other countries in Europe, Africa and Asia. He started with a history of Poland for, as he emphasized, he wrote as a Polish national for Poles being an inhabitant of the Grand Duchy of Lithuania. However, it was not a typical list of rulers and events from the history of Poland. Warakomski created a subjective picture of history and selected interesting events, which attract the readers' attention. In the chapter, *Acroamata*, Warakom-

---

<sup>41</sup> Manuscript collection of Biblioteka Uniwersytecka w Toruniu [Nicolaus Copernicus University Library in Toruń], coll. 126/IV.

ski included his own poetry so that his grandsons could admire the poems he had written to celebrate baptisms and weddings, and to include inscriptions, tombs, epigrams, satires and trifles. The poems contained a large quantity of autobiographical information which Warakowski referred to from his stay in Grodno, meetings with friends and family reunions. The last chapter is a collection of guidelines and examples of Christian conduct. Warakowski's memoir must have been read by his descendants for their notes appear in the margins. The writer himself completed the memoir by systematically adding extra texts and poetic fragments in available spaces.

I once suggested that *silvae rerum* be called archives of Sarmatian memory<sup>42</sup>. In fact, they were collections which were not only gathered and made available, but also constructed the subjective world of Sarmatian values itself. The culture can be seen through the archive understood in this way. Such archives, provided with new texts throughout the whole period of the existence of Sarmatism, remained valid and useful for their owners and their families. They made available materials, sets of political examples and patterns, literary entertainment and moral guidelines. They were copied and borrowed, thanks to which they reached not only the closest family circle, but also circulated in the wide spectrum of the culture of the *szlachta*.

It was not until the 19<sup>th</sup> c. that *silvae rerum* were treated as collections of texts, documents which went beyond circulation in current political, administrative and economic circles. They became only a memory of the past used for literary or genealogical purposes. It was then that the baroque concept of *vorago rerum* started to mean an abyss or chaos. The 19<sup>th</sup> c. descendants of the Sarmatians did not understand the meaning of the *silvae rerum* written for them by their predecessors.

The new proposal to read a *silva rerum* manuscript as an archive of memory may be useful for other types of sources. Writers of memoirs, diaries and private letters constructed a kind of archive *ad subsidium memoriae*. Their record of the past was subjective and selective. Questions about the manner and scope of the selection, along with questions about the features of such a subjective record, open up a new perspective of research on ego-documents.

---

<sup>42</sup> Roszak, *Archiwa sarmackiej pamięci*, p. 41–70.

To conclude, I would like to return to the reservations I made in the introduction. It seems that the experiences of various countries like experiences of various disciplines allow us to look optimistically to the future. Research on ego-documents has created an opportunity for cooperation between historians and historians of literature, as well as representatives of other humanities' disciplines. James Amelang, an expert on the autobiography of burghers in Europe in the early modern age, stresses the possibility and necessity of interdisciplinary research: what ground could be more ideal than autobiography for an ecumenical meeting among disciplines?<sup>43</sup>

A similar demand may be addressed to researchers from various European countries. As above we can also ask a rhetorical question – is there a better field for research on European culture than sources in which people described themselves?

Translated *Agnieszka Chabros*

---

<sup>43</sup> Amelang, *Saving the Self from Autobiography*, p. 139.

Stefan Kwiatkowski

Uniwersytet Szczeciński

## EGO-DOKUMENT UND SELBSTZEUGNIS

### Einige Bemerkungen zur Forschungspraxis

Das Ziel der vorliegenden Einführung ist bescheiden, allerdings von grundsätzlicher Natur: Das als „Selbstzeugnisse in dem polnischen und deutschen Schrifttum des Mittelalters und der Früheren Neuzeit“ betitelte Projekt ist im Grunde genommen der Bearbeitung von recht unterschiedlichen Quellen gewidmet, die man der Kategorie der Ego-Dokumente zurechnen darf. Ein Teil davon repräsentiert freilich die bereits klassische Gattung der Selbstzeugnisse, zu der Autobiographien, Memoiren, Tagebücher, Denkwürdigkeiten, Reiseberichte, Briefe sowie allerlei Aufzeichnungen persönlichen Charakters gehören. Das gemeinsame Thema des Projekts bleibt nicht so sehr die formale Analyse der Quelle, sondern vor allem der Mensch und seine Identität, wie sie in den Quellen aus der Perspektive des heutigen Fragenkatalogs der Geschichtswissenschaft wahrnehmbar sind, und zwar sowohl für deren traditionelle Linie der Mentalitätsforschung, deren Wurzeln bis zur Annales-Schule zurückreichen, als auch für deren aktuelleren Richtungen, die an die anthropologischen<sup>1</sup> und hermeneutischen<sup>2</sup> Ansätze anknüpfen. Es scheint deshalb

---

<sup>1</sup> H. Medick, »Missionare im Ruderboot«? *Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*, in: *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, hg. v. A. Lüdtke, (1989), S. 54 ff.; G. Dressel, *Historische Anthropologie. Eine Einführung*, mit einem Vorwort v. M. Mitterauer, (1996), S. 156 ff.

<sup>2</sup> Dressel, *Historische Anthropologie*, S. 49 ff.; U. Daniel, *Quo vadis, Sozialgeschichte*.

sinnvoll, unterschiedliche Zugänge zu den erwähnten Quellengattungen mit besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen Geschichtsschreibung darzustellen.

Die Wissenschaft des neuzeitlichen Abendlandes hat sich früh, weil bereits im Zeitalter der Aufklärung, von der Kultur emanzipiert. Mehr noch, sie wurde der Kultur gegenübergestellt. Die letztere sollte die traditionelle und subjektive Weltansicht erfassen, die erstere wäre auf die objektive Erkenntnis der Wirklichkeit gestützt, auf das vernunft- und erfahrungsgeleitete Streben nach der Wahrhaftigkeit der Erkenntnis. Auf dieser Grundlage können die das Wesen des Problems anzeigenden Gegensatzpaare, wie Wissenschaft und Religion, Wissenschaft und Kunst, Wissenschaft und politische Ideologie, klärend wirken. Mehr noch, im 19. Jh. hat sich der Glaube durchgesetzt, dass die objektive Welterkenntnis den Menschen tugendhaft mache. Unter diesen Umständen öffneten sich den Geisteswissenschaften zwei Möglichkeiten:

- 1) an den traditionellen Kategorien der Narration und Erkenntnis festzuhalten;
- 2) sich nach Möglichkeit den sog. objektiven („modernen“) Erkenntniskategorien anzupassen.

Erst in den 70er Jahren des 20. Jh. wurde anerkannt, dass die gesamte Wissenschaft tief in der Kultur verankert sei, einen Teil von ihr darstelle, der insofern autonom ist, als er selbst eine deutlich bestimmte Subkultur bildet. In der Geschichtsschreibung verursachte diese Erkenntnis eine Wendung zur Kultur und revidierte die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Disziplin<sup>3</sup>. Die Geschichte der historiographischen Reflexion über den Menschen und seine Identität waren durch die hier genannten Bedingungen bestimmt. Deshalb sei hier die Ansicht erlaubt, dass die Forschung zu Ego-Dokumenten aus grundsätzlichen Gründen nicht zu derselben Familie wie die Forschung zu Selbstzeugnissen gehört<sup>4</sup>.

---

*Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende*, in: *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*, hg. v. W. Schulze, (1994), S. 54–64.

<sup>3</sup> L. Daston, *Die Kultur der wissenschaftlicher Objektivität*, in: *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität?*, hg. v. O.G. Oexle, (1998), S. 11–39; dies., *Eine kurze Geschichte der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit*, (2001), S. 35 ff.; G.G. Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*, (1993); A. Heuer, *Die Geburt des modernen Geschichtsdenkens in Europa*, (2012), S. 88 ff.

<sup>4</sup> S. Schmolinsky, *Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffen und Konturen*

Die autonome Position der Selbstzeugnisse ergibt sich aus einem zu tiefst literarisch geprägten Rezeptionsmuster: Der Umgang mit dem Genre entstammt den Denkgewohnheiten und der intellektuellen Kultur, die für die Literaturhistoriker typisch sind. Für diese „öffnet“ die eigenhändige Niederschrift das „Innere“ des Autors (früher seine „Seele“, jetzt, nach Schmolinsky: die menschliche „Essenz“), der in einigen Momenten in einer gewissen Abgetrenntheit von öffentlichen Angelegenheiten lebe und, vielleicht dank dieser Isolation, zur Introspektion fähig sei<sup>5</sup>. Selbstverständlich handelt es sich um einen Autor, der befähigt ist, Gedanken und Gefühle schriftlich zu fixieren. In Bezug auf den Rest der Gesellschaft bliebe dann übrig, über die mündliche Kultur zu spekulieren, zu der man in der Neuzeit selbstverständlich reif genug war. Die Mediävisten haben es freilich vermocht, nachzuweisen, dass die Neuzeit ein relativer Begriff ist, dessen Wurzeln bis ins späte Mittelalter zurückreichen<sup>6</sup>. Ein Blick in die Bibliographien zeigt, in wie vielen Titeln Spätmittelalter und Frühe Neuzeit zusammen vorkommen. Die zeitliche Schwelle in der Individuumsforschung setzte mit Jacob Burckhardt ein, womit er die Grundlage für ein Forschungsparadigma bereitstellte<sup>7</sup>.

Das Interesse der Geschichtsforschung an Ego-Dokumenten ist eher mit der historiographischen Tradition belastet, die den Menschen aus der sozialen wie soziologischen Perspektive erfasste. Die Wahl eines Neologismus mit der Komponente „Dokument“ legt nahe, dass dieser Quellengattung

---

*einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung*, (2012), S. 63 ff., bemerkt, dass Beide Begriffe oft synonym angewandt sind; ähnlich G. Jancke, *Jüdische Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente der Frühen Neuzeit in Aschkenas. Eine Einleitung*, in: *Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente frühneuzeitlicher Juden in Aschkenas. Beispiele, Methoden und Konzepte*, hg. v. B.E. Klein, R. Ries, (2011), S. 9–26, die u. a. schreibt: „Ebenfalls sind ‚Zeugnisse‘ oder ‚Dokumente‘ als Oberbegriffe eher kritisch zu sehen, denn die Fragen von Schreibmustern, Strategien und Narrativität sind hier überhaupt nicht präsent“. Die unterschiedliche „Genealogie“ von beiden Begriffen bemerken auch C. Ulbrich, H. Medick, A. Schaser, *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*, in: *Selbstzeugnis und Person: Transkulturelle Perspektiven*, hg. v. dens, (2012), S.1–19, zitiert: S. 3 f.

<sup>5</sup> H. Tersch, *Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, (1998), S. 5 ff.

<sup>6</sup> Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 16 ff. und passim.

<sup>7</sup> F. Brändle, K. von Greyerz, L. Heiligensetzer, S. Leutert, G. Piller, *Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung*, in: *Von der dargestellten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, hg. v. K. von Greyerz u. a., (2001), S. 3–31.

bestimmte Merkmale der „Objektivität“, also des Hinausgehens über die Welt subjektiver Empfindungen, verliehen werden, die in dem Terminus „Zeugnis“ zu finden seien. Die von Winfried Schulze dazu formulierten Ausführungen würden von eben der bei dieser Richtung vertretenen Art der Problemthematisierung entsprechen<sup>8</sup>. Schulze bemerkt, dass das Programm der Anschauung und der Rekonstruktion des inneren Wesens des Menschen von vielen Forschern, wie Marc Bloch oder Lucien Febvre in Frankreich oder Friedrich Meinecke und Otto Hintze, aufgenommen wurde. Er scheint jedoch zu glauben, dass beide Richtungen (die historisch-soziale und die kulturwissenschaftliche) eine Einheit darstellen. Er leitet die Geschichte der Individuumforschung aus der sozialen Geschichte ab, die neben der Erforschung von großen Prozessen und Strukturen:

- den Erkenntniswert des bewussten und unbewussten menschlichen Handelns anerkannte;
- den Weg von der Makro- zur Mikrogeschichte eröffnete;
- von quantitativen zu qualitativen Methoden übergang.

Schulze meint: „Es sollen darunter alle jene Quellen verstanden werden, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob dies freiwillig [...] oder durch andere Umstände bedingt geschieht“. Diese Definition erlaubt dem Autor die Grenzen der Gattung weit abzustecken und die Bezeichnung „Ego-Dokument“ auf Verwaltungs-, Gerichts- und Steuereurkunden, Testamente, Kaufmanns- und Rechnungsbücher auszudehnen. Und weiter: „Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, dass Aussagen oder Aussagepartikel vorliegen, die – wenn auch rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesem System und deren Veränderungen reflektieren. Sie sollten individuell-menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenba-

---

<sup>8</sup> F. Redlich, *Autobiographies as sources for social history. A research program*, „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, 62 (1975), S. 380–390; J. Kocka, *Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre*, in: ders., *Sozialgeschichte*, (1986), S. 33–39; W. Schulze, *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“* (künftig zit. als: Schulze (1996)), in: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, hg. v. dems., (*Selbstzeugnisse der Neuzeit 2*, 1996), S. 11–30, S. 14 ff.

ren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und-erwartungen widerspiegeln“<sup>9</sup>.

Die Ego-Dokumente sollten also eine objektiv bestehende Realität „reflektieren“ und „widerspiegeln“, zu der die „freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen“ (an einer anderen Stelle: „typische oder singuläre Vorstellungswelt“) gehören sollte. So lehrten Schulze und die ihm folgenden Geschichtswissenschaftler: „Reflektieren“ und „widerspiegeln“ setzen implizit die Objektivierung der in den Ego-Dokumenten enthaltenen Zeugnisse voraus. So versteht Schulze „den Weg für einen intensiveren methodischen Zugriff und das bewusste und unbewusste menschliche Handeln“<sup>10</sup>.

Eine andere Frage ist der Quellenbegriff. Der Begriff Ego-Dokument „bezieht sich [...] auf das historische Quellenmaterial selbst“, mit Ausschluss des Quellenautors. Schulze schreibt mit sichtbarer Distanz über die Kategorie der „life-Dokumente“, da sie in der psychoanalytischen, anthropologischen und soziologischen Forschung Anwendung finden, wo übrigens die Biographie anders als in der Geschichtswissenschaft verstanden wird. Selbst die Erforschung der Autobiographie und des Selbstzeugnisses im strengen Sinne des Wortes betrachtet der Autor mit Zurückhaltung, wenn sie nicht völlig seine soziowissenschaftlichen Kriterien erfüllen. Die Autobiographie als Quelle erweckt seine – stark in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung verwurzelten – Zweifel. Er glaubt, dass man das aus diesen Dokumenten gewonnene Wissen mit Nutzen durch Tatsachen aus andersartigen Ego-Dokumenten ergänzen könne<sup>11</sup>.

Grund für die Kontroverse wurde das Postulat Schulzes, man möge zu Ego-Dokumenten Aussagen aus allerlei Verhörprotokollen und Gerichtsprozessen zählen. Es sei eine unschätzbare Quelle für die Gesellschafts- und Mentalitätsforschung, insbesondere in Bezug auf das an schriftlichen Zeugnissen ziemlich arme Mittelalter. Der Autor kritisiert die Forscher, die sich hauptsächlich für den Inhalt des Berichts, für das darin enthaltene Wissen von der (im Grunde sozialen, rechtlichen, ökonomischen) Wirklichkeit interessieren. Er betont die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Situation von Zeugen, mit einer vielleicht übermäßigen Hervorhebung

---

<sup>9</sup> Schulze (1996), die angeführte Zitate entsprechend S. 21 und 28.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 25 f.

der Möglichkeit und Motivation für Wirklichkeitsfälschung. Die Zeugen als solche (ihre Situation, Motivation, Ziele, Identität) verdienen seiner Meinung nach mehr Aufmerksamkeit seitens des Forschers<sup>12</sup>.

Studien zu Selbstzeugnissen passen nicht zu diesem Forschungsmodell, da sie sich aus einer romantischen, immer noch nicht erloschenen Tradition der Autobiographieforschung ableiten, die in dieser Textsorte eine erkenntnismäßig attraktive literarische Gattung erblickt und der diesbezüglichen Forschung eine gewisse Autonomie sichert. Das Selbstzeugnis, insbesondere in Form einer eigenhändigen Aufzeichnung, soll das „Innere“ des Autors erschließen, der gewöhnlich in einer gewissen Trennung von öffentlichen Angelegenheiten angesehen wird, und der dank dieser Isolierung möglicherweise zur Introspektion fähig sei. Die Geschichtswissenschaft, eben seitdem sie das Paradigma der „Wissenschaftlichkeit“ angenommen hat, erhob den Anspruch auf die Historisierung der Forschung über Selbstzeugnisse<sup>13</sup>.

Woher stammt das Interesse für Zeugnisse dieser Art? Ihm liegt die Infragestellung eines historiographischen Paradigmas zugrunde. Die Erklärung der Welt ist durch das „Verstehen“ vom Menschen abgelöst worden. „Die Annäherung an den Menschen in der Geschichte“ bleibt im Falle von Selbstzeugnissen zwar auf den selbst schreibenden und sich thematisierenden Menschen beschränkt, aber auch er ist noch weitgehend zu entdecken“<sup>14</sup>. Das Selbstzeugnis darf nach diesen Kriterien weder mit der öffentlichen Sphäre noch mit der Selbstpräsentation etwas Gemeinsames haben.

Das neue geisteswissenschaftliche Paradigma setzte zuerst die Suche nach dem menschlichen Individuum in der Geschichte voraus. Es sollte ein Individuum in kultureller Bedeutung sein: mit einem Kulturerbe ausgestattet, von vergeistigter Innerlichkeit, durch ein Netz von Interak-

---

<sup>12</sup> W. Schulze, *Zur Ergiebigkeit von Zeugenbefragungen und Verhören*, in: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen*, S. 319–325.

<sup>13</sup> M. Scheutz, H. Tersch, *Individualisierungsprozesse in der Frühen Neuzeit? Anmerkungen zu einem neuen Konzept*, „Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit“, 2 (2001), S. 38–59.

<sup>14</sup> B. v. Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*, „Historische Anthropologie“, 2 (1994), S. 462–471, zit. S. 470.

tionen mit der Gesellschaft verbunden. Die Hoffnung auf einen neuen Zugang gibt die Anwendung der Errungenschaften der integralen Geisteswissenschaft: der Hermeneutik und der Forschungsmuster, die den verwandten Disziplinen – von Psychologie und Philosophie bis hin zu Soziologie und Kulturwissenschaft – entnommen sind. Mit einem neuen Begriffsapparat ausgerüstet, setzt sich der Historiker – übrigens nicht zum ersten Mal – daran, die Wahrheit vom Menschen zu entdecken.

Es fällt ihm schwer zu glauben, dass sein Erfolg so wenig wahrscheinlich ist als der von Generationen seiner Vorgänger. In der modernen Epoche unternahmen die Historiker mehrere Male solche Versuche, jeweils im unerschütterlichen Glauben an das Gelingen ihres Vorhabens. Die Lehre von der Vergangenheit befreite sich vom Geist der Theologie und begann an den objektiven Zeitgeist zu glauben, ihre Entwicklung erfolgte auf der Grundlage der Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Objektivismus, von dem absoluten Wert statistischer Angaben. Auf Grund der *communis opinio* sollte der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit einen besonderen Umbruch darstellen, in dessen Zuge der Mensch das früher von der Kirche gedämpfte Bewusstsein seiner Individualität erlangen sollte. Im Westen sollte dies chronologisch mit der Verbreitung des schriftlichen Ausdrucks von Gedanken und Gefühlen zusammenfallen. Es entstand der Begriff der Moderne, der neben seinem objektiven Inhalt auch eine für die abendländische Kultur apologetische Ausrichtung erfuhr. Es erfolgte die Verherrlichung der modernen Zivilisation, des Staates, der Nation, schließlich des abendländischen Menschen. Dieser sollte mit einem besonderen Gefühl der Individualität ausgestattet sein, das sich durch einen seltsamen Zufall mit dem Ideal des Staatsbürgers in modernen Nationalstaaten deckte. Die Geschichte der Entdeckung des Individuums gehört zu den klassischen Motiven der Geschichtsschreibung, entspricht aber nicht den aktuellen Ansichten. Wie es Gabrielle Jancke und Claudia Ulbrich formuliert haben, „passt [sie] nicht zu den Erfahrungen und Erwartungen von Menschen, die es gewohnt sind, in Kategorien von Netzwerken zu denken“<sup>15</sup>.

---

<sup>15</sup> G. Jancke, C. Ulbrich, *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung* (künftig zitiert als: Jancke, Ulbrich), in: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, hg. v. dies., „Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung“, 10 (2005), S. 7–27.

Heute lässt die Kritik der geschichtswissenschaftlichen Erkenntnis keinen Zweifel daran, dass das Konzept des abendländischen Individualismus ein historiographisches Konstrukt der Moderne, ein Resultat des Forschungssubjektivismus gewesen sei, der dem Historiker erlaubte, Fragen nach der Entwicklung des Bewusstseins, des Individualitätsgefühls oder der persönlichen Unabhängigkeit in den untersuchten Gemeinschaften zu stellen. So erscheint die Individualität nicht als ein in der Vergangenheit objektiv bestehender Zustand, sondern als ein „bestimmtes Personkonzept“, das auf Grund der abendländischen Werte in der Zeit der Moderne konstruiert worden sei<sup>16</sup>. Trotzdem bleiben Individuum und Individualität mehr oder weniger offenkundig Referenzpunkte in der historischen Narration. Dies gilt auch für den Fragenkatalog und für die Beschreibung der Ergebnisse der Forschung zu Ego-Dokumenten und Selbstzeugnissen.

Vor diesem Hintergrund scheint der Vorschlag Gabrielle Janckes und Claudia Ulbrichs interessant. Von der Definition des Selbstzeugnisses im Sinne von „x thematisiert x“ ausgehend, stellen sie die Frage, ob sich das „x“ als Individuum oder als Person thematisiert. Wenn das erstere der Fall ist, lohnt es sich ihrer Meinung nach, der Bindung des Individuumsbegriffs an das historisch-gesellschaftliche Paradigma und der Beschränktheit dieser Perspektive Aufmerksamkeit zu schenken. Ihr Postulat ist, die Erforschung des Menschen auf die Person als eine kulturell und historisch bestimmte Kategorie zu fokussieren. „Selbstzeugnisse sind Texte, in denen Menschen sich selbst beschreiben [...] und damit sind sie aufschlussreich auf der Ebene dargestellter und praktizierter Personenkonzepte, also im Bereich der sozialen, körperlichen Person und ihres Handelns“<sup>17</sup>.

Benigna von Krusenstjern setzt sich mit dem Problem der Definition des fraglichen Begriffs auseinander. Sie glaubt, dass das Selbstzeugnis die Bedingung „Jemand legt über sich selbst Zeugnis ab“ erfüllen muss. Es reicht nicht aus, wie das in der historisch-literarischen Forschung angenommen wird, dass der Quellenautor ein Augenzeuge des Ereignisses war

---

<sup>16</sup> H. Medick, *Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie*, in: *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, hg. v. J. Matthes, „Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis“, Sonderband 8 (1992), S. 167–178

<sup>17</sup> Jancke, Ulbrich, zit. S. 24.

und/oder einen Bericht davon niederschrieb. Die Quellenkritik bedient sich auch des in den Geisteswissenschaften angenommenen Arguments, demzufolge der Textautor sichtbar bleibe, unabhängig davon, ob er sich unmittelbar manifestiert oder nicht. Er sei nämlich in seinem Werk als „fungierendes Ich“ gegenwärtig und sein Werk widerspiegele seine Handlungen (als implizites bzw. explizites Selbst). Der zitierten Autorin zufolge gehöre der Text zur Kategorie ‘Selbstzeugnis’ nur dann, wenn sein Autor als explizites Selbst auftritt. Der so definierte Begriff habe viele Vorteile: „Sprachlich frei von Missverständnissen, ist er an keinen bestimmten Schreibrahmen gebunden und lässt eine Vielfalt von Formen zu – er wäre auch offen für die Einbeziehung mündlicher Quellen – dennoch ist er begrenzt“<sup>18</sup>.

Aufgrund dieser Überlegungen polemisiert Krusenstjern gegen Schulze: „Der Ansatz Winfried Schulzes, mit Hilfe des Begriffs „Ego-Dokument“ ohne Rücksicht auf die genannten Begrenzungen eine umfassende Zusammenschau derjenigen Quellen zu erreichen, die „individuelle Wahrnehmung gesellschaftlichen Lebens“ widerspiegeln, macht den Begriff „Selbstzeugnis“ jedoch keineswegs obsolet. Der Hinweis Schulzes auf die Konventionalität, ja auf den teilweise konstruktiven Charakter „autobiographischer Texte“, der ihre zunächst immer vermutete Originalität“ relativiere, ist zwar berechtigt, aber abgesehen davon, dass Selbstzeugnisse [...] nicht unbedingt mit „autobiographischen Texten“ gleichgesetzt werden können, bleiben der eigene Antrieb, das ‚selbst Geschriebene‘ und ‚selbst Verfasste‘ aufschlussreich genug und als Begrenzung daher wichtig, um sie in einer eigenen Kategorie zusammenzufassen“<sup>19</sup>.

Zugleich wurde die Überzeugung des Historikers, er sei zur „Rekonstruktion“ der Phänomene der Vergangenheit berufen, durch den Aufstieg der konstruktivistischen Sichtweise erschüttert<sup>20</sup>. Im Allgemeinen geht es da um Fragen der Wirklichkeitskonstruktion durch Beobachter. Der Konstruktivismus in den Geisteswissenschaften bildet eine Grundlage eines interdisziplinären Diskurses. In der Selbstaussagenforschung wurde diese Position durch Andreas Rutz mittels der Frage artikuliert, ob die

<sup>18</sup> Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse?*, S. 471.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 470.

<sup>20</sup> J. Straub, *Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung*, in: *Biographie als Geschichte*, (*Forum Psychohistorie* 1, 1993), S. 143–183.

Quellen zum persönlichen Leben dem Historiker überhaupt erlauben, die Art und Weise nachzuvollziehen, auf die die Quellenerzeuger die Welt erlebten? Oder ist die Erwartung eines in der Dokumentation auffindbaren historischen Ich eher illusionär, denn alle Selbstzeugnisse „stellen lediglich Ich-Konstruktionen dar?“<sup>21</sup>

Sabine Schmolinsky formuliert ziemlich kritische Beurteilungen des bisherigen Forschungsstandes und bemerkt dabei, dass sich die Charakteristik der Gattung „Ego-Dokumente“ auf das an der Geschichte der Frühen Neuzeit erprobte Instrumentarium stützt. Dabei erhebt sie den Anspruch der Mediävistik auf die Berücksichtigung der im Mittelalter entstandenen Selbstzeugnisse. Zu diesem Zweck sei eine Modifikation des Selbstzeugnisbegriffs von Nutzen. „Mittelalterliche Selbstzeugnisse können spezifische, von neuzeitlichen abweichende Erscheinungsformen annehmen, die sie als nicht selbstständige Quellen, gegebenenfalls mit anderen Quellentypen vermischt, auftreten lassen“. Sie setzt sich „für eine Erweiterung des Begriffs ‚Selbstzeugnis‘ nach mediävistischen Bedürfnissen“ ein<sup>22</sup>. Im Grunde ist das Selbstzeugnis als Quellenmaterial bereits erkannt, wenn es aber mit neuartigen Fragen konfrontiert wurde, könnte es eine Grundlage für die Kennzeichnung „einer Quelle als Selbstzeugnis oder partielles Selbstzeugnis“ abgeben. Viele derartige Zeugnisse vermitteln nur ausschnittartige und partielle Einblicke in die menschliche Wirklichkeit, dies sei aber „keine Folgeerscheinung der Struktur der Quellen, sondern resultiert offensichtlich aus einer sich darin spiegelnden, nur rekonstruierbaren Auffassung von Person in ihren sozialen Bezügen“<sup>23</sup>.

Die von Schmolinsky postulierte Autonomie der mediävistischen Selbstzeugnisforschung hat keinen Widerhall im Beitrag von Nora Bischof gefunden, denn diese Autorin berücksichtigt die Arbeit Schmolinsky überhaupt nicht. Nach der Beurteilung Nora Bischofs gebe es zwischen

---

<sup>21</sup> A. Rutz, *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*, „Zeitenblicke“, 1 (2002), erhältlich im Internet: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02rutz/index.html>, hier <10–11> (besucht am 16.09.2013).

<sup>22</sup> S. Schmolinsky, *Selbstzeugnisse im Mittelalter*, in: *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit*, hg. v. K. Arnold, S. Schmolinsky, U.M. Zahnd, (1999), S. 19–27, zitiert. S. 19 und 25.

<sup>23</sup> Ebenda, S. 24.

den Ansichten von Schulze und Krusenstjern keinen bedeutenden Widerspruch. Beide Konzepte sollen, indem sie die Aufmerksamkeit auf die Person des Autors lenken, den Weggang von rigorosen, auf literarischen Gattungen basierten Klassifizierungen ermöglichen. Die Ausführungen beider Autorinnen erlauben eine überschaubare Systematisierung der Termini, wie dessen der Autobiografie, die zu den (nach Krusenstjern durch die Merkmale Eigenverfasstheit und Freiwilligkeit bestimmten) Selbstzeugnissen gehören, die wiederum Teil einer breiteren Kategorie, nämlich der Ego-Dokumente seien. Ein Ego-Dokument konzentriere sich „mit seiner Frage nach den geäußerten Selbstwahrnehmungen [...] eher auf das ‚soziale Individuum‘, während im Vergleich dazu der Begriff ‚Selbstzeugnis‘ [...] auf die Untersuchung eines authentischen ‚Individuums‘ abzielt“<sup>24</sup>.

Die gesellschaftliche und historische Situierung aller Selbstaussagen interessieren Bischof im besonderen Maße. Die Autorin kehrt zu der von Krusenstjern vorgenommenen Unterscheidung zwischen explizitem und implizitem Selbst zurück, indem sie erneut an die Arbeit Alois Hahns anknüpft. Das explizite Selbst sei Ergebnis und Ausdruck bewusster Reflexion über soziale Bedingtheiten, die mit der Übernahme einer durch das soziale Milieu repräsentierten Perspektive zusammenhängen. Das implizite Selbst sei nicht selbstreflexiv, sondern lediglich (nach Hahn) „Lebenslaufresultat“, „Identität als Inbegriff von im Laufe des Lebens erworbenen Gewohnheiten, Dispositionen, Erfahrungen usw., die das Individuum prägen und charakterisieren“<sup>25</sup>.

Die Selbstaussage im Ego-Dokument (darunter auch Selbstzeugnisse) sei eine soziale Praxis, die das Identitätszeugnis bildet; dieses stelle wiederum einen Bestandteil des gesellschaftlich-historischen kommunikativen Interaktionsfeldes dar. Daraus ergeben sich Konsequenzen für die Quelleninterpretation. Die Selbstaussage repräsentiere nämlich eine Menge von Elementen, die von dem Quellenautor zwecks einer nach

---

<sup>24</sup> N. Bischof, *Über den heuristischen Wert der Konzepte „Selbstzeugnis“ und „Ego-Dokument“ am Beispiel schlesischer Selbstzeugnisse 1550–1650*, „Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa“, 17 (2009/2010), S. 89–117, zit. S. 96.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 99 f.; Zitate aus A. Hahn, *Identität und Selbstthematization*, in: *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, hg. v. A. Hahn, V. Kapp, (1987), S. 9–24, S. 10.

seinem Gesichtspunkt optimalen Selbstdarstellung im Sinne von Kommunikationshandlungen und spezifischen Situationen und Interaktionen gewählt wurden. Die schriftliche Darstellung sollte also als Ergebnis der Bildung eigener Identität betrachtet werden. Die Autorin betont „dass die Quellen formal wie auch inhaltlich einer Kontextualisierung bedürfen, um die Selbstaussagen einer Kommunikationssituation zuordnen zu können. Das Selbstverständnis historiographisch greifbarer Personen ist immer als ein relationales zu betrachten, und zwar im allgemeinen auf Lebenszusammenhang wie auch im speziellen und konkreten Interaktionssituationen bezogen, in welchen sich die über sich selbst Aussagenden befinden“<sup>26</sup>.

Sabine Schmolinsky verdanken wir eine tiefgreifende Bearbeitung des Wesens von Selbstzeugnissen, die sich trotz des Titels nicht auf die mediävistischen Probleme beschränkt, sondern sich auch auf allgemeinere methodologische Fragen bezieht. Die Autorin schätzt Selbstzeugnisse wegen deren Potential an Subjektivität hoch ein. Sie betrachtet dieses freilich im Kontext der Selbstidentifikationen in der Mitwelt, im sozialen Raum. Sie macht auf die emphatische Färbung beider Bestandteile des Selbstzeugnisbegriffs aufmerksam, welche die aktive Teilnahme des Historikers an der Bewertung des Phänomens impliziert. Sie erinnert an die einfache Definition des Selbstzeugnisses in der Formel „x thematisiert x“. Sie führt dabei die Lexikonerklärung des Terminus an: „Zeugnis, das man sich selbst gibt, Aussage über sich selbst“. Das Selbstzeugnis sei keine einmalige Aussage, sondern eine Widerspiegelung mannigfaltiger Erfahrung eines Individuums, welche die Grundlage für die Selbstidentifikation ausmacht. Deshalb teilt die Autorin die Selbstaussagen in synchronische und diachronische ein, je nachdem, ob die Expression zeitgleich zum Bewusstseinszustand oder erst nach einem zeitlichen Abstand erfolgt.

Das Novum dieser Auffassung darf in der Bestimmung der wissenschaftlichen Anwendbarkeit der besprochenen Quellen erblickt werden. Die Forschungstradition konzentrierte sich bis in die 1990 Jahre auf zwei Fragen:

- die Erzählbarkeit des eigenen Lebens in seiner chronologischen und räumlichen Zuordnung;

---

<sup>26</sup> Bischof, *Über den heuristischen Wert*, S. 117.

- die Isolierbarkeit und Darstellbarkeit der inneren Essenz des Menschen.

Nicht ohne Recht bemerkt die Autorin, dass die herkömmliche Terminologie und Begrifflichkeit der Autobiographieforschung doch begrenzt seien. Ihr Verständnis des Selbstzeugnisbegriffs ist offen, weil es alle Artefakte umfasst, die sich im Prozess der Selbstbestimmung zu einer kulturellen Ganzheit zusammensetzen. Ihre Position zählt sie zur historisch-gesellschaftlichen Forschung, bedient sich aber einer neuen Dimension des menschlichen Individuums, das in den breiten Kontext der gegenwärtigen Geisteswissenschaft eingebettet ist.

Nach der Autorin solle der historiographische Individuumsbegriff nicht der alleinige Bezugspunkt sein, sondern durch die Suche nach den Formen von Identifizierung und Identifikation ergänzt werden. Die Aufmerksamkeit sollte „auf die selbst unternommene, geleistete oder versuchte Identifizierung der eigenen Person“ gelenkt werden „in Aspekten, die summarisch als ‘Selbstidentifikationen’ benannt werden können“. Es erhebt sich hier freilich die Frage nach der Beziehung zwischen dem Identifizierten und dem Identifizierenden. Deren Existenz verlange nach der Annahme, dass der Mensch nicht Herr über die eigenen Identifikationsmerkmale sei, sondern dass ihm diese von Anderen verliehen werden. Kann die Selbstidentifikation dann aber überhaupt eine Validität besitzen, wenn sie den Konsens Anderer verlangen würde? Schmolinsky versucht damit zu überzeugen, dass innersubjektive Selbstaussagen und deren Erforschung einen autonomen Erkenntniswert darstellen. Als Ziele der Selbstzeugnisforschung bezeichnet die Autorin das Streben nach der Feststellung der Spezifität des Komplexes von persönlichen Merkmalen und Eigenschaften des Quellenautors. Vor diesem Hintergrund seien kommunikative Konstellationen und Funktionen der Selbstaussagen, kulturelle Praktiken und ihre Anwendung in der Gesellschaft erfassbar<sup>27</sup>.

Schmolinsky versucht ein Programm für die gegenwärtige Geisteswissenschaft zu formulieren. Im Rahmen der hier zentralen Frage darf man meinen, dass ihre Betonung der verinnerlichten Inhalte des Selbstzeugnisses ihre Ansichten in die Nähe der romantisch-literarischen Strömung rückt. Der Autorin nach trifft man in der Erforschung des Selbstzeugnisses

---

<sup>27</sup> Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 11, 73 f.

als Widerspiegelung des menschlichen Bewusstseins zahlreiche Konzepte von sehr unterschiedlicher Provenienz. Es gibt vorläufig keine Aussichten auf die Herausbildung eines kohärenten Forschungsparadigmas, die Mehrspurigkeit der Suche wird eher Standard bleiben.

Schmolinsky hebt besonders das Problem hervor, dass das Mittelalter schriftliche Quellen hinterlassen hat, die sich formalisierter, auf recht rigide Muster gestützter Ausdrucksmittel bedienen. Es bringt die Erforscher von früherer, vorneuzeitlicher Geschichte in eine prekäre Lage. Der genannte Sachverhalt legt nämlich nahe, dass Mensch und Gesellschaft zu bestimmten Zeiten zu unreif gewesen wären, als dass sie ein Zeugnis von sich selbst hätte geben können. Die zeitliche Nähe zwischen der Verbreitung der Alphabetisierung und der Entdeckung des eigenen Ich ist nicht nur für diese Autorin etwas zweifelhaft<sup>28</sup>. Dies zeugt auch von der hermeneutischen Ratlosigkeit des Historikers und regt zu Bemühungen um die Erweiterung der Quellenbasis an<sup>29</sup>.

Angesichts der Bestrebungen der Geschichtswissenschaft, sich die neue geisteswissenschaftliche Perspektive der Menschen- und Wirklichkeitssicht anzueignen, verlieren die herkömmlichen Unterschiede zwischen Ego-Dokument und Selbstzeugnis an Bedeutung. Dennoch bleibt die anfangs angesprochene Zweispurigkeit im Zugang zur Problematik des Menschen in seiner Umwelt Teil der Forschungswirklichkeit. Nicht nur das Konzept der Moderne, sondern auch das neue historiografische Paradigma bleibt ein kulturelles Erzeugnis, genauso wie die bloßen Begriffe ‚Selbstzeugnis‘ oder ‚Ego-Dokument‘.

\* \* \*

Zusammenfassend erlaube ich mir zu bemerken, dass die Ausgliederung der Kategorie Selbstzeugnis aus der Menge anderer Quellen ein Effekt der

---

<sup>28</sup> Vgl. J. Peters, *Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der frühen Neuzeit*, „Historische Anthropologie“, 1 (1993), S. 246: „bleibt die Frage offen, ob nicht auch andere Maßstäbe für den Entwicklungsgrad von Individualität oder historischen Individuationsvorgängen als die der schriftlichen Selbstsicht angewandt werden sollten“.

<sup>29</sup> Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 17 ff.

Interpretation ist, eines Aktes, der einen allwissenden Historiker impliziert. Der Historiker entscheidet über die Ansichten des Autors des vorliegenden Selbstzeugnisses, wozu er nicht über die ausreichende Wirkungsmacht verfügt. Ist der schriftliche Ausdruck vom eigenen Ich faktisch auf dieses Ich bezogen? Trennt doch jede Veräußerlichung des eigenen Ichs den Autor von seinem Erzeugnis, das auf diese Weise ein eigenes Dasein bekommt und ein Leben unabhängig von seinem Schöpfer beginnt. Wie kann man die Frage entscheiden, ob der Autor die Selbstpräsentation ausschloss? Ein ähnlicher Zweifel gilt der Veröffentlichung des Selbstzeugnisses. Und selbst wenn es nicht veröffentlicht ist, hat ihm der Autor doch eine veröffentlichungstaugliche Gestalt verliehen.

Das Selbstzeugnis wird als Quelle wahrgenommen. Was ist aber eine historische Quelle? Jedes Artefakt vom Augenblick seiner Entstehung an oder nur ein solches Artefakt, das von einem Historiker als Quelle klassifiziert wird? Inwieweit ist ein Historiker auf die Dekodierung, d.h. auf das Verstehen der Botschaft vorbereitet? Bereits der heilige Augustinus bemerkte, dass die Überreste der Vergangenheit Teile unserer Gegenwart sind, und keine Teile der Vergangenheit, die real nicht mehr existiere. Man möge nicht in ihnen nach der vergangenen Welt suchen, man möge nicht hoffen, in ihnen den damaligen Menschen wiederzufinden.

Dann entsteht die Frage: auf welcher Grundlage entsteht die Vorstellung vom Selbstzeugnis? Ist sie nicht ein Resultat der vorausgegangenen Voraussetzungen? Einen solchen Weg legt die Definierung des Selbstzeugnisses in Kategorien eines Idealtyps, wie sie von Sabine Schmolinsky vorgenommen wurde<sup>30</sup>.

Man könnte das Selbstzeugnis wie ein Artefakt betrachten, eine auktoriale Konstruktion, in der ihr Autor selbst sein Bildnis erschafft. Dieses kann eine einfache Widerspiegelung dessen sein, wie er seine eigenen Beziehungen zu der Gesellschaft versteht. Ebenso wahrscheinlich ist die andere Möglichkeit: Dass das Selbstzeugnis nicht so sehr die Beziehung von Autor zu seiner Umgebung widerspiegelt als eher das Gefühl wiedergibt, von eben dieser getrennt zu sein, was manchmal einer Art Kontestation gleichkommen kann.

Wie kann man die Unabhängigkeit des Selbstzeugnisses von den Umständen verstehen? Im historischen Sinne (wie das in der einschlägi-

---

<sup>30</sup> Ebenda, S. 16 ff., 60 ff.

gen Literatur verstanden wird) geht es um die Freiheit von der äußeren Welt. Dies ist wieder eine Frage der Interpretation. Bei der Gelegenheit sollen wir aber einer anderen Art von Umständen unsere Aufmerksamkeit schenken, und zwar denjenigen, unter denen die Interpretation vorgenommen wird.

Die Quelle darf als kodiertes Kommunikat definiert werden. Sie ist von dem Autor mit Rücksicht auf den Rezipienten kodiert worden. Das Selbstzeugnis braucht diese Eigenschaft nicht aufzuweisen. Es kann in Formen von Chiffre oder Symbol auftreten. Das Verstehen der Quelle durch den Historiker, auf Dekodierung ausgerichtet, ist inadäquat und inkomplett. Aber der Forscher wird es selten zugeben. Wenn er sich freilich das volle Verstehen anmaßt, überschreitet er seine tatsächlichen Kompetenzen, macht sich einer Usurpation schuldig. Im Falle des Selbstzeugnisses wäre der Historiker imstande, ein persönliches, scheinbar von seinen Entstehungsumständen unbeeinflusstes Kommunikat zu dekodieren. Seine Gegenwart wäre dabei sein einziger Bezugspunkt und Grundlage für die Bildung einer historiographischen Konstruktion.

Stefan Kwiatkowski

Uniwersytet Szczeciński

## ZUR FRAGE DER SELBSTREFERENTIALITÄT in der religiösen Sphäre am Beispiel der Akten der Heiligsprechung Dorotheas von Montau (1404–1406)

Das religiöse Phänomen, wie es der Kult Dorotheas von Montau gewesen ist, bleibt ständig im Feld wissenschaftlicher Interessen. Das Phänomen wird vom Standpunkt der klassischen Gesellschafts- und Mentalitätsforschung aus<sup>1</sup>, wie auch hinsichtlich seiner theologischen Inhalte untersucht<sup>2</sup>. Die Anwendbarkeit der Prozessakten für anthropologische Zugänge ist diskutabel. Die unmittelbare Auswertung der darin enthaltenen

---

<sup>1</sup> C. Hess, *Heiligenverehrung in Preussen. Die Kanonisationsakten Dorotheas von Montau als Quelle zur Mentalitätsgeschichte*, „Beiträge zur Geschichte Westpreussens“, 19 (2009), S. 9–27; dies., *Heilige machen im spätmittelalterlichen Ostseeraum. Die Kanonisationsprozesse von Birgitta von Schweden, Nikolaus von Linköping und Dorothea von Montau*, (*Europa im Mittelalter* 11, 2008); früher A. Triller, *Die heilige Dorothea von Montau vor dem Hintergrund ihrer Zeit und Umwelt*, in: *Dorothea von Montau. Eine preussische Heilige des 14. Jahrhunderts*, hg. v. R. Stachnik, A. Triller, (1976), S. 21–37, S. Kwiatkowski, *Die gesellschaftlichen Bedingungen der Spiritualität Dorotheas von Montau*, „Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands“, 48 (1996), S. 7–23.

<sup>2</sup> H. Westpfahl, *Die Geistesbildung der heiligen Dorothea von Montau*, „Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands“, 87 (1957), S. 172–197; P. Hörner, *Dorothea von Montau. Überlieferung – Interpretation Dorothea und die osteuropäische Mystik (Information und Interpretation. Arbeiten zu älteren germanischen, deutschen und nordischen Sprachen und Literaturen* 7, 1993). Zu wenig bekannt bleibt die Monographie von M. Borzyszkowski, *Problematyka filozoficzna i teologiczna w twórczości Jana z Kwidzyna*, „Studia Warmińskie“, 5 (1968), S. 109–199 und 6 (1969), S. 85–171.

Aussagen durch Emanuel Le Roy Ladurie brachte kontroverse Ergebnisse. Seine Arbeit über das Dorf Montailou erntete Anerkennung wegen der mutigen Auswertung der Quelle oder wurde wegen angeblicher interpretatorischer Beliebigkeit in Grund und Boden verrissen<sup>3</sup>. Eine neue Phase der Diskussion eröffneten die Arbeiten Winfried Schulzes, der bei seinen Ausführungen über die Kategorie der Ego-Dokumente auch die Prozessakten zu diesen zählte<sup>4</sup>. Dieser Vorschlag fand keine Akzeptanz unter Vertretern der anthropologischen Strömung in der Geschichtsschreibung<sup>5</sup>. Trotzdem bleibt der Wert von derartigen Akten, darunter solchen, die aus Heiligsprechungsprozessen stammen, als potenzielle Erkenntnisquelle attraktiv<sup>6</sup>. Die Aufzeichnungen von Zeugnisaussagen in mittelalterlichen Prozessen kann man für einen Ausdruck des Zeugenbewusstseins halten, sofern der Eingriff des institutionellen Protokollführers nicht zu weit ging.

Der vorliegende Beitrag ist als Versuch einer historisch-anthropologischen Problemerkfassung zu verstehen. Er geht der Frage nach, inwiefern die Aussagen in einem Heiligsprechungsprozess als Ausdruck Erstens der Individualisierung der Zeugen; Zweitens ihrer Identität angesehen werden könnten.

In der kritischen Beurteilung der Konzeption von Schulze wird die Subjektivität der Aussagenden übergangen; stattdessen widmet man viel Aufmerksamkeit den Umständen und Bedingtheiten ihrer Aussagen. Und doch ist der Wert der Aussagen von der Autonomie und der Selbstständigkeit der Zeugen abhängig. Mit anderen Worten: Es wird ihnen die

---

<sup>3</sup> E. Le Roy Ladurie, *Montailou, village occitan de 1294 à 1324*, (1975); die historiographische Kritik wurde (u. a.) von M. Benad, *Domus und Religion in Montailou. Katholische Kirche und Katharismus im Überlebenskampf der Familie des Pfarrers Petrus Clerici am Anfang des 14. Jahrhunderts*, (1990), S. 23–36, dargestellt.

<sup>4</sup> W. Schulze, *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte?*, in: *Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlass seines 65. Geburtstages*, (1992), S. 417–450; ders., *Zur Ergiebigkeit von Zeugenbefragungen und Verhören*, in: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, hg. v. dems., (*Selbstzeugnisse der Neuzeit 2*, 1996), S. 319–325.

<sup>5</sup> S. Schmolinsky, *Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffen und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung*, (2012), S. 63 ff.

<sup>6</sup> Ch. Krötzel, *Zur Prozessführung. Zeugeneinvernehmen und Kontext bei spätmittelalterlichen Kanonisationsprozessen*, in: *Hagiographie im Kontext. Wirkungswesen und Möglichkeiten historischer Auswirkung*, hg. v. D.R. Bauer, K. Herbers, (2000), S. 85–95.

Gelegenheit geboten, die eigenen individuellen Erlebnisse und Ansichten auszudrücken. Inhalt und Form der Aussagen können zwar eine weitgehende Vereinheitlichung erfahren, z. B. infolge der Arbeit des Notars oder unter dem Einfluss der äußeren Umstände oder der Umgebung. Dennoch sollte man nicht von vornherein auf die Wahrnehmung der Zeugen als einer Gruppe von Individuen verzichten.

In der Anthropologie werden „individualism“ und „individuality“ normalerweise voneinander unterschieden. Der erstere Terminus gilt einer bestimmten historischen Konzeptualisierung von Person oder Ich. Ihre beispielhafte Bestandteile können u. a. die Überzeugung von der moralischen und intellektuellen Autonomie des Menschen sein, von seiner Rationalität und seinem Selbstbewusstsein, wie auch von deren konkreten Erscheinungsformen wie die Teilnahme am religiösen, gesellschaftlichen oder politischen Leben. In dem Terminus der „individuality“ werden die universelle Dimension und die Unveränderbarkeit des menschlichen Daseins hervorgehoben. Der Wert des Individuums soll auf der individuellen Urheberschaft, auf der Existenz der bewussten Individualität, auf der Tätigkeit beruhen, die unabhängig von der gesellschaftlichen Wirklichkeit entsteht. Die Arbeiten zu Selbstzeugnissen betonen sehr stark den im Terminus „individuality“ enthaltenen Aspekt. Doch werden der Mensch und seine Handlungen von Anderen bewertet. Jeder Mensch muss sich auch der gesellschaftlichen Kommunikationsmittel bedienen. Die Aussagen aus den hier analysierten Prozessakten können für einen Ausdruck vom eben diesem „individualism“ der Zeugen gehalten werden, der von ihnen als kulturelle Norm vertreten wird.

Quellengrundlage der dargestellten Arbeit bilden die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau<sup>7</sup>. Der Prozess fand in Marienwerder in den Jahren 1404–1406 statt. Zu Protokoll wurden hier Aussagen von 257 Zeugen genommen: 110 Zeugen waren Männer, 147 Frauen. Einen elitären Kreis unter den Zeugen bildeten die Geistlichen. Vier Zeugen gehörten dem Führungskreis des Deutschen Ordens (der Hochmeister Konrad von Jungingen und drei Gebietiger) an, weitere fünf waren Vertreter der pomesanischen klerikalen Elite (der Bischof Johann

---

<sup>7</sup> *Die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau von 1394 bis 1521* (künftig zitiert als *Processus*), hg. v. R. Stachnik in Zusammenarbeit mit A. Triller und H. Westpfahl, (*Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands* 15, 1978). Zu der Quelle vgl. auch Hess, *Heilige machen*, S. 264 ff.

Mönch, Domherren). Dieser Gruppe gehörten auch fünf Pfarrer, einige Brüder und eine Schwester des Deutschen Ordens an. Unter den Frauen gab es auch vier Beginen. Der Landadel wurde lediglich von zwei Rittern repräsentiert. Zu der Oberschicht gehörten auch sechs Großgrundbesitzerinnen und drei Schultzinnen. Sonstige Zeugen und Zeuginnen (meistens als Witwe) gehörten dem Milieu von Handwerkern, Bauern, Fischern und Dienern von Kleinstädten und Dörfern. Besondere Stellungen nahmen ein Großkaufmann, ein Maler, ein Geigenspieler, ein Herold ein. 37 Zeugen waren Einwohner der Stadt Marienwerder; 41 Personen stammten aus den preußischen Großstädten (Danzig, Elbing, Thorn)<sup>8</sup>.

Der Fragebogen der Kanonisationskommission (in der dritten, meist benutzten Fassung), besteht aus 149 Fragen; dennoch wurden nur 25 Zeugen nach diesem Muster befragt. Die weiteren, welche die große Mehrheit bildeten, legten ihre Zeugnisse nur zu einzelnen Ereignissen ab, die als Wunder angesehen und als solche protokolliert wurden. Für die Fragestellung dieses Beitrags scheint der Unterschied zwischen denjenigen Zeugen, welche die Wunder berichten, und jenen, denen sie geschehen sind, nicht groß gewesen zu sein.

Im vorliegenden Beitrag nehme ich grundsätzlich die Voraussetzungen Winfried Schulzes bezüglich der Klassifizierung der Prozessaussagen als Ego-Dokumente an sowie deren Nützlichkeit für die Präsentation von gesellschaftlichen Phänomenen, darunter vor allem dem Wertesystem, der Mentalität, den Überzeugungen und Glaubensinhalten. Selbstzeugnisse können auf äußerlicher, formaler und inhaltlicher Grundlage unterschieden werden. Keinen dieser Aspekte sollte man verabsolutieren. Selbst wenn wir annehmen würden, dass nur eigenhändig verfasste Zeugnisse als Selbstzeugnisse einzustufen sind, bedeutet das nicht, dass sie Ausdruck und Bewusstwerdung der Individualität des Autors zu sein brauchen. Das Zeugnis kann ebenso gut ein manifestatives Bekenntnis der kollektiven, geistigen oder ideellen Identität sein, ein Ausdruck der Aufgabe eigener Identität zugunsten der kollektiven Identifizierung. Eine dichotomische Einteilung kann hier leicht fehlschlagen.

Ein Selbstzeugnis kann von einem Dritten fixiert werden. Ziemlich häufig sind die Situationen, in denen der Autor einem Schreibenden die

---

<sup>8</sup> Mehr von statistischen Angaben gibt Hess, *Heiligenverehrung*, S. 13; dies., *Heilige machen*, S. 267 f., 276 f. an.

Inhalte mitteilt, damit jener sie schriftlich festhalten möge. In den gesellschaftlichen Beziehungen des Mittelalters hat dieses Phänomen spezifische Formen angenommen. In der Kultur jener Zeit ist eine typische Übermittlungsform entstanden, die auf dem Erteilen von Antworten auf die Fragen eines bestimmten Fragebogens beruhte. Die meisten Gelegenheiten dazu bot der Inquisitionsprozess. Er wurde aus unterschiedlichen Gründen und zur Erreichung verschiedener Ziele angestrengt, aber verlangte seinem Wesen nach von dem Zeugen eine Selbstbestimmung. So war es insbesondere bei den Ermittlungen gegen unorthodoxe Glaubensinhalte und Ansichten. In den Heiligsprechungsprozessen war es das Ziel der Fragen, dass der Zeuge die von vornherein angenommenen Tatsachen oder Meinungen nur noch bestätigen möge. In den Prozessen, in denen es um die Beilegung von Streitigkeiten und Konflikten zwischen Herrschern ging, galten die Fragen dem Gedächtnis und dem Wissen von der Vergangenheit, erst in einem weiteren Schritt wurde die Beurteilung der Rechtslage zum Gegenstand der Erfragung.

Der Heiligsprechungsprozess beruht auf der Publikmachung der religiösen Sphäre, nicht nur ihrer äußeren Formen, sondern auch der dahinter stehenden persönlichen Erlebnisse. Es vollzieht sich dabei:

- die Offenlegung des religiösen Erlebnisses (die Offenlegung der Gebetsintentionen, des religiösen Erlebnisses, der Glaubens- und Vorstellungsinhalte);
- die Offenlegung der persönlichen Sphäre: der familialen und nachbarlichen Beziehungen.

Die Kommission erwartete von jedem Zeugen ein spezifisches Zeugnis. Im Allgemeinen geht es um die Identifizierung mit dem Kult Dorotheas von Montau, um die Bestätigung der Überzeugung, dass die Ablehnung des Kultes ein Strafwunder nach sich ziehen würde, wofür es Beweise (Zeugen) geben sollte.

Die protokollierte Aussage veranschaulicht, auf welche Art und Weise der Zeuge als Individuum auftrat: er teilte seine hauptsächlichen Identifikationsdaten mit<sup>9</sup> (den Vornamen, den Nachnamen oder Beina-

---

<sup>9</sup> Zum Thema H. Friese, *Identität: Begehren, Name und Differenz*, in: *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3* (künftig zitiert als *Identitäten 3*), hg. v. A. Assmann, H. Friese, (1994), S. 24–43.

men<sup>10</sup>, das Alter, den Wohnort, den Zivilstand). Der Beruf oder feste Beschäftigung im Falle der städtischen Bevölkerung, der Bodenbesitz auf dem Dorfe, die Ehe im Falle der Frauen, umschreiben die zumeist erwähnten Existenzgrundlagen. War der Status höher, wurde dieser Tatsache ein gewisser Nachdruck verliehen. Dies machte beispielsweise eine der Schulzenfrauen; auch ihre Mutter war stolz auf die Position der Tochter<sup>11</sup>. Über die Gestaltung und Äußerung der Identität während der Verhöre entscheidet nicht ihre äußere Form, d.h. Faktoren wie Aufzeichnung durch Dritte, oder die schematische Art der Niederschrift eines religiösen Erlebnisses. Den Mittelpunkt der Äußerung bildeten zumeist Aussagen der einzelnen Zeuginnen und Zeugen über ihre Person<sup>12</sup>. Nach der Identifizierung legte der Zeuge einen Eid auf das Kreuz ab (die Geistlichen schworen auf die Heilige Schrift) und erklärte dadurch, er werde die Wahrheit sagen; zum Schluss verlangte man von ihm noch die Beteuerung, dass seine Aussage keine Folge der Überredung oder der Gewinnsucht sei. All diese Elemente kann man als wesentlich für den Aufbau des individuellen Bewusstseins, für die Selbstverwirklichung, im gewissen Sinne für das Gefühl der Außerordentlichkeit und der Individualität betrachten<sup>13</sup>.

Der Inhalt der Aussagen der meisten Zeugen war beliebig, wurde aber sicherlich von den Notaren der formalisierten Sprache angepasst und sicherlich auch weitgehend reduziert. Die Aufzeichnungen de miraculis wurden im Laufe der Jahrhunderte zum literarischen Genre. Dazu kam noch die Übersetzung aus der (nicht bestimmbar) Volkssprache ins Lateinische<sup>14</sup>. In den meisten Aussagen de miraculis erzählten die Zeugen von einem Wunder, das, wie sie glaubten, ihnen selbst oder ihren Nächsten, eventuell Nachbarn oder Bekannten widerfahren sei. Es waren

<sup>10</sup> Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 80: „Ihn [scil. den Namen] für die eigene Person zu setzen, ergibt eine basale, identifikatorische Selbstreferenz“.

<sup>11</sup> *Processus*, Zeugnisausgabe (künftig als t.) 141, 142.

<sup>12</sup> Schulze, *Zur Ergiebigkeit*, S. 320.

<sup>13</sup> Schulze, *Zur Ergiebigkeit*, S. 320; J. Straub, *Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs*, in: *Identitäten 3*, S. 73–104; J. Peters, *Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der frühen Neuzeit*, „Historische Anthropologie“, 1 (1993), S. 235–249, zit. S. 246 f.

<sup>14</sup> M. Biskup, *Problem der ethnischen Zugehörigkeit im mittelalterlichen Landesausbau in Preussen. Zum Stand der Forschung*, „Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands“, 40 (1991), S. 3–25, hier S. 14 ff.; Hess, *Heiligen*, S. 276 f.

mündliche Berichte, zumeist voller Subjektivität und Emotionen und nonverbaler Ausdrucksmittel<sup>15</sup>. Dagegen hat die Niederschrift einer Wunderaussage einen dokumentarischen Charakter; sie wird zwecks Bezeugung eines miraculösen Ereignisses vorgenommen, das als Zeichen von Gottes Wirkung auf Erden gilt. Dies verursacht, dass die Sprache und die Formulierungen schematisch sind. Der Subjektivität kommt eine marginale Stelle zu; zudem erfährt sie eine Verarmung infolge Einzwängung in enge Formeln.

Was enthält die Aussage an und für sich? Auf Grund der Niederschrift des Protokolls kann man urteilen, dass für die Heiligsprechungskommission und für die Aussagenden weder der individuelle Charakter des religiösen Erlebnisses noch dessen Inhalt (gewöhnlicherweise deutlich trivial und für den direkten Gebrauch bestimmt) relevant waren. Diese Art des Selbstzeugnisses scheint für den Forscher wenig attraktiv zu sein. Es wird seriell hergestellt. Sein Ziel ist die Einheitlichkeit und die von ihr vermittelte Überzeugung von Allgemeingültigkeit und Allgegenwart der Heiligsprechungszeichen Dorotheas von Montau<sup>16</sup>. In diesem scheinbaren Chaos ging es im Grunde genommen um die Identifizierung mit der religiösen Wahrheit. Sie war in den Thesen des Fragebogens enthalten<sup>17</sup>. Doch brauchte die Heiligsprechungskommission keine Bestätigung für die dort niedergeschriebenen Wunder zu suchen. Auf Grund der religiösen Stimmungsbildung unter den Gläubigen (Juni 1404) oder durch Propagierung des Kultes in den Predigten war der Glaube verbreitet, Dorothea sei die Schutzheilige der örtlichen Bevölkerung und des von ihr bewohnten Landes. Auf der dem Protokollanten gegenüberliegenden Seite ist ein Mensch zu finden, der sich mit dem Kult und mit dem eigenen religiösen

---

<sup>15</sup> Zum Thema K. Schreiner, *Soziale und körperliche Dimensionen mittelalterlicher Frömmigkeit. Fragen, Themen, Erträge einer Tagung*, in: *Frömmigkeit im Mittelalter. Politisch-soziale Kontexte, visuelle Praxis, körperliche Ausdrucksformen*, hg. v. dems. in Zusammenarbeit mit M. Müntz, (2002), S. 9–40; M. Wittmer Busch, C. Rendtel, *Miracula. Wunderheilungen im Mittelalter. Eine historisch-psychologische Annäherung*, (2003), S. 18–34.

<sup>16</sup> B. Giesen, *Voraussetzung und Konstruktion. Überlegungen zum Begriff der kollektiven Identität*, in: *Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematization in soziologisch-historischer Perspektive*, hg. v. C. Bohn, H. Willems, (2001), S. 91–110, hier S. 105: „Rituelle Praktiken schaffen eine Gemeinsamkeit zwischen den Anwesenden, aber sie gründen diese eher auf absichtsvolle soziale Teilnahme als auf bloße Gegenwart in einer Lokalität“.

<sup>17</sup> Hess, *Heilige machen*, S. 268.

Erlebnis identifiziert<sup>18</sup>. Bei der Aussage spricht er über sich selbst, über eine kurze Periode seines Lebens, in der er, wie er glaubte, eine besondere Gnade Dorotheas als Erwählter Gottes erfahren hatte. Wenn man in Handelsbüchern Einträge autoreferentiellen Charakters findet, dann sind sie nicht nur auf das Individualitätsgefühl des Autors zurückzuführen, sondern auch auf die Tatsache, dass die Handels- oder Geschäftstätigkeit ihn so sehr erfassten, dass sie Teil seiner Selbstvorstellung wurden<sup>19</sup>. So wurde auch das einzelne religiöse Erlebnis in seiner konkreten Gestalt Teil der Zeugenidentität im Zuge des Prozesses in Marienwerder.

An dieser Stelle ist es lohnend, das Problem der Identität der im *Processus* auftretenden Zeugen näher zu betrachten. Die Identität kann auf Grund der minimalen Definition „x ist ein bestimmtes und dasselbe“ festgestellt werden. Dagegen kann man „ein bestimmtes“ auf Grund allgemeiner Prädikate in Quantitäts- oder Qualitätskategorien beschreiben. Der Mensch hat das Gefühl der eigenen Identität, der Selbstidentität. Es kann sich auf das Bewusstsein eines Menschen auf seine eigene Kontinuität beziehen, das eine persönliche Kohärenz voraussetzt. Im gesellschaftlichen Aspekt, der für den vorliegenden Beitrag zentral ist, wird sie als Identität verstanden, die aus Identifizierungen besteht, die von Menschen untereinander verliehen werden, als eine Vorstellung, die sich auf Überzeugung von Gleichheit oder Gleichartigkeit mit anderen stützte<sup>20</sup>.

Bei der Anwendung der letzteren Variante ist auch die Konzeption Jürgen Straubs nützlich, der die Unterscheidung zwischen personaler und kollektiver Identität vorschlägt: „Nach der hier vertretenen Auffassung sind kollektive Identitäten *Konstrukte*, die nichts anderes als eine näher

---

<sup>18</sup> Vgl. P. Dinzelbacher, *Gefühl und Gesellschaft im Mittelalter. Vorschläge zu einer emotionsgeschichtlichen Darstellung des hochmittelalterlichen Umbruchs*, in: *Höfische Literatur und Hofgesellschaft, Höfische Lebensformen um 1200*, hg. v. G. Kaiser, J.-D. Müller, (*Studia Humaniora* 6, 1986), S. 203–246; ders., „*Verba hec tam mistica ex ore tam ydiote glebonis*“. *Selbstaussagen des Volkes über seinen Glauben – unter besonderen Berücksichtigung der Offenbarungsliteratur und der Vision Gottschalkes*, in: *Volksreligion im hohen und späten Mittelalter*, hg. v. dems., D.R. Bauer, (*Quellen und Forschungen aus dem Gebiet Geschichte*, Neue Folge 13, 1990), S. 57–99, besonders S. 57–66.

<sup>19</sup> Vgl. Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 74: „In der Bezeichnung von Selbstreferenzialität mittels ‚Selbstzeugnis‘ ist auf das selbst unternommenen, geleisteten oder versuchten Identifizierung der eigenen Person in Aspekten, die summarisch als ‚Selbstidentifikationen‘ benannt werden können“.

<sup>20</sup> P. Wagner, *Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität*, in: *Identitäten* 3, S. 44–72.

zu spezifizierende *Gemeinsamkeit* im praktischen Selbst- und Weltverständnis einzelner. Kollektive Identitäten finden sich im übereinstimmenden praktischen Verhalten sowie in qualitativen Selbst- und Weltbeschreibungen und gemeinsamen Praktiken begründet. Man muss diese theoretische Konzeption meines Erachtens nicht unbedingt – wie Assmann das tut – mit der Position eines methodologischen Individualismus verknüpfen<sup>21</sup>.

Die Identität des Menschen kann auf Grund der Introspektion bestimmt werden, wo es auf subjektive Erfahrungen und Verhaltensweisen ankommt, oder aus der Perspektive der Umgebung oder Dritter, die hoffentlich unabhängig und objektiv ist<sup>22</sup>. Die Hauptfunktion der Identität ist die Aufrechterhaltung von bestimmten Verhaltensnormen, die durch die Stabilisierung der Erwartungen gegenüber sich selbst wie auch den anderen Menschen erreicht wird. Die Identität leitet gewissermaßen die Verhaltensweisen, bestimmt die Orientierung in der gesellschaftlichen Welt.

In den deutlich stratifizierten Gesellschaften schützt die Identität die tradierten Lebenswege und die Befolgung von zugeordneten gesellschaftlichen Rollen. Die Herausbildung der Identität kann in voluntativen und subjektiven Kategorien erfasst werden. Den Historiker interessiert am meisten die interaktionistische Konzeption. Ihr zufolge verwirklicht der Handelnde seine Ansprüche sowohl im Bereich der eigenen Einzigartigkeit wie Normalität, wobei er danach strebt, Anerkennung zu erlangen und den Forderungen der gesellschaftlichen Welt gerecht zu werden<sup>23</sup>.

Eine andere Frage ist die Annahme der Identität. Der Wert der Aussagen, die im *Processus* protokolliert sind, beruht u. a. darauf, dass sie die Identität der Zeugen freilegen. Im Durkheimschen Sinne ist jede religiöse Tatsache eine gesellschaftliche. Im kritischen Diskurs könnte man die in den Aussagen deklarierten Identitätsformen als Ergebnis der Steuerung und Manipulation der Verhaltensweisen seitens des Klerus bezeichnen.

---

<sup>21</sup> Straub, *Personale und kollektive Identität*, S. 103.

<sup>22</sup> Vergl. Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 11, 73 ff.

<sup>23</sup> Zur allgemeinen Orientierung: G. Nunner-Winkler, *Identität*, in: *Handbuch Anthropologie*, hg. v. E. Bohlken, Ch. Thies, (2009), S. 352–356. Vgl. auch Schmolinsky, *Sich schreiben*, S. 67 f., 73 f.

In der anthropologischen Auffassung ist die Frage der Vorstellung der Aussagenden von ihrer Umgebung, wenn wir zu den sich in der Quelle offenbarenden subjektiven Vorstellungen der Menschen greifen, viel komplexer. In dieser subjektiv realen Welt kommen nämlich lebende und tote Personen, bekannte und identifizierte sowie geheimnisvolle und anonyme nebeneinander vor. Sie alle inspirieren, belehren und bewegen zu einer bestimmten Einstellung zum Kultus Dorotheas und gleichzeitig zur religiösen Sphäre, die den einfachen Leuten zugänglich ist. Das andersartige Denken wird korrigiert und manchmal mit (milder) Repression belegt<sup>24</sup>.

Die christliche Lehre vom Menschen ist in ihrem Wesen voluntaristisch. Ziemlich zahlreich kommen im *Processus* Aussagen vor, in denen die Introspektion und die subjektive Selbsteinschätzung (auch wenn sie von Stimmen aus dem Jenseits motiviert wird) zum Anfang und zur Quelle von Lebensbesserung werden.

Die Summe der Faktoren, die bestimmte Verhaltensweisen gestalten, lässt die Identität als Konstrukt auffassen. Sein Wert beruht darauf, dass er auch ein einzigartiges Zeugnis eines unikaten Geflechts von religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Umständen ist. Die Zeugen sind imstande, in ihren Aussagen – seien diese auch in gewissem Maße gelenkt oder gar inszeniert – zu bestimmen, worauf eine „korrekte“ Einstellung zu der kultumgebenen Gestalt beruhe, und welche positiven oder negativen Konsequenzen sie verursachen könne.

Sie identifizierten sich mit der Gruppe, die einen bestimmten Kult einer speziellen Gestalt teilte, sowie mit einem Komplex von religiösen Praktiken und Haltungen, die im Grunde angesichts des gesamten religiösen Kontextes zweitrangig waren. Dennoch unterschied die auf diesen Grundlagen aufgebaute Identität die korrekt Handelnden von den anderen, für die ein bestimmter Umfang der religiösen Gnaden, wie man ihnen zu glauben befahl, unzugänglich war. Diese Identität ermöglichte die Voraussehbarkeit von individuellen Verhaltensweisen, die für das Funktionieren der Gesellschaft innerhalb eines bestimmten Rahmens unentbehrlich war. Im 16. Jh. wurden die Menschen massenhaft zu Bekenntnissen in Konfessionsfragen überredet oder gezwungen, weil dies die Aufrechterhaltung der Identität und der daraus resultierenden Haltungen

---

<sup>24</sup> Näher Hess, *Heiligen*, S. 320 f.

und Handlungen sicherte. Aber bereits Anfang des 15. Jh. waren kulturelle Grundlagen des Identitätsausdrucks gegenüber dem Glauben und dem religiösen Kult sowie der öffentlichen Manifestation der daraus resultierenden Haltungen bekannt und in Anwendung.

Die Zugehörigkeit zum Kult Dorotheas von Montau war nicht anonym. Im Gegenteil, sie stützte sich auf das Gefühl einer persönlichen Beziehung zu der verehrten Person. Schon die Einberufung zum Bezeugen war eine Auszeichnung gegenüber der übrigen Gemeinschaft. Sie erfolgte nämlich in Form eines öffentlichen Aufrufs, der an die Personen gerichtet wurde, die nach ihrer, in der Regel von der örtlichen Gemeinschaft geteilten Meinung eine übernatürliche Gnade durch Vermittlung Dorotheas von Montau erfahren hatten. Wohl ist die Annahme zulässig, dass diese Prozedur bei dem Zeugen das Gefühl der Bindung an den Kult festigte.

Die Heiligsprechungskommission, die sich ja aus kirchlichen Würdenträgern und öffentlichen Notaren zusammensetzte, die sich der vollen Unterstützung seitens des Bischofs und der Domherren von Pomesanien erfreute, hatte das spontane Verhalten der massenhaft auftretenden Verehrer Dorotheas nicht voll im Griff, insbesondere während der ersten Sitzung vom 23. bis zum 27. Juli 1404<sup>25</sup>. Damit kann man die wesentlichen Verstöße gegen die Prozeduren erklären, vor allem den Verzicht auf die formelle Vorladung eines beträchtlichen Anteils der Zeugen<sup>26</sup>. Die sorgfältig vorbereiteten Interrogatorien, nach denen die Zeugen vernommen werden sollten, wurden gegenüber ca. 10% der Zeugen eingesetzt. Deshalb berichteten die zur Aussage zugelassenen Gläubigen von ein und demselben (wie man glaubte: wunderbaren) Ereignis. Viele Wunder wurden allein von Personen berichtet, die sich durch Dorotheas Gnaden wunderbar gefördert sahen. Außerdem hielt man sich nicht an das Prinzip, dem zufolge jedes Wunder nicht nur durch die Person, die es erfahren hat, sondern auch von Zeugen bestätigt werden sollte. Die Kommissionsmitglieder waren keine besonders eifrigen Vollstrecker des päpstlichen Mandats, der ihnen die Durchführung des Verfahrens befahl. Sie unterbrachen den Prozess nach lediglich vier Tagen, nahmen freilich früher die Aussage des Hochmeisters

---

<sup>25</sup> *Processus*, S. 49.

<sup>26</sup> Es betrifft die erste und dritte Sitzungsperiode, an den 97 Zeugen ihre Zeugnisse abgelegt haben. Näher: Hess, *Heiligen*, S. 267 f.

des Deutsche Ordens Konrad von Jungingen<sup>27</sup> und dreier ihn begleitender Würdenträger entgegen. Doch als am Abend des 27. Juni der Kapitelanwalt dem Kollegium den Bischof von Pomesanien Johannes und die gelehrten Domherren – übrigens führende Förderer des Kultes von Dorothea: Johann Marienwerder und Johann Ryman – zum Verhör vorstellte, erklärten die Mitglieder des Tribunals, dass sie die Verhandlung auf den 13. Oktober vertagen wollten. Sie begründeten diese Pause mit der Notwendigkeit, über die ihnen in Pflege gegebenen Kirchen wachen zu müssen, und insbesondere mit der beginnenden Mäharbeit und Ernte. Die pomesanischen Würdenträger und zahlreich versammelten Gläubigen machten keinen Hehl aus ihrer Enttäuschung über einen solchen Verlauf der Ereignisse<sup>28</sup>.

Bereits die Berufung als Zeuge war eine Auszeichnung gegenüber der übrigen Gemeinschaft. In der I. und III. Sitzungsperiode mussten die Prozessbevollmächtigten die Zeugen wohl zum Teil unter den ihnen bekannten Menschen suchen. In der II. Sitzungsperiode erfolgte das auf Grund einer öffentlichen Vorladung, die an 160 Personen erging, von denen nicht weniger als 155 in Marienwerder zur Aussage erschienen (im Falle von gesundheitlichen Hindernissen durch die nächsten Familienangehörigen vertreten). Vorgeladen wurden Menschen beiderlei Geschlechts, die ihrer, in der Regel durch den örtlichen Klerus und die lokale Gemeinschaft geteilten Meinung nach, eine übernatürliche Gnade infolge der Fürbitte Dorotheas von Montau erfahren hatten<sup>29</sup>. Die Annahme ist wohl zulässig, dass diese Prozedur bei den Zeugen das Gefühl ihrer Bindung an den Kult verstärkte.

Für den Historiker ist der institutionelle und gesellschaftliche Kontext des Zeugnisses selbstverständlich. Seine derart deutliche Präsenz stünde im Widerspruch zu der Definition des Selbstzeugnisses. Die Sache sieht jedoch aus der anthropologischen Perspektive anders aus. Im beschriebenen Milieu galt das Verfahren vor dem Heiligsprechungsgericht den göttlichen, nicht den irdischen Angelegenheiten. Eine der Zeugnis ablegenden Frauen, die über sechzigjährige Danzigerin Metza Hugische, äu-

---

<sup>27</sup> Konrad von Jungingen unterstützte die Bemühungen um die Kanonisierung Dorotheas, vgl. Hess, *Heiligen*, S. 265 ff., 324 ff.

<sup>28</sup> *Processus*, S. 87.

<sup>29</sup> *Processus*, S. 49: „utriusque sexus homines, quibus precibus et meritis beate Dorothee essent facta miracula...“. Hess, *Heiligenverehrung*, passim, versucht die Rolle des Geschlechtes aufgrund der Aussagen näher zu bestimmen.

ßerte ihre spontane Freude über die angekündigte Heiligsprechung Dorotheas von Montau, wurde jedoch sofort zurechtgewiesen: „Domina, nolite ridere! Hoc, quod facimus, est factum Dei“<sup>30</sup>.

Die Hagiographie wird als Quellengenre unterschiedlich bewertet. Gemäß der Absicht ihrer Schöpfer setzt sie sich mit der Gegenwart und Wirkung Gottes auf Erden auseinander. Sie gibt nicht die Realien, sondern dasjenige wider, was sich in Gedanken und Gefühlen abspielt. Die Aussagen im Heiligsprechungsprozess geben nicht nur davon Zeugnis, was der Mensch tut und weiß, sondern vor allem davon, woran und wie er glaubt. Sie spiegeln die Identität von Zeugen wider, den emotionalen Teil der menschlichen Wirklichkeit, nach der wir in jeglichen Ego-Dokumenten (Selbstzeugnissen) suchen.

Im *Processus* kommen auch Aussagen vor, die im gewissen Maße die Kriterien der von Schmolinsky hervorgehobenen Kategorie „inserierte Selbstzeugnisse“ erfüllen. Natürlich sind sie keine eigenhändigen Niederschriften, sie haben aber im Protokoll die emotionale Subjektivität aufrechterhalten. Sie beziehen sich auf das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit und des erfahrenen geistigen Wandels.

Die erwähnte Metza Hugische konnte, wie es protokolliert wurde, den Ausbruch ihrer Freude über die vorbereitete Heiligsprechung Dorotheas nicht aufhalten; sie lachte erfreut und wiederholte: „Ecce, canonizabitur mater Dorothea“; ihre ungehemmte Freudebekundung hielt sie dabei für ein weiteres Wunder<sup>31</sup>.

Berührend ist die Aussage Veronika Schlegels, die, wie sie selbst eingestand, „valde dissolute et humaniter [...] vixit“. Nach ihrem Bericht befand sie sich in der Prozession, die Dorothea von Montau zum Reklusorium begleitete. Sie bat die Asketin um ein Gebet für die Besserung ihres unzüchtigen Lebens. Nach ein paar Tagen erhielt sie von Dorothea einen Brief, der ihr selbst die am Geheimsten gehaltenen, nur Gott bekannten Sünden vorhielt. Von diesem Augenblick an soll sich Veronika nur auf die Buße und auf die Bestrebungen nach der Besserung ihres Lebens konzentriert haben<sup>32</sup>.

---

<sup>30</sup> *Processus*, t. 43, S. 109.

<sup>31</sup> *Processus*, t. 43, S. 109.

<sup>32</sup> *Processus*, (t. 68), die Aussage von Veronika Schlegel, S. 173 f.

Einen ähnlich persönlichen Charakter hat das Zeugnis von Margaretha Seylerinne, einer bereits über sechzig Jahre alten Frau. Ihrem eigenen Geständnis nach lebte sie in „magna libidine carnis“, indem sie mit jedem Willigen Prostitution trieb. Sie kam zum Marienwerder Dom, um dort die für den Ablass notwendigen Bedingungen zu erfüllen, freilich ohne die Absicht, ihre bisherige Lebensweise aufzugeben. Im Gebet erfuhr sie jedoch eine innerliche Verwandlung und ließ von dem sündhaften Handel ab<sup>33</sup>. Johannes Marienwerder soll von ihr vernommen haben, sie könne nicht mehr ihr Leben ändern, weil sie sich zu lange der Prostitution hingegeben habe<sup>34</sup>.

Martin Gertener aus einem Vorort Marienwerders gestand vor den Richtern, dass er ein hartes Herz gehabt habe und weder angesichts seiner sterbenden Eltern noch wegen seiner Sünden hätte weinen können. Die Bekenntnisse seiner Pönitenten gab der pomesanische Domherr Johannes Tieffensee wieder. Der Ritter des Deutschen Ordens Konrad Korhusen soll bei der Beichte bekannt haben, er habe sich unter dem Einfluss Dorotheas von Montau aus einem Wolf in ein Schaf verwandelt, obgleich er früher ein verhärtetes Herz gehabt und von Kindheit an keine Tränen gekannt hätte. Jordanus de Kirschiten soll gegen die Religion und die Predigten gänzlich gleichgültig gewesen sein; selbst dann, wenn der Prediger die übrigen Menschen zum Weinen brachte. Erst nachdem er vor dem Grabe Dorotheas von Montau gebetet hatte, kam er zur Empfindsamkeit und zur Reue<sup>35</sup>.

Ohne besondere Reue verbleiben die vom Gericht oder von den Gläubigern vorgeladenen Zeugen. Jan Mathie Polonus, zum Handabschneiden verurteilt, vermochte, wie er glaubte dank der Hilfe Dorotheas aus dem Gefängnis zu fliehen. Er fügte hinzu, dass alle Zeugen darüber verwundert gewesen waren, wie man sich durch eine so kleine Öffnung durchzwängen könne, wie die es war, durch die es ihm zu entkommen gelang<sup>36</sup>. Subtiler ist das Bekenntnis des Schuldners, der zu Dorothea darum betete, sie möge ihm in seiner Not helfen, und dadurch seine Nerven beruhigte<sup>37</sup>. Merkwürdig ist das Zeugnis Johannes Behems, eines Malers aus Danzig. Er führte ein

---

<sup>33</sup> *Processus*, t. 26, S. 70 f.

<sup>34</sup> Johannes Marienwerder, in: *Processus*, S. 297–327, cap. 47.

<sup>35</sup> *Processus*, (t. 255), die Aussage von Johannes Tiffensee, S. 476.

<sup>36</sup> *Processus*, t. 101.

<sup>37</sup> *Processus*, t. 119: „mox animum suum stabilisavit“.

ausgelassenes Leben, mit billiger Zerstreung und Trunksucht gefüllt. Mit einer Maske vor dem Gesicht beängstigte er tanzende Frauen. Selbst seine Kumpane verlangten von ihm vergebens, die Maske abzunehmen. Doch im selben Augenblick traf ihn eine empfindliche Strafe: Sein Gesicht verzerrte sich zum Ebenbild der Maske und er selbst fiel bewusstlos zu Boden. Dank den Gebeten eines Verwandten zu Dorothea sollte er die Gesundheit wieder erlangt haben. Er war überzeugt, dass es der Satan gewesen sei, der seinen Gesichtskampf verursacht habe. Doch, wenn man der Niederschrift seines Zeugnisses glauben soll, erwähnte er keinesfalls irgendeine Besserung seines Lebens noch die Absicht, eine solche anzustreben<sup>38</sup>.

Ein Selbstzeugnis ist sowohl dasjenige, was jeder von den Zeugen spricht, aber auch dasjenige, was er verschweigt, und das, was er nicht sagen kann, obwohl es ihm, wie allen in seiner Umgebung, bekannt ist. Die hier angeführten Zeugnisse sind durch eine gemeinsame Eigenschaft verbunden: die Bejahung einer Bußfrömmigkeit, wie sie übrigens typisch für das 15. Jh. war. Wahrscheinlich war die Askese nach dem Konzept des Hauptförderers des Kultus, Johann Marienwerders, eine elitäre Tugend und Gegenstand des Kultes, aber kein Muster zur Nachahmung<sup>39</sup>. Als Theologe legte er in seinen Schriften den Nachdruck auf den Mystizismus seiner Schutzbefohlenen, der freilich ein aus einer strengen Askese erwachsener Mystizismus war. Im Lichte der Prozessakten von Marienwerder bekräftigten die Zeugen ihre Überzeugung davon, dass Dorothea ein heiliges Leben geführt habe<sup>40</sup>. Übrigens war Dorothea bereits während ihres Aufenthaltes im Reklusorium von einem Nimbus der Heiligkeit umgeben. Unbegründet scheint die Suggestion von Cordelia Hess, Johan-

<sup>38</sup> *Processus*, t. 148.

<sup>39</sup> C. Hess, *Heiligen*, S. 283 f.: „Zudem bietet keine der Frauen eine klare Bewertung von Dorotheas Heiligkeit zu Lebzeiten an, es wird nicht deutlich, ob sie ihre religiöse Entwicklung positiv oder negativ erlebten“.

<sup>40</sup> *Processus*, typische Wendungen in Auzeichnungen von Zeugenaussagen: „fama est quo esset sancta“ (t. 1); „fama est apud plurimos fidedignos [...] quod domina Dorothea [...] fuit mulier devota et sanctam vitam ducens“ (t. 111, diese Formel wurde mehrmals wiederholt in anderen Aussagen); „publica vox et fama est per totam patriam Prussie, quo prefata domina Dorothea fuit sancta et devota mulier“ (t. 193). Vgl. auch Ch. Krötzl, *Fama sanctitatis. Die Akten der spätmittelalterlichen Kanonisationsprozesse als Quelle zu Kommunikation und Informationsvermittlung in der mittelalterlichen Gesellschaft*, in: *Procès de canonisation au Moyen Âge: aspects juridiques et religieux*, (Collection de l'École française de Rome 340, 2004), S. 223–244.

nes Marienwerder habe versucht, die öffentliche Dimension des bußhaften Lebens Dorotheas sowie ihren Einfluss auf die Gläubigen zu verkleinern. In *Articuli III<sup>o</sup> dati* (art. 19), deren Autorschaft Johannes Marienwerder zugeschrieben wird, wird deutlich festgestellt: „Multi confluebant ad consulendum de salute anime eorum, nullusque ab ea recedebat sine speciali consolatione et gratia“.<sup>41</sup> Die Predigten, in denen sich die Priester auf Dorotheas Beispiel berufen, waren höchstwahrscheinlich mit Beispielen aus dem qualvollen Leben Dorotheas gefüllt. Ihre Mutter sollte auf die Nachricht von der Einschließung Dorotheas im Reklusorium mit der Frage reagiert haben, für wie schwere Sünden ihre Tochter derart büßen müsse<sup>42</sup>. Die Buße ist in den Bekenntnissen nicht allgegenwärtig. Zeuge und Objekt von einem Wunder ist in der Regel ein typischer Bewohner Preußens, der ohne sein besonderes Verschulden von einem Unglück (eigene Krankheit, Krankheit einer nahestehenden Person, zumeist eines Kindes, Geburtskomplikationen, plötzlicher Tod) betroffen wurde<sup>43</sup>. Ihm soll eine Pilgerschaft zum Grabe der Heiligen, verbunden mit einer materiellen Leistung, am häufigsten einem Wachsoffer, erfolgreich geholfen haben. Zur Buße sind Zeugen (oder allgemeiner: die Gläubigen) verpflichtet, die in Sünde leben, auch Personen, die sich eine Vernachlässigung im religiösen Bereich zuschulden haben kommen lassen. Von dem oben erwähnten Maler aus Danzig wird dies nicht verlangt. Andere Gläubige können beinahe bedingungslos von den Gnaden des bußfertigen Lebens Dorotheas schöpfen. Oft behaupten sie, wie dies im Protokoll wiedergegeben wird, bestimmte geistige Zustände von unterschiedlicher Tiefe und Intensität erlebt zu haben. Nur selten wird deren individueller und einzigartiger Charakter hervorgehoben. Man kann sogar eine bestimmte Faszination durch den geistigen Impuls feststellen, der zur Buße und Änderung des Lebens führt; dieser wird aber von Anderen erlebt. Die Besserung des Lebens soll durch das Gebet und den geistigen Impuls

---

<sup>41</sup> *Articuli in negotio canonizationis beate Dorothee vidue dati tertio*, in: *Processus*, S. 17–45, art. 19.

<sup>42</sup> *Vita Dorothee Montoviensis magistri Johannis Marienwerder*, hg. v. H. Westpfahl unter Mitwirkung A. Triller, geb. Birch-Hirschfeld, (*Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands* 1, 1964), lib. V, cap. 9i.

<sup>43</sup> G. Signori, *Körperschaften. Krankheit, Milieu und Geschlecht aus dem Blickwinkel spätmittelalterlicher Wundergeschichten*, in: *Frömmigkeit im Mittelalter*, hg. v. K. Schreiner, (2002), S. 529–558.

verursacht worden sein, was die Erzählung über Margaret Seylerinne dokumentiert. Weniger wesentlich ist für die Aussagenden der Einfluss eines gesellschaftlichen Drucks auf die Änderung des Lebens.

Die Identität mit dem Kult und mit der Gemeinschaft der Gläubigen, die Integration des Volkes um den Kult, können die Tatsache nicht verdecken, dass diesen Phänomenen eine oberflächliche und utilitäre Religiosität zugrunde lag<sup>44</sup>. Die Fürbitte Dorotheas nehmen neben Kranken, Wöchnerinnen, kranken Kindern und Säuglingen, auch Missetäter (die Gefängnisflucht eines wegen Körperverletzung Angeklagten)<sup>45</sup> und insolvente Schuldner in Anspruch<sup>46</sup>. Eine Fußpilgerschaft, insbesondere barfuß absolviert, gilt für eine beinahe asketische Praxis. Als Gabe reicht ein oder gar ein halbes Pfund Wachs aus, wie im Falle des (mittellosen) Holzhauers und seinesgleichen<sup>47</sup>. Das Selbstzeugnis fällt eindimensional aus. Die weltlichen Menschen thematisieren sich selbst durch die Optik der alltäglichen Pflichten, in deren Netz sie sich befangen sehen. Sie sind fast restlos von Berufsarbeit und familiären Pflichten in Anspruch genommen. Anders ist die Besonderheit, die aus den weiblichen und männlichen Rollen resultiert. Sie zeigt sich in dem Narrativ über den Umfang von Arbeiten und Pflichten. Aber die Sexualität und deren subjektives Erleben bleiben ein Tabubereich.

---

<sup>44</sup> Vgl. A. Hahn, *Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess*, „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“, 34 (1982), S. 407–434; A. Hahn, V. Kapp, *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis*, in: *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, hg. v. A. Hahn, V. Kapp, (1987), S. 7–8: „Im religiösen Kontext sind – ähnlich wie im rechtlichen – vor allem Schuldbekenntnisse eine der verbreitetsten Methoden der geregelten Konfrontation des Ich mit sich selbst. Daneben zeigen sich historisch zahlreiche Verfahren zur kollektiven Erzeugung und Thematisierung von Identität. Statt Schuld kann z. B. Ruhm im Vordergrund der Identitätsbildung stehen“. Zum Thema auch R. van Dülmen, *Die Entdeckung des Individuums 1500–1800*, (1997), S. 40 ff.; A. Angenendt, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, (1997), S. 650 ff.

<sup>45</sup> F. Seibt, *Die Krise der Frömmigkeit – die Frömmigkeit aus der Krise. Zur Religiosität des späteren Mittelalters*, in: ders., *Mittelalter und Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze*, hg. v. W. Eberhard, H.D. Heizmann, S. 235–253 (Neudruck aus: *500 Jahre Rosenkranz*, (1975), S. 11–29).

<sup>46</sup> *Processus*, t. 101.

<sup>47</sup> *Processus*, t. 100, 119.



Janusz Tandecki

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## DIE MITTELALTERLICHEN THORNER BÜRGERTESTAMENTE ALS EGO-DOKUMENTE

Seit dem Ausgang des 13. Jh. hat man es in den preußischen Städten sowie auf dem Gebiet Polens, ähnlich wie es beinahe im ganzen mittelalterlichen Europa zu beobachten ist, mit einer allmählichen Verbreitung der Schrift zu tun, die sowohl in der breit verstandenen Verwaltung und Wirtschaft als auch in der sozialen Kommunikation ihre Anwendung fand. Diese Entwicklung war in den zeitgenössischen Stadtzentren aus diesem Gebiet mit einer intellektuellen Blüte verbunden, die in manchen der größeren preußischen und polnischen Städte, insbesondere aber in ihren Kanzleien und einigen größeren Kirchenmilieus, bereits seit dem 14. Jh. zu bemerken war. Zu dieser Zeit wurde die Schrift zu einem wesentlichen Werkzeug der bürgerlichen Aktivität auch im religiösen und öffentlich-rechtlichen Leben. In den stärker entwickelten Stadtzentren führte es schließlich zum wachsenden Bedarf an gut ausgebildeten Menschen und trug zur Entstehung jener Orte bei, an denen die Dokumente ausgestellt sowie die Korrespondenz und verschiedene Urkundenbücher geführt wurden (Stadtkanzleien, Kirchen und anliegende Klöster). Als eines dieser relativ frühen (einmal amtlichen, daneben privaten) Schrifterzeugnisse gelten u. a. die Bürgertestamente, die angesichts der damals allgemein anerkannten und akzeptierten Unvermeidlichkeit des Todes relativ früh, und zwar im Vergleich zu den anderen Städten aus diesem Gebiet, in den großen preußischen Städ-

ten<sup>1</sup>, aber auch in Krakau, dem Zentrum des Königreichs Polen und eine der wichtigsten Städte des mittelalterlichen Polen, vorkamen. Die meisten von ihnen wurden in der erwähnten Zeitperiode in Elbing (150 Bürgertestamente aus den Jahren 1409–1515) und in ähnlichem Umfang in Danzig ausgestellt<sup>2</sup>. In Thorn, wo wir auf nicht so zahlreiche Testamente aus dieser Zeit stoßen, gehörten zu ihren Ausstellern die Vertreter sowohl der höchsten Sozialschichten der Stadt als auch der ärmeren Stadtgesellschaft (vor allem die Männer, seltener selbstständig die Frauen<sup>3</sup>). In den preußischen Städten, die am häufigsten nach Kulmer Recht angelegt wurden, galt im Unterschied zu den nach Magdeburger Recht gegründeten Städten keine Gütertrennung der Eheleute<sup>4</sup>. In der Thorner Kanzlei führte man wie in den anderen Stadtzentren im Mittelalter höchstwahrscheinlich keine getrennten Bücher, in die ausschließlich die Testamente eingetragen worden wären (solche allgemeine Ratsbücher, die sog. Stadtbücher oder Schöffenbücher, haben sich zumindest nicht erhalten)<sup>5</sup>. Die Thorner Willküren unterschieden bereits zu diesem Zeitpunkt zwischen öffentlichen und privaten Testamenten. Erstere beruhten darauf, dass der Testator persönlich seine Willenserklärung vor dem Stadtrat bzw. -gericht ablegte (die Testamentseröffnung und-veröff-

---

<sup>1</sup> In Thorn kommen die ältesten Angaben über das Testament des zu diesem Zeitpunkt ehemaligen Stadtbürgers Mathyas de Gvbyn aus dem Jahr 1305, *Preussisches Urkundenbuch*, 1, 2, bearb. v. A. Seraphin, (1909), S. 528–529.

<sup>2</sup> R. Kubicki, *Formy pobożności w mieście późnośredniowiecznym w świetle zapisów na rzecz kościoła i biednych w testamentach elbląskich (XV–początek XVI w.)*, „Zapiski Historyczne”, 76, 2 (2011), S. 7–8; B. Możejko, *Rozrachunek z życiem doczesnym. Gdańskie testamenty mieszczzańskie z XV i początku XVI wieku*, (2010), S. 17f.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. die Eintragung im Altthorner Ratsbuch von 1396: „Frau Anna Barbare von Hofe mit willen und Rathe ihrer nechsten Freunde hat aufgetragen und gegeben dem Rathe das Testament, das die Erbahre Frau Sostine seel. Gedachtniß zu einer Vicarie und Altare benennet hatte an Rente unde Zinse“: *Thorner Denkwürdigkeiten von 1345–1547*, hg. v. A. Voigt, (*Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn* 13, 1904), S. 21.

<sup>4</sup> *Prawo starochełmińskie 1584 (1394)*, hg. v. W. Maisel, Z. Zdrójkowski, übersetzt v. A. Bzdęga, A. Gaca, (*Teksty Pomników Prawa Chełmińskiego w Przekładach Polskich* 2, 1985), S. 101–103; J. Wyszmułek, *Testamenty mieszczan krakowskich (XIV–XV wiek)*, (2012, Dissertation, Mskr.), S. 202.

<sup>5</sup> *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 15, 21, 82f.

fentlichung konnte aber nur vor der Schöffenbank erfolgen)<sup>6</sup>. Das private Testament konnte dagegen eine schriftliche, geschlossene (abgelegt auf eine ähnliche Weise wie das öffentliche Testament) oder eine offene und mündliche Form haben (errichtet ausschließlich vor den Gerichten bzw. den von ihnen dazu berechtigten Vertretern). Wenn es keine Möglichkeit gab, das Testament vor dem Gericht zu errichten, erlaubte man, es auf eine andere, rechtlich zugelassene Weise abzulegen (z. B. die Willkür von 1523 gestattete es, eine solche Erklärung vor zwei bis drei zu diesem Zweck bestellten Ratsvertretern abzulegen)<sup>7</sup>.

Die mehr oder weniger detaillierten Untersuchungen zu den Bürger-testamenten aus diesem Gebiet, die im Mittelalter und an der Schwelle zur Neuzeit entstanden, wurden in den letzten Jahren von vielen Forschern unternommen, darunter von polnischen Historikern wie Henryk Samsonowicz, Piotr Oliński, Beata Możejko, Wiesław Długokęcki, Rafał Kubicki, und in Bezug auf Krakau z. B. von Urszula Sowina, Elżbieta Piwowarczyk oder zuletzt von Jakub Wysmulek<sup>8</sup>. In der bisherigen Fachliteratur kommen auch verschiedene Definitionen des Begriffs „Testament“ vor. Ohne hier die Forschungsergebnisse detailliert anzuführen, scheint es, dass man

<sup>6</sup> Vgl. die Testamentseintragung von Godek von Allen von 1389, *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 15.

<sup>7</sup> T. Maciejewski, *Wilkieże miasta Torunia*, (1997), S. 71–72.

<sup>8</sup> H. Samsonowicz, *Badania nad kapitałem mieszczańskim Gdańska w II połowie XV wieku*, (1960); P. Oliński, *Fundacje mieszczańskie w miastach pruskich w okresie średniowiecza i na progu czasów nowożytnych (Chełmno, Toruń, Elbląg, Gdańsk, Królewiec, Braniewo)*, (2008); idem, *Spoleczne uwarunkowania zapisów testamentowych w średniowiecznym Elblągu*, in: *In memoriam honoremque Casimiri Jasińskiego*, hg. v. J. Wenta, P. Oliński, (2010), S. 181–192; B. Możejko, *Rozrachunek z życiem*, passim; W. Długokęcki, *W sprawie późno-średniowiecznych testamentów gdańskich*, „Zapiski Historyczne”, 76, 3 (2011), S. 115–139; R. Kubicki, *Testamenty elbląskie z XIV–początków XVI w. Charakterystyka wraz z lista testatorów w układzie chronologicznym*, „Rocznik Elbląski”, 20 (2006), S. 199–208; idem, *Kultura materialna w testamentach elbląskich z XV–początku XVI w.*, „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej“ (weiter KHKM), 58, 2 (2010), S. 197–210; U. Sowina, *Testamenty krakowskie z przełomu średniowiecza i nowożytności wobec zasad dziedziczenia według prawa magdeburskiego*, KHKM, 58, 2 (2010), S. 185–190; eadem, *Najstarsze sieradzkie testamenty mieszczańskie z początku XVI w. Analiza źródłoznawcza*, KHKM, 39, 1 (1991), S. 3–25; E. Piwowarczyk, *Legaty testamentowe ad pias causas w XV-wiecznym Krakowie*, (2010); Wysmulek, op.cit., passim. Vgl. auch *Testamenty szlachty Prus Królewskich z XVII wieku*, bearb. u. hg. v. J. Kowalkowski, W. Nowosad, (2013), S. 9f., wo die wichtigsten Editionen und Abhandlungen bezüglich der (auch städtischen) Testamente aus dem Gebiet des Königlichen Preußen in der Einleitung detailliert geschildert wurden.

diesen Begriff nach dem bereits erwähnten J. Wymulek allgemein mit dem der Schenkung vergleichen kann, die zugunsten einer bzw. einiger Personen bzw. Institutionen gemacht wurde und deren Folge es war, die Rechte auf das zu verschenkende Vermögen nach dem Tode des Testators auf die Bedachten zu übertragen. Aus diesem Grund gehörten zu dieser Gruppe keine derartigen Vermächtnisse bezüglich der Vermögensübertragung zugunsten des Klerus, der Familienmitglieder und anderer Personen, die noch zu Lebzeiten des Schenkers zustande kam<sup>9</sup>. Die Testamentseintragungen, die über das Vermögen aus familiären, religiösen oder anderen Gründen disponierten, wiesen in der Regel einen ähnlichen, mehr oder weniger zusammengesetzten Charakter auf und bedienten sich eines Formulars, das sich häufig durch die sich stark abzeichnende Selbstreflexion charakterisierte, was erlaubt, sie zu der Gruppe der sog. Ego-Dokumente zu zählen<sup>10</sup>.

Den Begriff des Ego-Dokuments führte bereits in den 50er Jahren des 20. Jh. Jacob Presser in den historischen Wortschatz ein<sup>11</sup>. Um einen solchen Quellentyp zu unterscheiden, schlug später Winfrid Schulze den Begriff der „Selbstzeugnisse“ vor und verstand darunter sämtliche historischen Überlieferungen, in denen jemand über sich selbst schreibt, abgesehen davon, ob er es freiwillig oder unter anderen Umständen tut<sup>12</sup>. Benigna von Krusenstjern, die sich dagegen hauptsächlich mit den neuzeitlichen Quellen beschäftigt, polemisierte gegen W. Schulze und bezeichnete diese Quellen als „Selbstthematisierung durch ein explizites

---

<sup>9</sup> In diesen Erwägungen wies man auf jene Schenkungen nicht hin, die den Charakter solcher Eintragungen hatten, die aber in den Quellen als Testamentseintragungen oder Akten des letzten Willens nicht *expressis verbis* bezeichnet wurden, vgl. z. B. *Księga lawnicza Nowego Miasta Torunia (1387–1450)*, hg. v. K. Ciesielska, (1985), Nr. 1301.

<sup>10</sup> Wymulek, *op.cit.*, S. 6.

<sup>11</sup> Mehr zu diesem niederländischen Historiker, Professor an der Universität in Amsterdam, siehe: A. Rosa, *Testamenty fordońskie jako egodokumenty mieszczańskie*, „Kronika Bydgoska“, 28 (2006), S. 41–72.

<sup>12</sup> „Es sollen darunter alle jene Quellen verstanden werden, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob es dies freiwillig [...] oder durch andere Umstände geschieht“, siehe: W. Schulze, *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“*, in: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, hg. v. W. Schulze, (*Selbstzeugnisse der Neuzeit 2*, 1996), S. 11–30. Mehr dazu siehe in diesem Band: S. Kwiatkowski, *Ego-Dokument und Selbstzeugnis. Einige Bemerkungen zur Forschungspraxis*, passim.

Selbst<sup>13</sup>. Zuletzt bemerkte S. Schmolinsky, die die bisherigen Forschungsergebnisse über die Selbstzeugnisse relativ kritisch beurteilte, dass sie sich grundsätzlich auf die Erfahrungen und die von den Neuzeitlern angewandten Methoden stützen, und forderte zugleich, ihnen wegen ihrer Spezifik eine getrennte Studie zu widmen<sup>14</sup>. Demzufolge sollte man als Ego-Dokumente (bzw. Selbstzeugnisse – beide Begriffe werden häufig als Synonyme verwendet) nicht nur verschiedene Autobiographien, Tagebücher, Erinnerungen und Reisebeschreibungen, sondern auch einige Briefe und andere Erwähnungen, die einen persönlichen Charakter haben, bezeichnen. Mit diesem Begriff kann man auch zumindest einen Teil der Bürgertestamente charakterisieren, die als Rechtsakten mit einer mehr oder weniger formalisierten Struktur häufig viele Informationen über den Testator, seine Gedanken und Urteile enthielten. Darauf wiesen schon früher die Forscher in Deutschland und Tschechien, in kleinerem Umfang in Polen hin<sup>15</sup>.

Die ältesten Angaben zu den Thorner Testamenten (ähnlich wie auch zu jenen aus Kulm) sind sehr allgemein und erwähnen nur die Rechtsakten und ihre Beschlüsse, ohne ihren vollständigen Wortlaut wiederzugeben. Solche Eintragungen treten in den Stadtbüchern auch später auf<sup>16</sup>. Sie erfolgten sowohl in den „besten Jahren“ der Testatoren als auch direkt

<sup>13</sup> B. v. Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*, (*Historische Anthropologie* 2, 1994), S. 470–471.

<sup>14</sup> S. Schmolinsky, *Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffen und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung*, (2012), S. 63f.; eadem, *Selbstzeugnisse im Mittelalter*, in: *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit*, hg. v. K. Arnold, S. Schmolinsky, M. Zahnd, (1999), S. 19–27.

<sup>15</sup> In Polen bezogen sich auf diese Frage vor allem hinsichtlich der neuzeitlichen Testamenten die folgenden Arbeiten von: A. Rosa, *Testamenty fordońskie jako egodokumenty*, S. 41–72 oder eadem, *Testamenty mieszczań fordońskich z lat 1666–1747*, „Ziemia Kujawska“, 19 (2006), S. 5–31. Über die Ego-Dokumente, die als Forschungsgegenstand verstanden werden, äußerte sich während der Tagung, die 2012 von der Polnischen Historischen Mission in Würzburg organisiert wurde, u. a. S. Roszak, *Egodocuments. Some remarks about Polish and European historiographical and methodological experience*, „Biuletyn Polskiej Misji Historycznej“, 8 (2013), S. 27–42.

<sup>16</sup> Siehe: z. B. *Liber scabinorum Veteris Civitatis Thoruniensis 1363–1428*, hg. v. K. Kaczmarczyk, (1936), Nr. 326 (1395). Vgl. auch Nr. 1565 (die Testamentslegaten zugunsten der Thorner Kirchen) und ähnlich die Eintragungen aus dem Gebiet der Neustadt Thorn, *Księga ławnicza Nowego Miasta Torunia*, Nr. 1059, 1302, 1304, 2103; oder Kulms, *Das Kulmer Gerichtsbuch 1330–1430*, bearb. C.A. Lückcrath, F. Benninghoven, (1999), Nr. 8,

vor ihrem Tode, und ihrer Ausstellung lag am häufigsten die Absicht zugrunde, das ewige Leben zu erlangen, aber auch die irdischen Geschäfte und Verpflichtungen des Testators gegenüber seinen Familienmitgliedern und anderen nächsten Personen zu erledigen (auf diese Weise informieren diese Dokumente direkt auch über die engen Beziehungen des Testators zu den einzelnen Familienmitgliedern). Man sollte betonen, dass das Kulmer Recht es verbot, in den Testamenten u. a. die Schenkungen von über drei Schillingen am Sterbebett ohne Billigung der rechtlichen Erben zu machen<sup>17</sup>.

Mit der Zeit konnte man unter den Testamenten bereits auf jene hinweisen, die nur kurz formulierte Schenkungen zugunsten von Kircheneinrichtungen enthielten (sie sind z. T. ein gutes Beispiel für die spätmittelalterliche Frömmigkeit der Thorner Bürger und zugleich ihrer Bemühungen um das Seelenheil, ähnlich wie die Berichte über die Gegenstände, welche die Testatoren besaßen, wie Rosenkränze, Kreuze, religiöse Bücher oder Gemälde). Es waren auch ferner jene Testamente, die ausschließlich die Eintragungen zugunsten von verwandten, verschwägerten und anderen Personen enthielten, aber auch solche Legaten, die die Schenkungen zugunsten der Kirchen, Orden, der religiösen Einrichtungen sowie der Nächsten und anderer Privatpersonen miteinander verbanden. Als Beispiel für die letztgenannten Testamente kann dasjenige von Symon Balkaw von 1460 gelten, das – was bereits hervorgehoben wurde – mit der Zustimmung seiner Ehefrau und der Verwandten errichtet und in das Altthorner Schöffebuch eingetragen wurde. Neben den Legaten zugunsten der lokalen Kirchen und Klöster befanden sich darin die Bestimmungen über spezifische Immobilien für die einzelnen Verwandten. Diese Beschlüsse sollten selbstverständlich nach dem Tode des

---

111, 223, 226, 248; *Księga czynszów fary chełmińskiej (1435–1496)*, hg. v. Z.H. Nowak, J. Tandecki, (1994), Nr. 30, 255, 268f. Die Erwähnungen über die Testamente befinden sich auch in anderen Publikationen, z. B. *Księga długów miasta Torunia z okresu wojny trzynastoletniej*, hg. v. K. Ciesielska, I. Janosz-Biskupowa, (1964), S. 24, 53, 215f., oder *Tabliczki woskowe miasta Torunia ok. 1350–I poł. XVI w.*, hg. v. K. Górski, W. Szczuczko, (1983), S. 60, 87, 88f.

<sup>17</sup> *Prawo starochełmińskie 1584 (1394)*, S. 101 (Buch 4, Art. 2). Etwas anders wurde dieser Beschluss in der Heilsberger Revision dieses Rechts von 1566 formuliert, siehe: *Rewizja lidzbarska prawa chełmińskiego 1566 [1711]*, übers. v. A. Groth, (1997), S. 171–172.

Schenkers vollzogen werden<sup>18</sup>. Es kam vor, dass die Eintragungen zugunsten der geistlichen Institutionen bzw. der religiösen Bruderschaften, was im Testament angemerkt wurde, vom Testator für die wichtigsten Beschlüsse gehalten wurden und mit Vorrang, d. h. vor den Ansprüchen der übrigen Erben erledigt werden sollten<sup>19</sup>.

Aus den erhalten gebliebenen Eintragungen in den Schöffebüchern kann man schließen, dass sie in Thorn auch von Bürgern anderer Städte gemacht wurden. So war es z. B. im Falle von Abraham, dem Bürger des auf der Krim gelegenen Kaffa (höchstwahrscheinlich war er Kaufmann), der hier krank lag, das Schöffengericht zu sich bestellte und ein Testament errichtete, in dem er seinen Sohn berücksichtigte, aber auch u. a. die lokalen Kirchen und die Wirtin, bei der er sich aufhielt und die er mit Perlen beschenkte<sup>20</sup>.

Es scheint aber, dass die meisten mittelalterlichen Testamente der Thorner Bürger, welche Legate zugunsten der Kircheneinrichtungen enthielten, anfänglich, was schon angemerkt wurde, vor allem als Zeugnisse ihrer Frömmigkeit und der zeitgenössischen Mentalität und Religiosität gelten können (diese Urkunden sollten zum Seelenheil des Testators und seiner Nächsten beitragen, konnten aber auch als gewisse Sicherung der „Zuneigung des Himmels“ in ihrem Berufs- und Privatleben betrachtet werden<sup>21</sup>). Häufig hatten sie den Charakter von Dispositionen, die direkt am Sterbebett (wegen Krankheit oder aufgrund des Greisenalters)

---

<sup>18</sup> *Księga lawnicza Starego Miasta Torunia (1456–1479)*, hg. v. K. Kopiński, J. Tandecki, (2007), Nr. 254.

<sup>19</sup> „Lorencz Loye hot mit wolgesungtem leibe <und> wolbedochtem muth vor richter und scheppen seinen leczten willen yn testaments weisze gemacht und bestellet, nemlich hot er yns erste der elenden bruderschaff[t] sein halbe hawsze, ader die wirde uff sand Annegasse, neben Lucas Steynkellers hawsze gelegen, vor allen seinen erben und frunden ungehindert gegeben und bescheiden. Auch 4 mr. scholt bey Cleyn Caspar und 3 ½ mr. bey der Glosserynne, meister Peterynne, globet dasz vorgeschriben seyn leczter wille und testoment stette, feste und unvorbrochlich zu halden. Actum ut supra“ [15.01.1507], Archiwum Państwowe w Toruniu [Staatsarchiv in Torun] (weiter APT), Katalog II IX 4, S. 381. Zu anderen Schenkungen zugunsten der religiösen Einrichtungen siehe z. B. I. Czarciański, *Bractwa w wielkich miastach państwa krzyżackiego w średniowieczu*, (1993), S. 73, 79–80.

<sup>20</sup> *Liber scabinorum*, nr 863 (1410). Vgl. auch die Eintragungen Nr. 1110 (die Testamentsverleihung zugunsten des Beginenkonvents), 1361 (die Testamentseintragung für den Altar der Heiligen Drei Könige), 1402 (für die Altarstiftung).

<sup>21</sup> Siehe: z. B. *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 152 (das Testament von Godele Esken)

gemacht wurden, und ihrer Ausstellung lag neben dem erwähnten Willen, die irdischen Geschäfte zu erledigen (d. h. auf die Erben hinzuweisen) und sich selbst und den Seinigen das ewige Leben zu sichern, auch die Sicherung der Messen und Gebete für das eigene Seelenheil nach dem Tode, d. i. des Gedächtnisses unter den kommenden Generationen zugrunde<sup>22</sup>. Daher stößt man in ihnen u. a. auf die Vermächtnisse, die bestimmten Güter für die Kircheneinrichtungen zu Geld zu machen, weswegen man z. B. zum Stifter bzw. im Falle der kleineren Legaten zum Mitstifter verschiedener liturgischer Paramente, die während der Messe gebraucht wurden, werden konnte<sup>23</sup>. Höchstwahrscheinlich hatten die Vertreter des Klerus‘ manchmal den größten Einfluss auf die Entscheidungen über die Legate zugunsten der religiösen Einrichtungen, daher verlangte man während der sozialen und systempolitischen Kämpfe und der Reformation von dem Klerus und den Nonnen in Thorn, die Häuser der kranken älteren Menschen nur mit der Zustimmung des Rats zu besuchen. Die Testamente sollten gemäß den Vorschriften, die in der städtischen Willkür festgelegt wurden, errichtet werden. Diese Forderungen wurden später im königlichen Mandat *Reformatio Sigismundi* von 1523 berücksichtigt, das die Streitigkeiten zwischen den Bürgern und dem Rat beendete<sup>24</sup>. Im selben Jahr verbot man auch die Eintragungen in den Testamenten zugunsten der Söhne, falls sie Geistliche, und der Töchter, falls sie Nonnen waren, wie auch der Kirchen allgemein<sup>25</sup>. Vorher kam es neben den direkten Legaten auch dazu, dass die im Testament bestimmten Güter zunächst z. B. einer Privatperson vermacht wurden, doch unter dem Vorbehalt, dass

---

und M. Biskup, *U schyłku średniowiecza i w początkach odrodzenia (1454–1548)*, *Historia Torunia*, 2, 1, hg. v. M. Biskup, (1992), S. 210.

<sup>22</sup> Z. B. die Eintragung: „Fraw Cristina Ludtkyn, Liborius Nacke yn Got vorstorben nochgeloszne witwe, hot durch Johannem, scheppenschreiber iren zu solcher sache gekornen vormunde der kirchen s. Johannis zu Thorun an irem lezten willen yn testaments weisse vormacht und gegeben 40 mr. geringe, dy ir Steffan Olsleger von wegen seyner hawsfraw als schicht und teylunge pflichtig zu geben ist. Dovon sollen dy kirchevetter dy gedochte frawen, so sy todisz halben abginge, zu der erde bestaten und sust alle Gots recht mit ir begehnn, und so was von obgescreben [?] gelde oberliff, das sollen dy kirchenvetter der kirchen zu guthe behalden. Actum freitag vor Laurencii“ [7.08.1506], APT, Katalog II IX 4, S. 372.

<sup>23</sup> Oliński, *Fundacje mieszczańskie*, S. 99.

<sup>24</sup> J. Buława, *Walki społeczno-ustrojowe w Toruniu w I połowie XVI wieku*, (1971), S. 45, 83, 87.

<sup>25</sup> Maciejewski, op.cit., S. 72.

sie nach deren Tode bestimmten Kirchen bzw. Klöstern verschenkt werden sollten. Eine solche Eintragung findet sich u. a. in dem mit der Zustimmung der Ehefrau errichteten und 1420 in das Schöffebuch der Altstadt Thorn eingetragenen Testament von Petir Konicz, in dem er sein Geld und andere Gegenstände von 36 Mark seiner alten Köchin Grithen vermachte, aber unter dem Vorbehalt, dass die Hälfte dieser Summe nach ihrem Tode der Johanneskirche, und die andere Hälfte den Thorner Franziskanern und Dominikanern übergeben werden sollte<sup>26</sup>.

Manchmal kam es zur Testamentserrichtung zu einem Zeitpunkt, als der Testator in den besten Jahren war, doch schon an seinen Abschied vom Diesseits dachte<sup>27</sup> bzw. angesichts einer potentiellen Todesgefahr (z. B. während einer geplanten langen Handelsreise bzw. Pilgerfahrt; die letztgenannte zählte man damals zu den Taten, die das Seelenheil befördern sollten)<sup>28</sup>. Am Rande sollte man hier bemerken, dass man in den Thorner Testamenten auch auf jene Angaben stößt, nach denen einige Personen, auch wenn sie aus verschiedenen Gründen keine Pilgerfahrt unternehmen wollten, zu einem solchen Zweck bestimmte Geldsummen vermachten, was auch als Zeichen ihrer großen Frömmigkeit gelten sollte<sup>29</sup>. Man muss hier nicht hervorheben, dass derartige fromme Legate sehr wichtig für die finanzielle Situation der einzelnen Kirchen, Klöster und religiösen Einrichtungen waren<sup>30</sup>.

<sup>26</sup> *Liber scabinorum*, Nr. 1474.

<sup>27</sup> Siehe z. B. die Testamentseintragung eines Schöffen (später Ratsherrn) Gotzen von Allen für den Altar der Heiligen Drei Könige in der Pfarrkirche in der Altstadt Thorn, worüber eine Erwähnung im altstädtischen Schöffebuch 1417 berichtet. Der Testator starb erst 1422, *Liber scabinorum*, Nr. 1361; Oliński, op.cit., S. 197.

<sup>28</sup> Vgl. z. B. H. Zaremska, *Człowiek wobec śmierci: wyobrażenia i rytuały*, in: *Kultura Polski średniowiecznej XIV–XV w.*, hg. v. B. Geremek, (1997), S. 485–510; Oliński, op.cit., S. 100.

<sup>29</sup> Z. B. „Item 50 mr. czu eyner Rome reysze“, APT, Katalog II IX 4, S. 354. Vgl. auch ähnliche Eintragungen in den weiter angeführten Testamenten anderer Thorner Bürger.

<sup>30</sup> Z. B.: 1485 vermachte die Witwe vom Bürgermeister Rudiger von Birken der Johanneskirche in Thorn das Dorf Siemoń mit 64 Hufen. Dr. W. Altenhoff bestimmte 1506 in seinem Testament für dieselbe Johanneskirche 3 Gulden, für den Abt des Zölestinerklosters in Leipzig – 5, für das Thorner Heilig-Geist-Kloster – 2 und das anliegende Armenhaus 2 Gulden, für die anderen Thorner Ordensbrüder 2 Gulden, für seinen Beichtvater – 5 Gulden, für die Thorner Franziskaner für seine Bestattung einmalig 10 und jährlich 2 Gulden, für 2 Armenhäuser in Leipzig – 4 Gulden, für das Augustinerkloster

Eines dieser typischen Testamente mit zahlreichen Eintragungen zugunsten der lokalen Kirchen und Klöster sind die Legate der verwitweten reichen Thorner Bürgerin Dorothea Armknechtynne (gest. 1465). 1439 machte sie zusammen mit ihrem Sohn in Form eines Notariatsinstrumentes eine Testamentseintragung, mit der sie die Vikarie in der Johannespfarrkirche stiftete (zu diesem Zweck bestimmten die beiden ihr gemeinsames Haus am Markt, das aber 1440 vom Rat für 12 Mark jährlichen Zinses, welcher der Vikarie für die ewige Messe für die Stifterin und ihre Familie gezahlt wurde, übernommen wurde). 1444, nach dem Tode ihres Sohnes, legte D. Armknechtynne ein neues Testament ab, das die Legate für die Thorner Johannes-, Nikolaus- und Marienkirche, das Heilig-Geist-Hospital und die lokale Priesterbruderschaft, aber auch für die Kartäuser in Karthaus und die Zisterzienser in Oliva enthielt. Sie machte darin auch Legate für Einzelpersonen (Geistliche und Laien), u. a. für einen Beichtvater, Seelsorger, Dominikaner, Stadtnotar, eine Nonne, ein Dienstmädchen und drei Arme. 1447 errichtete D. Armknechtynne ein weiteres Testament, das alle ihre Güter und Zinsen umfasste und in dem sie neben den wiederholten, nur in geringem Maße geänderten Legaten aus dem vorigen Dokument auch eine zusätzliche Eintragung zugunsten der Domkirche in Kulmsee und des Thorner Witwenhauses (in das sie in ihren letzten Lebensjahren zog) hinzufügte<sup>31</sup>.

Als Beispiel des letzten Willens, der vor der Pilgerfahrt nach Rom abgelegt wurde, kann das Testament von Dorothea Paszkynne gelten, in dem sie, nachdem sie auf ihren guten Gesundheitszustand hingewiesen hatte, verschiedene Legate zugunsten einiger Thorner Klöster, Kirchen, des Beginenkonvents, der Hospitäler und Bruderschaften machte und gewisse Geldsummen für den Kauf von Nahrung und Getränke für die Armen wie auch zugunsten der zwei mit ihr verwandten Frauen bestimmte<sup>32</sup>.

---

dort 2, für den Paulusprediger 2 und die Thomaskirche dort 2 Gulden, für die Nikolauskirche in Thorn 2 Gulden, *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 132; Buława, op.cit., S. 111.

<sup>31</sup> APT, Katalog I, Nr. 1037. Vgl. auch *Księga długów*, S. 24; K. Ciesielska, *Armknęcht (Armknęchtin, Armknęchtinne, Armknęchtynne) Dorota (ok. 1400–1465), fundatorka wikarii, domu dla wdów i in.*, in: *Toruński Słownik Biograficzny*, hg. v. K. Mikulski, 1 (1988), S. 22–23; Oliński, op.cit., S. 204.

<sup>32</sup> *Księga ławnicza Starego Miasta Torunia (1456–1479)*, Nr. 1326.

Es kam auch manchmal vor, dass die gut ausgebildeten Geistlichen ihr Vermögen für mit dem religiösen Kultus nicht verbundene Zwecke vermachten. So tat es u. a. der bekannte Thorner Priester und Gelehrte Konrad Gesselen, der 1456 als ehemaliger Rektor der Schule an der Johanneskirche in Thorn die Bedeutung der Wissenschaft zu schätzen wusste, dieser Schule Zinsen vermachte, die der Rat für den Kauf von Brennholz und die Bezahlung des Lehrers und seiner Helfer ausgeben sollte. Die Schüler sollten hingegen jährlich am Allerseelentag die Vigil singen, und am nächsten Tag an einer Messe für den Testator, seine Verwandten und andere Stifter teilnehmen<sup>33</sup>.

Die Testamentseintragungen, die die Thorner Überlieferungen manchmal mit dem Begriff „letzter Wille“ bezeichneten, wurden im Falle einer Krankheit des Testators bzw. aufgrund seines Greisenalters zu Hause in Anwesenheit von Zeugen, manchmal auch von zu ihm bestellten Schöffen oder – falls sein Gesundheitszustand es erlaubte – im Rathaus vor dem lokalen Rat oder der Schöffenbank gemacht. In den erhalten gebliebenen Überlieferungen aus Thorn stößt man sehr selten, während es z. B. in Krakau im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jh. eindeutig häufiger zu sehen war<sup>34</sup>, auf die Praxis der Ratsherren, die Kranken, die ihren letzten Willen ablegen wollten, zu besuchen oder die Testamentserklärungen vor dem Rat im Rathaus amtlich zu beurkunden<sup>35</sup>, was aber nicht bedeutet, dass hier eine solche Gewohnheit mindestens im 14. und Anfang des 15. Jh. nicht auch gepflegt wurde (sie war später auch in den Thorner Willküren aus dem 16. Jh. zugelassen)<sup>36</sup>. Man kann vermuten, dass man in den Thorner Stadtbüchern, anfänglich den Ratsbüchern, später vor allem in den Schöffenbüchern (obwohl man mit der Zeit die Testamente wieder in die Ratsbücher einzutragen pflegte) die Testamente (bzw. die

---

<sup>33</sup> *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 82. Mehr dazu siehe: R. Ruciński, *Gesselen (Gesselin, Gessiln, Gheselin, Ghesselen, Jesselen) Konrad (ok. 1409–po 1469), bakalarz sztuk, rektor szkoły przy kościele św. Jana, ksiądz, uczony*, in: *Toruński Słownik Biograficzny*, hg. v. K. Mikułski, 2 (2000), S. 95–97.

<sup>34</sup> Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (genau seit den 70er Jahren dieses Jahrhunderts) übernimmt die lokale Schöffenbank beinahe vollständig die Aufsicht über die Krakauer Testamente, Wysmulek, op.cit., S. 67, 97f.

<sup>35</sup> Vgl. z. B. die Notiz von 1396 über das Testament der bereits verstorbenen Sostine, das dem Rat von Anna Barbara vom Hofe eingereicht wurde, *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 21.

<sup>36</sup> Maciejewski, op.cit., S. 71.

Angaben über sie) notierte, und zwar in einer sehr gekürzten Form, meistens ohne die für derartige Dokumente charakteristischen Formularformen, auch wenn man manchmal auch auf vollständige Abschriften stoßen kann<sup>37</sup>. Am Rande sei darauf hingewiesen, dass die Zeugenaussagen bezüglich dieser Rechtsakten, wie dies eine der Eintragungen im Thorner Schöffebuch beweist, nicht immer glaubwürdig waren: „Weiter hot er ein ander orteil zu der banck gesaczt, ab gehegtem ding wiszlich wehr, das Steffan Olsleger, Herman Rewsopp ader Hans Rewsopp bey dem testament sie fraw Cristina gemocht hot gewest weren. Doruff der herr sceppe geortelt hot, das gehehitem ding wiszlich sey, das sy nicht dorbey gewest seyn. Actum ut supra“ [3.12.1506]<sup>38</sup>.

Eines der ältesten, in das Thorner altstädtische Ratsbuch eingetragenen, relativ vollständigen Formulare ist die Testamentseintragung von Gotko von Allen von 1390, die mit einer Invokation anfängt („Wissentlich sey allen Leuten, beyden: gegenwertigen und zukunfftigen“), nach der eine Intitulation („daß Herr Gottko von Allen Unsir mit Rathmann mit williger Folgung seiner Erblinge“), Datierung („in dem Jahre Unsers Herren Jesu Christi 1390 am Freytag vor dem Dreykönigstage“), Narration („mit dem Rathe in Thorun mit Wissen der Eltesten Herren) und Arenga (umb eine Ewige Moße zu Troste seiner, seiner Vorfahren und seiner Nachkommen Seelenheil und Seeligkeit übereinkommen ist“), und nach der letztgenannten eine schon genaue Disposition, die dieses Dokument abschließt, folgen<sup>39</sup>.

Besonders umfangreich in Bezug auf das Formular und den Inhalt ist die Testamentseintragung von Christian Stroband in den Ratsbüchern von 1531. Sie fängt mit der Nachricht darüber an, dass der Stadtsekretär Ma-

---

<sup>37</sup> „Schwester Barbara Sabina, in der Liffholtzin (Liffholczin) convent wohnende, komt vor den Raht und vorlautbahret vor denselben, dass sie den armen sichen zu S. George alleine und nicht dem Probste daselbst vor der Stadt Thorun gegeben Freywillig in der Form und Gestalt eines Testaments 5 mrc und 4 scot legire, und soll ein Herr vom Rathe, der ein Verweser ist, jährlich die zinsen auf Martini austheilen“, *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 71. Vgl. auch ibidem, S. 6, 15, 21, 51, 62, 64 (diese Testamente sind auch in den Wachs tafeln erwähnt).

<sup>38</sup> APT, Katalog II IX 4.

<sup>39</sup> *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 15–16. Mehr zum Autor dieses Testaments siehe: K. Kopiński, *Allen Godefried I von (Allin, Goczen, Gedco, Godco, Godeke, Gotke, Gottko) (1. pol. XIV w. – pocz. 1390), burmistrz, polityk i kupiec tor.*, in: *Toruński Słownik Biograficzny*, 2 (2000), S. 21–22.

gister Georg Zimmermann als Vormund der Witwe des Testators und seiner anderen Erben samt einem schriftlichen Testament, das ganz bewusst vom verstorbenen Ch. Stroband errichtet und vom öffentlichen Notar und zugleich dem Stadtschreiber niedergeschrieben worden war, vor dem Bürgermeister Thorns und dem Burggrafen mit der Bitte erschien, dieses Dokument in das allgemeine Ratsbuch einzutragen. Nach dieser Einleitung beginnt das eigentliche Testament im vollständigen Wortlaut. Es fängt relativ ungewöhnlich an, nämlich mit einer umfangreichen Narration mit der Arenga, die gleichzeitig als ein eifriges Glaubensbekenntnis gelten. Danach erfolgt die Disposition, die mit dem Hinweis auf die Art und Weise (ohne alles prangen) und den Ort der ewigen Ruhe wie auch, was laut dem Dokument für den Testator von besonderer Bedeutung war, auf die Bestimmung des Vormundes für seine Frau, d. h. seines Sohnes Hans, dem der erwähnte Bürgermeister und Stadtsekretär wie auch der Schwager helfen sollten, anfängt. Die künftige Witwe solle zu Hause bleiben, der Sohn, gleichzeitig der Haupterbe und Vormund der Mutter, wurde dazu verpflichtet, sie mit Essen, Trinken und Kleider zu versorgen, ihre anderen Bedürfnisse zu befriedigen (z. B. ihr alle zwei Wochen  $\frac{1}{2}$  Mark zu geben), aber auch ihr bis zum Lebensende Kleider und Schmuck zu überlassen. Der Text endet mit den Anordnungen bezüglich der Beziehung der Kinder gegenüber der Mutter wie auch der Vermögensdispositionen, u. a. der Aufzählung des Thorners Hauses und des Dorfes, das Hans Stroband zuteilwerden sollte<sup>40</sup>.

Als Beispiele des Formulars der Thorner Bürgerlegate, die zu Hause vor den Mitgliedern der Schöffenbank gemacht wurden, können die Eintragungen in dem Gerichtsbuch von 1504 und 1505 gelten, die das Testament der Thorner Bürgerin Hesze Rakynne betreffen. Die Notiz fängt mit der Information an, dass Friderich Rakow vor dem Gericht erschien und im Auftrag seiner Mutter, die wegen ihrer Krankheit vor dem Gericht persönlich nicht erscheinen konnte, darum bat, ihre Willenserklärung zu Hause ablegen zu dürfen, wohin sich die Schöffen auch begaben. Dort hörte man ihren letzten Willen, der sich auf die Schuldenzahlung und die Bestimmung ihres Sohnes als Testamentsvollziehers bezog. Dann erfolgen genaue Dispositionen bezüglich der Legate für einzelne Personen

---

<sup>40</sup> *Thorner Denkwürdigkeiten*, S. 172–176.

und Kircheneinrichtungen. Der vollständige Text dieser Eintragung lautet folgendermaßen:

Friderich Rakow in voller macht seyner mutter ist komen vor gehegt dyng unde durch ortel unde recht myt geleyte czu seyner mutter, fraw Hesze Rakynne, so dy kranckheyt halben zcu gerichte nicht hot mogen kommen czu gehen dirworben aldo anczuhoren ir bekentnys. So hot gerichte dohyn gegangen unde angehört etliche scholde, dy sy bekant hot schuldig solde seyn, unde ir wille wer bezalt mochten werden, desgleych iren lezten willen eyn testament gesaczt vor den hern scheppen hot gelautbart dasselbige alzo czu halden derhalbe sy denne iren son Friderich gekoren hot czu eynen testamentarien iren lezten willen zcu irfollen. Welche anhorunge von gehegtem dyng haben dy hern scheppen wider in gerichte eyngbrocht wy nochfolget lautende:

Item fraw Hesze Rakynne hot off iren sichbette bekant, das sy rechter wissentlicher scholt schuldig ist.

Item 300 mr. Balczer Richtern zcu gutter rechenunge.

Item 50 mr. ane dy vorsessenen czynszer eyner nonnen im juncker kloster alhy zcu Thorn.

Item ist sy schuldigh Hans Padewerder noch laut des scheppenbuches.

Item 10 1/2 mr. her Heynrich Fochs.

Item 5 mr. her Jacob Senszen czu gutter rechnunge.

Item 3 mr. Hans Kranich.

Item 50 mr. iglichem sone, das sy entpfangen hot in iren notcz.

Friderich Rakow hot gefryst dy andern widergebot eynzcubringen von wegen der dy nicht vorlibet haben czwischen hy unde Bartolomei [24.08.1504] unschedlich seyn rechte. Actum freytag post Corporis Cristi anno XV<sup>o</sup> quarto [7.06.1504].//

Item hot sy bekant, das Niclas Fridewalt von seyner frawen wegen entpfangen hot 600 mr. Domyt hot her sy queyt unde ledig gesaget allenthalben ires vaterlichen anteyl.

Item 6 mr der Traude Bergerynne.

Item Hans Rakow, ir son hot seyn vaterlich anteyl czu voller genuge entpfangen unde hot ausz der mutter befel scholt eyngemant czu Halsberg, so man alle scholt bezalt hot was do bleyben wirt von demselbigen gelde eyngemant sol Hans Rakow czu haben aller ander teylunge.

Item 24 mr. czu gutter rechenschafft Friderich Raken schuldig.

Item 6 mr. noch Friderich Raken scholt zcu gutter rechnunge wegen der besaczunge off dy Gritte Heynemanynne auszgeleget.

Item 1 rok laken Friderich Raken.

Item hot sy bekant, das sy Gritte alle czeyt so vyl gegeben hot czu kostgelde als von noten gewest ist, dorumbe sol sy keyne noth leyden. Desgleych Friderich Rakow keyne noth dorumbe leyden sol.

Item hot sy bekant, das iglichem kynde vaterlich anteyl nicht meher geburt hot den 600 mr. czu gutter rechnunge, unde 100 mr. hot sy dorober vorwilliget umbe irer selen selikeyt.

Item hot sy bekant, das sy schuldig ist der Anna Trostynne hot sy gesaczt was gutte leute irkennen noch irer beyder schryffte, sol man ir bezalen.

Item 7 fird. Nicles Frysynne scholt.

Item hot sy gewolt solch testament czu haben.

Item 2 Romreyszen. Item 5 selebath. Item 10 mr. irer tochter ins kloster.

Item 1 sylbern schelichen, 1 stoczichen, 1 kreucze der Scubuiolynne vor 8 mr. vorsaczt, sol man ir tochter im closter wider auszloszen.

Item 12 mr. der tochter kynt Barbara Teschnerynne ym kloster, dy sy entpfangen hot vor 100 mr. czyns. Item 5 mr. ad idem perpetue [?] testamento. Item 1 rok schwarcz myt 3 knoffeln silbern.

Item 1 korsche, 1 brawn harris mantel sol haben dy Gritte Heynemanynne czuvor. Item 4 1/2 mr. schot unde 6 mr. czum testament her Johannis, dem capellan. Item 2 mr. sancti Johannis. Item 2 mr. sancti Nicolai. Item 2 mr. ad beatam virginem. Item 2 mr. ad sanctum Jacobum. Item in dy ander kyrchen unde spitalia in iglichs 1 mr. Item den juncfern ad Sanctium Spiritum [?] 3 mr. Item 1 kemichen ken Colmensehe ad sanctum Trinitatem.

Solch testament unde schulde czu volfuren hot sy irem sone befolen unde yn yrem lezten willen czuvor ander dyngge sol ausz gericht werden.

<Welche bekante schulde mytsampt dem testament so sy durch dy hern scheppen eyngbrocht ist. Ist der hern geczeugnysz mechtig geteylt: Es gehe fort umbe dy sache wy recht ist, so denne der erbname meher ist, ist geteylt: Dy andern dorczu sol forbotten ap sy das vorlyben. So seynt irschynen vor gerichte her Nicles Fridewalt, Friderich Schotdorff unde Hans Padewerder unde haben das testament nicht wolt vorliben. Dorober hot begert Friderich dasselbige in macht seyner mutter eynczuschreyben unde ist geteylt: Es gehe fort umbe dy sache als recht ist. Actum freytag vor Hedwigis [11.10.1504].

Item Philip Teschner ist durch froneboten vorbot wy recht ist, derhalben Friderich Rakow in macht seyner mutter das widergebot eyngbrocht hot von wegen Philippi Teschner zcu der vorlibunge des testaments unde der schulde. Actum freytag infra octavas Corporis Cristi anno XV<sup>c</sup> quinto [23.05.1505]. Och ist Philip geladen worden von der dreyer juncfern wegen im kloster durch her Jacob Szenszen von wegen irer scholde unde das widergebot eyngbracht. Actum ut supra [23.05.1505]<sup>41</sup>.>//

Ein ähnliches Formular hat auch die etwas spätere Eintragung aus demselben Jahr:

/=Vor gehegt dyng ist komen Hans von der Brocke unde im namen seyner mutter begert, so sy krank wer unde czu gerichte nicht komen mochte, myt gleyte zcu ir zcu komen durch recht dyrworben. So hot richter unde scheppen wider in gehegt dyng eynbrocht, das sy bekant hot scholt wy nochgeschriben steth:

Item 9 mr. 8 sc. czyns der capelle sancti Nicolai ist vorschryben in eyn widerkouff off dem farbrige. Doroffe vorsessener czyns 30 mr., doroff ist entpfangen 1 firtel potter.

Item 100 mr. von der Asmus Estichyne entpfangen off das gut nestvorgangen off Manfasznacht [1.03.1506] nestvorgangen geschehn unde davon czu czynszen noch des landiswylkore.

Item 116 mr. entpfangen von her Caspar Walker, thumhern off czyns von 12 mr., eyne zcu czynszen off czwen buden byne czween jaren geschriben, doroffe vorsessen czyns 10 mr.

Item 36 mr. off eyner schewne czyns vorschryben eyner nonne im kloster, dorvon 3 mr. czynszen sol, doroffe 3 mr. vorsessen czyns.

Item 68 mr. her Johannes Graudencz schuldig geligen gelt.

Item 100 mr. 12 schil. irem sone Hans schuldig geligen gelt.

Item 9 mr. fraw Anna Bolczynne geligen gelt schuldig.

Item 28 mr. der Czyrwasynne schuldig geligen gelt.

Item 18 mr. der Benedic Koyenne schuldig geligen gelt.

Item 3 mr. 1 fird. der Peter Rogerynne schuldig geligen gelt.

Item 9 mr. der Barbara Beckerynne scholt schuldig.

Item 10 mr. der Bemichenynne schuldig.

---

<sup>41</sup> APT, Katalog II IX 4, S. 156, 324, 325.

Item hot sy gegeben der Bemichenynne 24 mr. off vorlost unde gewyn domyt zcu handeln noch irer mannes tode.

Item 60 mr. lygen bey her Johan Lizman kyndergelt sol haben Conradt Hitfelt.

Item 24 mr. von her Niclas Bader empfangen dovon czu czynszen 2 mr., dorvon 2 mr. vorsessen.

Item 4 mr. her Caspar Schotdorff schuldig.

Item 4 mr. her Mattis Wachszloer schuldig.//

Item 20 scheffel korn her Raphael schuldig. Item 16 scheffel der Asmus Estichynne schuldig. Item 5 1/2 mr. irem hofemanne schuldig vor 2 pferde. Item 8 mr. 14 Gr. dem apte von der Mogel schuldig.

Item solche schulde sollen bezalt werden von der frawenteyle unde guttern unschedlich der kynder vaterteyl. Den dy frawe hot bekant, das sy so sy myt iren kyndern geteylt hot noch ires mannes tode, dy scholt gar oben bekant ober sych genomen hot.

Item noch schuldig 1 mr. Pauler Fyschern.

Item hot sy bekant vor gerichte legende off iren bette unde offret irem sone Hanszen das kostgelt, das her bey seyner mutter gessen unde getruncken, dorumbe das ir son ir vyl guttis gethon hot unde ir das hausz offgehalden.

Item hot sy bekant, das ire tochter Anna och ir man ir nichtis schuldig ist.

Item hot sy bekant, das Hans unde Anna alleyne igliches eyn fyrtel vor yr vaterlich anteyl am hausze haben, sunder das gut Fogelgesang horet Hanszen, Anna unde Barbare, den dreyen geschwistern vor ir vaterteyl dy helffte.

Item hot sy bekant, das sy bey ir hot 4 sylberne leffel, 1 guldenen rynk, 1 sylbern gortel unde 3 perlyn knoffel, dy gehoren irer tochter Anna eygen vaterteyl.

Item hot sy bekant, das sy bey ir hot 4 leffel sylberne, 1 perlyn koller, 4 guldene ryng, 1 silbern stoczynchen unde 14 pe[r]lyn knoffel, unde 3 grosze perlina knoffel Hanszen czugehorende vor seyn vaterteyl.

Item hot sy bekant, das sy bey ir hot 1 guldenen ryng myt eynen bloen zaphyr gehort Barbare vor ir vaterteyl.

Item hot sy bekant, das Hans bey ir hot vaterteyl 1 gut bette unde 2 oberbette, 1 pfol, 2 semische kossen unde 1 grosses kossen, alle von federn.

Item Hans gehören 4 par leylocher, 5 tischlocher, 7 hanttucher.

Testamentum preferit

Item 2 mr. s. Johanni.

Item 1 mr. hospitali s. Spiritus.

Item 1 mr. virginibus s. Spiritus.

Item 2 mr. ad beatam virginem.

Item 1 mr. hospitali s. Georgii.

Item 1 mr. hospitali s. Laurencii.

Item 1 garten do men ken Colmensehe czur off der rechte hant gelogen  
yn der Mocker gibt sy czum altare ins spittel s. Laurencii.

Item 2 mr. ad s. Laurentum.

Item 2 mr. ad s. Nicolaum.

Item 2 mr. ad s. Jacobum.

Item 50 mr. czu eyner Rome reysze.=/

Solch testament durch den hern scheppen ist mechtig geteylt dyweyl  
dowider nymant spricht. Inscriptum freytag noch Marcelli [?] anno XV<sup>c</sup>  
quinto [6.06.1505].

<Cassatum est preasens testamentum de sententia dominorum scabinorum  
in presencia parente Gerdrudis et Johannis Rudigers tutorum,  
scripta in vigilia Kathherine anno XV<sup>c</sup> octavo [24.11.1508]><sup>42</sup>.

Auf ein weiteres Beispiel eines vor dem Schöffengericht abgelegten Testaments stoßen wir im Jahre 1449, das vom Priester der Vikarie der Katharinenkapelle gemacht wurde. Sie wurde in der ersten Person Singular (Ich, Johannes Furste) niedergeschrieben und fängt mit einer Nachricht an, dass er weder Geld noch Silber, noch Gold besitze. Dann zählt er die liturgischen Paramente, Bücher und andere Gegenstände auf, die zu verschiedenen Kircheneinrichtungen gehören, um später, nachdem er betont hat, völlig klar in seinem Bewusstsein zu sein, und Gott seine sündige Seele anvertraut zu haben, sein übriges Vermögen in Form eines Testaments zugunsten verschiedener Kirchen und Personen zu verteilen. Bemerkenswert ist darin u. a. das Legat für seine Köchin, Agnithen Erle- nitzcynne, der er laut dieser Eintragung den Lohn für 22 Jahre schuldig war (1 Mark jährlich), was er zumindest teilweise bereits bezahlt hatte, indem er ihr u. a. seine Kleider, Bettwäsche, Tücher und verschiedene

<sup>42</sup> Ibidem, S. 343, 344.

andere Gegenstände übergeben habe. Das Testament endet mit der Aufzählung der Gegenstände, die er von der Schwester erhalten hatte und die ihr zurückgegeben werden sollten<sup>43</sup>.

Fasst man diese Erwägungen zusammen, so kann man feststellen, dass die Anzahl der erhalten gebliebenen Thorner Testamente aus dem Mittelalter relativ gering ist, und zwar im Vergleich zu Danzig oder Elbing. Die Analyse derartiger Urkunden aus Thorn erlaubt aber die Schlussfolgerung, dass die Testamentseintragungen der Thorner Bürger einerseits eindeutig von ihrem tiefen Glauben und der Bindung an die Kirche und ihre Institutionen zeugen (die Legaten zu ihrer Gunsten sollten eine würdige, mehr oder weniger in diesem Dokument bestimmte Bestattung, das Seelenheil und das Gedächtnis sichern). Andererseits schildern sie das Verhältnis der einzelnen Testatoren gegenüber dem geltenden Recht und den Stadtämtern (dem Rat und der Schöffenbank), ihre Gefühle, die sie gegenüber den Familienmitgliedern (den Frauen, Kindern, Verwandten, aber auch den nicht verschwägerten Personen), aber auch bezüglich der von ihnen besessenen Mobilien (Kleider, Schmuck, Bücher, Gegenstände des religiösen Kultus) und der Immobilien hatten. Diese Dokumente sind zumindest teilweise auch ein Beleg für die allgemeinen Reflexionen, die die Menschen dieses Zeitalters höchstwahrscheinlich angesichts des Todes oder aufgrund von Lebensgefahr überkamen, weswegen wir darin auf verschiedene Kategorien von „frommen“ Eintragungen stoßen, und zwar zugunsten der Armen-, Witwenhäuser, der einzelnen Familienmitglieder, Dienstleute und Köche, die mit dem Testator und seiner Familie verbunden waren (sie sollten ihm eine gewisse Fürsorge im Greisenalter gewähren). Und manchmal stoßen wir auch auf die Vermächtnisse, die sich auf das Schicksal von einem Teil des Vermögens des Testators nach dem Tode seiner bestimmten Erben beziehen.

Übersetzt von *Liliana Lewandowska*

Korrektur: *Stefanie Neumeister*

---

<sup>43</sup> *Księga ławnicza Nowego Miasta*, Nr. 2305.



Marcin Grulkowski\*, Beata Możejko\*\*, Sobiesław Szybkowski\*\*

\* Polska Akademia Nauk, Instytut Historii im. Tadeusza Manteuffla

\*\* Uniwersytet Gdański

## KÖNIGLICHE ÄUßERUNGEN ÜBER DIE BÜRGER

Die Briefe von Kasimir IV. der Jagiellone, Johann I. Albrecht  
und Alexander der Jagiellone an die Stadt Danzig\*\*\*

Nach 1454 belebten sich die Kontakte der polnischen Könige mit Danzig, was eine Folge der Einverleibung von Königlich Preußen durch den polnischen König war. Die Faktoren, die zur Intensivierung der Kontakte des Königshauses mit Danzig beitrugen, waren vor allem: 1) die politische Lage, d. h. die aktive Teilnahme Danzigs (an der Spitze der preußischen Stände) auf der Seite des polnischen Staates am Dreizehnjährigen Krieg (1454–1466)<sup>1</sup> sowie 2) die wirtschaftliche Lage Danzigs, die es den polnischen Königen ermöglichte, die Ostseestadt als wichtige Quellen von

---

\*\*\* Die wissenschaftliche Arbeit wird im Rahmen des Programms des Ministers für Wissenschaft und Hochschulwesen *Narodowy Program Rozwoju Humanistyki w latach 2012–2015* [Nationales Programm zur Entwicklung der Geisteswissenschaft 2012–2015] finanziert. Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen des Zuschusses Nr. 11H 11 005480 *Katalog dokumentów i listów królów polskich z Archiwum Państwowego w Gdańsku (do 1506 r.)* [Katalog von Dokumenten und Schreiben polnischer Könige aus dem Staatsarchiv in Danzig (bis 1506)]<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Zur Teilnahme Danzigs am Krieg, siehe: M. Biskup, *Stosunek Gdańska do Kazimierza Jagiellończyka w okresie wojny trzynastoletniej 1454–1466*, (1952); ders., *Trzynastoletnia wojna z Zakonem krzyżackim 1454–1466*, (1967); B. Możejko, *Kontakty polskiej kancelarii królewskiej z Gdańskiem w okresie wojny trzynastoletniej*, in: *Kancelaria wielkich mistrzów i polska kancelaria królewska w XV wieku. Materiały z międzynarodowej konferencji naukowej. Malbork 2–3 IX 2004*, hg. v. J. Trupinda, (2006), S. 196.

Steuereinnahmen des Staates zu nutzen<sup>2</sup>. Zeugnisse über die Entstehung von Beziehungen zwischen den polnischen Königen und Danzig in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind die im Staatsarchiv in Danzig erhaltenen Schreiben und Briefe, die vor allem Informationen zu Kontakten der königlichen Kanzlei mit den Behörden, der Elite der Stadt Danzig, enthalten<sup>3</sup>.

In den Sammlungen des Staatsarchivs finden sich Schreiben der polnischen Könige Kasimir IV. der Jagiellone (verstorben 1492) und dessen Söhne Johann I. Albrecht (1492–1501) und Alexander der Jagiellone (1501–1506)<sup>4</sup>. Zur Präzisierung sei angeführt, dass unter den Schreiben vom Anfang der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts recht zahlreiche auf Empfehlung des Prinzen Kasimir (beschrieben als zweiter Sohn des Königs, Thronfolger, jung verstorben im März 1484) ausgefertigt waren. Erwähnenswert ist, dass die erhalten gebliebenen Dokumente in der Mehrheit Briefe der polnischen Könige an Danzig aus den Jahren 1454–1506 über sechshundert Originale und Kopien ausmachen<sup>5</sup>. Dies ist einmalig im Vergleich zu anderen großen Städten in Preußen. So

---

<sup>2</sup> H. Samsonowicz, *Badania nad kapitałem mieszczańskim Gdańska w II połowie XV wieku*, (1960); ders., *Dynamiczny ośrodek handlowy*, in: *Historia Gdańska*, 2, hg. E. Cieślak, (1982), S. 77–175; W. Stark, *Lübeck und Danzig in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zum Verhältnis der wendischen und preußischen Hansestädte in der Zeit des Niedergangs der Hanse*, (*Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte* 11, 1973); B. Możejko, *Czynsz gdański w polityce Kazimierza Jagiellończyka i jego synów (1468–1516)*, (2004).

<sup>3</sup> Zur Elite in den Hansestädten siehe: R. Czaja, *Grupy rządzące w miastach nadbałtyckich w średniowieczu*, (2008).

<sup>4</sup> Zu Kasimir IV. der Jagiellone gibt es bisher keine gesonderte wissenschaftliche Monografie, weiterhin ist die populärwissenschaftliche Arbeit von M. Bogucka, *Kazimierz Jagiellończyk i jego czasy*, (1981 und spätere Editionen) einschlägig. Darüber hinaus befassten sich mit der gesamten Regierungszeit dieses Königs: F. Papèe, *Studia i szkice*, (1907); M. Biskup, K. Górski, *Kazimierz Jagiellończyk. Zbiór o Polsce drugiej połowy XV wieku*, (1987). Über die zwei Söhne von Kasimir stehen die Monografien zur Verfügung: F. Papèe, *Jan Olbracht*, (<sup>2</sup>1992); ders., *Aleksander Jagiellończyk*, (<sup>2</sup>1992,). Einen neueren Beitrag zur häufig sehr verstreuten bibliografischen Literatur über diese Herrscher bei: U. Borkowska, *Dynastia Jagiellonów w Polsce*, (2011).

<sup>5</sup> Archiwum Państwowe w Gdańsku [Staatsarchiv Danzig] (weiter APG), Sign. 300 D, 1–6, einzelne Schreiben des Königs wurden auch gefunden in APG, Sign. 300 D, 8, 16, 17E, 22, 42, 44, 45A, 47, 50, 52, 53, 54, 58, 59, 69, 77, 78, 79, 82.

gibt es für Thorn einzig 151 solcher Quellen<sup>6</sup>, in Elbing nur ein gutes Dutzend und im nicht großen Marienburg nur einige wenige<sup>7</sup>. Auch in anderen Städten Königlich-Preußens blieben nur einzelne Exemplare von Schreiben der Monarchen erhalten. Und leider blieben auch nur einzelne Entwürfe der Antwortschreiben der Danziger auf die königlichen Briefe erhalten<sup>8</sup>. Doch auf ihren Inhalt und ihre Aussage kann aufgrund der Entwicklung der betreffenden Angelegenheiten und aus den Folgebriefen geschlussfolgert werden.

Bei der Arbeit an der Edition der Schreiben der erwähnten Monarchen an die Stadt Danzig konnte nach dem Inhalt und der Form dieser Briefe festgestellt werden, dass diese Dokumente vor allem Zeugnis über die Beziehungen der übergeordneten Machthaber mit der städtischen Verwaltung abgeben. Doch können auch noch weitere Schichten dieser Art von Beziehungen aufgezeigt werden, die das Bild des Danziger Bürgers zu Zeiten der Herrschaft von Kasimir IV. der Jagiellone und dessen zwei Söhne, Johann I. Albrecht und Alexander der Jagiellone in den Augen der Obermacht zeigen; zumeist jedoch eines Bürgers aus der städtischen Leitung.

Wie bekannt, verlieh Kasimir IV. der Jagiellone der Stadt Danzig Privilegien, welche den wirtschaftlichen Fortschritt der Stadt gewährleisteten und Grundlage für eine freie Selbstverwaltung waren<sup>9</sup>.

Bei genauer Betrachtung dieser Privilegien ist leicht zu bemerken, dass das Verhältnis des Königs zu Danzig ein sehr freundschaftliches gewesen zu sein schien. Doch bleibt hier die Frage offen, wie viel dies Pragmatismus und wie viel es Stolz darauf war, die Herrschaft über die

---

<sup>6</sup> *Katalog dokumentów i listów królewskich z Archiwum Państwowego w Toruniu (1345–1789)*, hg. v. A. Radzimiński, J. Tandecki (1999).

<sup>7</sup> APG, Sign. 368; Sign. 508D.329; 508.1214.

<sup>8</sup> *Entwürfe zu Antworten auf die Briefe des Königs*: APG, Sign. 300 D 3, 335, 336; 370, 372, 386–397.

<sup>9</sup> E. Cieślak, *Przywileje Gdańska z okresu wojny 13-letniej na tle przywilejów niektórych miast bałtyckich*, „Czasopismo Prawno-Historyczne”, 6 (1954), 1, S. 61–122; ders., *Przywileje wielkich miast pruskich z XV w. jako etap rozwoju samorządu miejskiego*, „Rocznik Gdański”, 25 (1966), S. 31–49; B. Możejko, *Przywileje Kazimierza Jagiellończyka z 1457 r. dla Gdańska a zmiany heraldycznego wizerunku miasta*, in: „Okręt Kościola” z gdańskiego Dworu Artusa. *Materiały z sesji zorganizowanej przez Muzeum Historyczne Miasta Gdańska dnia 25 maja 2007 roku w 550. rocznicę nadania Miastu honorowego przywileju przez króla Kazimierza Jagiellończyka*, (*Res Gedanenses* 1, 2008), S. 15–37.

große und reiche Stadt zu haben, auch für den Preis verloren gegangener politischer Beziehungen. Es bleibt natürlich die Frage offen nach den von der Kanzlei gebrauchten formellen Wendungen in solch selbstverständlicher Lage<sup>10</sup>. Im vorliegenden Beitrag sind die Verfasser bemüht, sich auf diese Briefe zu fokussieren, die Antworten des König an den Rat der Stadt Danzig, seltener an einzelne Danziger Bürger, sind und Zeugnis über die Schaffung von Beziehungen des Herrschers mit seinen Untertanen geben.

Es bleibt die Frage offen, in wie weit diese königlichen Schreiben, auch die Aussagen über Danziger Bürger, in diesem Fall Aussage der Obrigkeit über die recht spezifischen Untertanen aus einer so reichen und stolzen Stadt, als Selbstzeugnis betrachtet werden können<sup>11</sup>. Eine zufriedenstellende Antwort auf diese Frage können erst vergleichende Forschungen und Untersuchungen zu königlichen Briefen an andere Städte, wie Thorn oder Krakau, geben. Doch ist die Zahl solcher Briefe beträchtlich geringer.

In Zusammenfassung der bisherigen Diskussion über die Unterscheidung der Begriffe „Ego-Dokument“ und „Selbstzeugnis“ kann festgestellt werden, dass darüber die Absicht des Verfassers beim Ausdruck seiner Gefühle (wie in Selbstzeugnissen) von entscheidender Bedeutung ist. Ein Ego-Dokument weist diese Absicht nicht aus und überliefert „objektivierte“ Informationen über den Verfasser (dessen Wissen, Kenntnisse, Ansichten, Weltsicht u. a.)<sup>12</sup>. Im Gegensatz zu den bisherigen Erwägungen zur Begriffsklärung erachten wir diese beiden Begriffe als nicht gleichbedeutend. Die Bezeichnung „Selbstzeugnis“ ist eher im Begriff „Ego-Dokument“ enthalten. Und die Behandlung von Briefen als Ego-Dokumente scheint somit berechtigt. Bei den königlichen Briefen an Danzig zeigt sich jedoch das Problem, in wie weit man diese als Selbstzeugnis ansehen könne. Vor allem ist zu beachten, dass diese Briefe einen offiziellen amtlichen Charakter haben. Dies schränkte in recht hohem

---

<sup>10</sup> Über die königliche Kanzlei schrieb I. Sułkowska-Kurasiowa, *Polska kancelaria królewska w latach 1447–1506*, (1967).

<sup>11</sup> Zum Verständnis des Begriffs „Ego-Dokument“ und „Selbstzeugnis“ und der Diskussion in der Historiografie siehe im vorliegenden Band: S. Kwiatkowski, *Ego-Dokument und Selbstzeugnis. Einige Bemerkungen zur Forschungspraxis*.

<sup>12</sup> Eine Zusammenfassung der Diskussion enthält der Aufsatz von Kwiatkowski, *Ego-Dokument und Selbstzeugnis*.

Grade den Ausdruck von Gefühlen des Verfassers der Briefe ein. Weiter ist ihr Inhalt nur teilweise Ausdruck von Gedanken und Reaktionen des Königs selbst. Zwischen der Absicht des Königs, bestimmte Informationen zu übermitteln, und der endgültigen Redaktion der schriftlichen Quellen stand ein ganzer Kanzlei-Apparat, dessen Hauptaufgabe darin bestand, u. a. eine höchstmögliche Effektivität diplomatischer Maßnahmen zu erzielen. Äußerliches Anzeichen der Tätigkeit des Kanzleipersonals sind relationale Formeln, die häufig in der derzeitigen königlichen Korrespondenz zu finden sind.<sup>13</sup> Doch weisen bestimmte, in den königlichen Briefen benutzte Formulierungen auch auf ein persönliches Verhältnis des Königs zu Danzig hin. Eine zufriedenstellende Antwort in dieser Frage können jedoch erst vergleichende Forschungen und Untersuchungen zu analogem, von der königlichen Kanzlei erstelltem und an andere Städte mit ähnlicher politisch-wirtschaftlicher Bedeutung (z. B. Thorn und Krakau) gesandtem Quellenmaterial bringen.

Es sei nicht vergessen, dass die zwischen der Krone und Danzig bestehende politische Verbindung nach 1454 zu einem Verhältnis Herrscher – Untertan wurde. Davon zeugen die Briefe der polnischen Könige von Beginn der Herrschaft des Jagiellonen Kasimir IV. Die zu seiner Herrschaftszeit an Danzig gesandten Briefe können in mehrere thematische Gruppen eingeteilt werden, welche die differenzierten Beziehungen der Königsmacht mit dem Danziger Stadtrat zeigen und auf zwei Arten von Beziehungen gestützt sind: auf eine untergeordnete und auf eine gleichberechtigte:

Die politische Rolle Danzigs in Preußen und im Ostseeraum in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verursachte, dass in zahlreichen Briefen die Stadt als gleichberechtigter politischer Partner behandelt wurde. Dieses kommt sowohl in den zahlreichen Bestellungen des Monarchen

---

<sup>13</sup> S. Kętrzyński, *Formuła „ad relacionem” w kancelarii polskiej (1393–1492)*, „Przegląd Historyczny”, 18 (1914), S. 39–50, 146–171; ders., *Zarys nauki o dokumencie polskim wieków średnich*, (2008), S. 279–336; I. Sułkowska-Kurasiowa, *Polska kancelaria*, S. 8–51, 66–71; dies., *Dokumenty królewskie i ich funkcja w państwie polskim za Andegawenów i pierwszych Jagiellonów 1370–1444*, (1977), S. 94–127; J. Krzyżaniakowa, *Wprowadzenie formuły relacji do polskiej kancelarii królewskiej*, in: *Europa – Słowiańszczyzna – Polska. Studia ku uczczeniu Profesora Kazimierza Tymienieckiego*, hg. v. J. Bardach (et al.), (1970), S. 397–416.

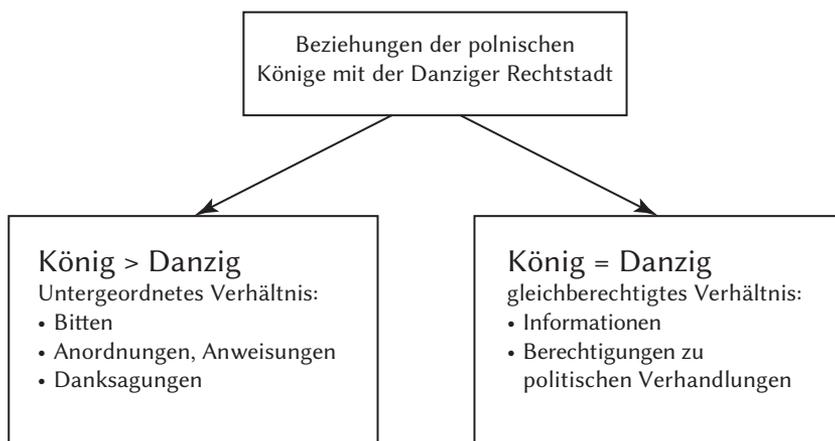


Bild 1. Formen politischer Beziehungen in der Korrespondenz polnischer Könige mit der Danziger Rechtstadt

für seine Vertreter bei Verhandlungen mit der Rechtstadt von Danzig<sup>14</sup> als auch in der Korrespondenz mit rein informativem Charakter<sup>15</sup> zum Ausdruck. In dieser Art von Briefen – abgesehen von standardmäßige Kanzleiformeln – gibt es keine Bemerkungen, die Emotionen oder Beurteilungen bezüglich der städtischen Leitung Danzigs erkennen lassen, wie sie im höflichen Umfeld und in der königlichen Kanzlei durchaus vorhanden waren.

Anders gestaltet sich die Lage in solchen Briefen, mit deren Hilfe der König seine Kompetenzen als Herrscher realisierte. Wie aus dem Bild 1 ersichtlich, drückte sich die Unterordnung Danzigs unter die königliche Herrschaft aus in der Zusendung von folgenden Schriftstücken der Kanzlei des Monarchen an Danzig: 1) verschiedenartige Bitten, 2) Anordnungen und Anweisungen (insbesondere betreffs Zahlungen der dem König zustehenden sog. Danziger Zins<sup>16</sup>), 3) und auch Dankschreiben. Besonders

<sup>14</sup> Siehe z. B. APG Sign. 300 D 2, 106 (21.01.1472) – Berechtigung für den königlichen Notar Nikolaus Bronowski zu Verhandlungen mit dem Rat der Danziger Rechtstadt.

<sup>15</sup> Siehe z. B. APG, Sign. 300 D 2, 120 (8.08.1472) – Begründung der Notwendigkeit des Kampfes mit Nikolaus Tungen und Ankündigung der persönlichen Reise Königs nach Preußen mit dem Heer.

<sup>16</sup> Dazu siehe B. Możejko, *Czynsz gdański w polityce Kazimierza Jagiellończyka i jego synów (1468–1516)*, (2004).

Briefe mit Dankesworten unterstrichen und stärkten die Treue der Bürger und der Leitung der Stadt gegenüber der Krone<sup>17</sup>.

Generell kann festgestellt werden, dass die nach Danzig von Kasimir IV. gesandten Briefe in lateinischer Sprache, doch auch in Deutsch, verfasst waren. Anfangs (1454–1466) betrafen sie Kriegsfragen. Diese Briefe werden von uns an anderer Stelle als Beispiel für Kontakte der Kanzlei des Königs mit Danzig näher betrachtet<sup>18</sup>. Der König wandte sich an Danzig in solchen Angelegenheiten wie finanzielle Bedürfnisse, Kriegskosten, Scharwerksgebühren oder auch Friedensverhandlungen. Wenn man etwas zum Bild des Bürgertums auf der Grundlage dieser Briefe aussagen möchte, so einzig im allgemeinen Sinne als Gemeinschaft von Einwohnern dieser reichen Stadt, die bereit ist zur Zusammenarbeit und die, wie es beim Kauf der Marienburg von den Söldnern des Ordens der Fall war, fähig war, den Monarchen finanziell zu unterstützen. Bemerkenswert ist, dass im hier betrachteten Zeitraum von 1454 bis 1466 die Treue der Danziger durch feste Kanzleiformeln und –formulierungen hervorgehoben wurde, die unabhängig vom Thema des betreffenden Briefes Anwendung fanden. Es handelt sich hierbei besonders um die Höflichkeitsform in der Anrede (verknüpft mit der Adresse), unverändert in Latein („[Spectabiles et] famosi fideles nostri (grate) dilecti“)<sup>19</sup> oder auf Deutsch („Ersamen lieben getrawen“ oder auch „Namhaftige unde wolweisse unsire besundiren liebün getrewen“)<sup>20</sup>. Nach 1466, als die meisten der Briefe an Danzig auf Latein verfasst waren, wurde auch die erwähnte lateinische Höflichkeitsform überwiegend verwendet.

Bei Anordnungen und Anweisungen ist eine Abstufung im Ausdruck der Oberhoheit und der damit verbundenen Emotionen durch die königliche Herrschaft zu bemerken. Kennzeichnendes Beispiel dafür ist eine Angelegenheit betreffs des Vermögens des Danziger Bürgers

<sup>17</sup> Beispielsweise siehe APG, Sign. 300 D 2, 179 (8.08.1477); 195 (5.11.1478).

<sup>18</sup> B. Możejko, *Kontakty polskiej kancelarii królewskiej z Gdańskiem w okresie wojny trzynastoletniej*, in: *Kancelaria wielkich mistrzów i Polska kancelaria królewska w XV wieku*, hg. v. J. Trupinda, (2006), S. 191–210; ebenda Artikel über analoge Kontakte und Briefe aus Thorn: W. Szczuczko, *Korespondencja czasów wojny. Listy króla Kazimierza Jagiellończyka do rady miasta Torunia z okresu wojny trzynastoletniej 1454–1466*, S. 257–266.

<sup>19</sup> Beispielsweise siehe APG, Sign. 300 D 1, 20 (21.07.1454).

<sup>20</sup> Beispielsweise siehe APG, Sign. 300 D 1, 11 (19.06.1454); 300 D 1, 52 (20.07.1457); 300 D 2, 80 (15.07.1462); 300 D 2, 129 (2.03.1473).

Laurentius Blumenau, Anhänger des Deutschen Ordens und Diplomat im Dienst des Hochmeisters und später des Herzogs Sigismund von Tirol<sup>21</sup>. Das beschlagnahmte Vermögen von Laurentius Blumenau wurde auf Grundlage des Mandats des Königs seinem Bruder Jacob übergeben (13. Juni 1457)<sup>22</sup>. Widerstand von Seiten Danzigs rief eine 1459 erneut erlassene Anweisung hervor, nach der der städtische Leitung von Danzig auferlegt wurde, die frühere Entscheidung des Königs auszuführen. In einem weiteren Brief ist zu bemerken, dass die königliche Kanzlei solche rhetorischen Mittel einsetzte, die dem widerständigen Danziger Rat die Unzufriedenheit der Majestät zeigen sollte. Schon zu Anfang des Briefes drückte Kasimir der Jagiellone seine Verwunderung über die Nichtausführung seiner Anweisung aus.<sup>23</sup> Nach der Wiederholung der Anweisung folgt eine Klausel mit der Drohung, die königliche Gnade entzogen zu bekommen, wenn diese Angelegenheit noch einmal vor dem Antlitz des Königs erscheinen sollte<sup>24</sup>.

Nach 1466 betrafen die Briefe von Kasimir IV. dem Jagiellonen, allgemein gesagt, politische und wirtschaftliche Fragen, selten auch Sittenfragen. Ein beträchtlicher Teil dieser Briefe war dem Danziger Zins gewidmet. Es waren dies Zahlungsverbindlichkeiten der Danziger an den Monarchen in Höhe von 2000 ungarischen Gulden jährlich. Es sei nur erinnert, dass die königliche Kanzlei für den Zins Quittanzen ausstellte – sowohl zu Gunsten des Königs als auch privaten Empfängern (gewöhnlich des Adels aus Königlich-Preußen). Allgemein waren die von der Kanzlei

---

<sup>21</sup> Siehe dazu G. Voigt, *Laurentius Blumenau. Geschäftsträger und Geschichtsschreiber des Deutschen Ritterordens. Eine biographische Skizze aus dem 15. Jahrhundert*, „Neue Preußische Provinzial-Blätter“, 3. F., 4, 2 (1859), S. 242–264; [K.] Lohmeyer, *Blumenau, Laurentius*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 2 (1875), S. 747–748; H. Freytag, *Die Geschäftsträger des Deutschen Ordens an der Römischen Kurie von 1309–1525*, „Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins“, 49 (1907), S. 209; K.-E. Murawski, *Blumenau, Laurentius*, in: *Neue Deutsche Biographie*, 2 (1955), S. 328–329.

<sup>22</sup> APG, Sign. 300 D 1, 50. Zu Jacob Blumenau siehe J. Zdrenka, *Blumenau (Blumenaw, Blomenaw) Jakub*, in: *Słownik Biograficzny Pomorza Gdańskiego* (weiter: SBPN), 1 (1992), S. 123–124.

<sup>23</sup> „Uns vorwundert groslich, was meynunge ir dor inne habet, das ir alsulche heren brive unde claghe durch unser stadt Danczk von euch an uns sendende seit,--“; APG, Sign. 300 D 1, 67 (16.11.1459).

<sup>24</sup> „-- unde das vorbas me sulche clage von der sache halben vor uns nicht me en kome bey vorlust unser genode unde holde“; ebenda. Siehe auch Biskup, *Stosunek Gdańska*, S. 146.

des Königs ausgefertigten Briefe zu den Quittanzen in recht höflicher Form einer Aufforderung gehalten<sup>25</sup>. Doch sind auch andere zu verzeichnen. Am 15. April 1485 befahl Kasimir IV. dem Stadtrat von Danzig, die für den Adligen Adam Wilkanowski ausgestellte und in der Stadt gehaltene (also nicht ausgeführte) Quittanz zu begleichen. Erwähnenswert ist, dass die Danziger mit der Zahlung bis zum September warteten und dies, obwohl der König bereits im Mai 1485 erneut und deutlich verärgert mahnte. In diesem Schreiben forderte er den Stadtrat auf, für Adam Wilkanowski, der zum Feldzug gegen die Türken eingezogen worden war, sofort und nicht erst in fünf oder sechs Jahren zu begleichen<sup>26</sup>.

Ein Teil der Briefe des Monarchen betraf die Einsetzung des Burggrafen, dem offiziellen Vertreter des Königs in der Stadt. Die Briefe konzentrierten sich derzeit auf die Person des Kandidaten, der übrigens von der Stadt bestimmt wurde. Gewöhnlich gab der König sein Einverständnis zur Nominierung und kommentierte die Person des Kandidaten nicht. Diesmal jedoch, am 23. Februar 1486, schrieb der König unter anderem an den Rat der Stadt, dass der Bürger Rudolf Feldstete<sup>27</sup> noch ein Jahr im Amt bleiben solle, weil er dieses Amt ehrenvoll ausübe. Bekannt ist, dass Kasimir der Jagiellone besonderes Vertrauen zu Rudolf Feldstete hatte. In wieweit die Anleihen, die dieser Bürger dem König gewährt hatte, Einfluss darauf hatten, ist schon eine andere Frage<sup>28</sup>.

Die hier besprochenen Briefe betrafen politische Fragen wie den Ungarn-Konflikt (Bemühungen der Jagiellonen um den ungarischen Thron), den Preußischen Pfaffenkrieg oder auch die Bedrohung durch die Türken: Der König sandte sein Getreide nach Danzig, wovon er brieflich den Stadtrat in Kenntnis setzte. Sporadisch betrafen die Briefe Kasimirs IV. auch Sachen einzelner Bürger Danzigs, und drückten dabei Emotionen des Königs aus.

Im Juli 1487 trug der König dem Stadtrat von Danzig auf, dass der Bürger Johann Pitzner (Peythczner), der widerrechtlich den Krakauer Bürger Johann Kromer wegen Vermögensfragen vor das Gericht in

<sup>25</sup> Możejko, *Czynsz*, S. 77–93.

<sup>26</sup> APG, Sign. 300 D 3, 325 und 329; *Akta Stanów Prus Królewskich* (weiter ASPK), 1, hg. v. K. Górski, M. Biskup, (1955), S. 366; Możejko, *Czynsz*, S. 249.

<sup>27</sup> Zu diesem Danziger Bürger siehe J. Zdrenka, *Rudolf Feldstete*, in: SBPN, 1, S. 406–407; vgl. ders., *Die Danziger Burggrafen 1457–1792/93*, (1989).

<sup>28</sup> APG, Sign. 300 D 3, 343.

Danzig gebracht hatte, sich bis 15. August desselben Jahres vor dem Krakauer Gericht zu stellen habe. Sollte dies nicht ausgeführt werden, fällt der König das Urteil in dessen Abwesenheit<sup>29</sup>. Der König, bei seiner Wendung an den Rat der Stadt Danzig in dieser Sache, benutzte hier sehr ausgesuchte Höflichkeitsformen: „Famosis magistris et consulibus civitatis nostre Gdanensis fidelibus dilectis, Gratiam Regiam famosi fidelis nostri dilecti“<sup>30</sup>.

Die Antwort auf den Brief erfolgte nach dem 7. Juli 1487. Der Stadtrat informierte König Kasimir IV., dass der Befehl an Pitzner weitergeleitet wurde, und Pitzner sich entschuldigte. Trotz der erklärten Fügsamkeit machte sich Johann Pitzner erneut beim König unbeliebt, indem er in Konflikt mit einem anderen Krakauer Bürger, Georg Zelczar, geriet. Der Danziger habe von Zelczar 205 Mark erhalten, um diese in ungarische Gulden zu tauschen. Doch habe Johann Pitzner diesen Betrag veruntreut. Der König forderte in einem weiteren Brief nach Danzig Gerechtigkeit und erwähnte, dass ähnliche Klagen gegen Johann Pitzner ihm schon früher zu Ohren gekommen seien. Und der König verlangte von den Danzigern, dem Wort eines Kaufmanns mehr Wert zuzumessen<sup>31</sup>.

Die Ermahnungen des Königs betrafen nicht nur die Beziehungen zwischen den Bürgern, also Angehörigen derselben Gesellschaftsschicht<sup>32</sup>. Am 27. Januar 1487 verbot der König dem Stadtrat, den Adligen Hektor Machwic und dessen Knecht vor Gericht zu stellen und zu verurteilen. Hektor Machwic hatte einen Danziger Bürger verletzt, doch wurde die Sache gütlich geklärt. Doch indem Kasimir sich für den Adligen aus Krokow einsetzte, klagte er den Stadtrat von Danzig an, dass dieser das Recht der Pommerschen Adligen missachte, sie zur Flucht zwingen, zu Haftstrafen und gar zum Tode verurteilen<sup>33</sup>.

---

<sup>29</sup> APG, Sign. 300 D 3, 366.

<sup>30</sup> ASPK, 1, S. 460, ausführliches Register und Datierung. Vgl. auch S. 460–461 (Nr. 249), wo die Antwort Danzigs in dieser Sache.

<sup>31</sup> APG, Sign. 300 D 3, 378.

<sup>32</sup> APG, Sign. 300 D 3, 357.

<sup>33</sup> APG, Sign. 300 D 3, 313; vgl. B. Możejko, *Zbrodnia księdza Jana Sarnowskiego*, in: *Książęta, urzędnicy, złoczyńcy*, hg. v. B. Śliwiński, (*Gdańskie studia z dziejów średniowiecza* 6, 1999), S. 143.

Eines der Privilegien Danzigs war die Eigenständigkeit in der maritimen Politik. Die Danziger nutzten dieses Privileg, suchten jedoch beim König Hilfe bei Streitfragen, insbesondere wenn es um Konflikte mit Untertanen fremder Herrscher ging. Beispielsweise berichtete vor dem 3. September 1487 der Rat der Stadt Danzig in einem Brief an König Kasimir IV. über Verluste der Danziger Kaufleute. Diese Verluste waren durch Untertanen des französischen Königs Karl VIII. verursacht worden. Sie baten den polnischen Monarchen um Intervention beim französischen König<sup>34</sup>. Solch ein Vermittlungsschreiben wurde von der königlichen Kanzlei auch ausgefertigt. Im Brief vom 3. September 1487 informierte Kasimir der Jagiellone die Danziger davon, indem er ihnen eine Kopie zukommen ließ und verlangte Bescheid, wenn die Antwort des französischen Königs vorliege<sup>35</sup>.

Zu Ende seines Lebens verlor die Korrespondenz von König Kasimir IV. an Intensität und betraf immer häufiger mit seiner Gesundheit verbundene Probleme. Am 19. September 1491 informierte der König, der sich derzeit in Radom aufhielt, den Danziger Rat darüber, dass er einen Quittanzbrief („aliquas quittancias“) für seinen Leibarzt Johann Liberhandt ausgefertigt habe. Die Mittel daraus seien für Medikamente für die Ehefrau des Königs, Elisabeth von Habsburg, und die Kinder des Königs zu verwenden. Und zwar sollten die Arzneimittel umgehend an den König gesandt werden, der sich auf die Reise nach Litauen machte<sup>36</sup>.

Der letzte Brief von Kasimir IV. an Danzig stammt vom 28. März 1492. Der Monarch verstarb am 7. Juni 1492 in Grodno (Litauen).

Der Sohn von König Kasimir IV. dem Jagiellonen, Johannes I. Albrecht (Albertus) hatte bereits als Kronprinz Kontakte mit Danzig. Das älteste Schreiben von Johann I. Albrecht an den Danziger Stadtrat stammt aus dem Jahr 1490; noch bevor er begann, sich um den ungarischen Thron zu bemühen. Er titulierte sich darin als Sohn des Königs Kasimir von Polen („Johannes Albertus Dei gracia serenissimi domini Kazimiri regis Polonie etc. natus“)<sup>37</sup>. Diese Titulierung knüpfte an die früher in der Korrespondenz mit Danzig von seinem älteren Bruder, den bereits nicht

---

<sup>34</sup> ASPK, 1, Nr. 250.

<sup>35</sup> APG, Sign. 300 D 3, 367; Vgl. 9 I 1488 CE, III, 325.

<sup>36</sup> APG, Sign. 300 D 3, 440.

<sup>37</sup> APG, Sign. 300 D 3, 418.

mehr lebenden Heiligen Kasimir von Litauen, an. Trotzdem titulierte er sich konsequent als zweiter Sohn des Königs („secundogenitus“)<sup>38</sup>.

Die Briefe des Königs Johann I. Albrecht an den Danziger Rat behandelten viele Angelegenheiten: politische und wirtschaftliche Fragen und auch Fragen der Sitten. Hinsichtlich ihres offiziellen Charakters sind individuelle Erwähnungen zu den Danziger Untergebenen und auch die Emotionen des Königs nicht leicht herauszufinden; so wie es auch ähnlich in den Schreiben von Kasimir IV. dem Jagiellonen der Fall ist. Jedoch ist es wert, darauf hinzuweisen, dass in dem längere Zeit dauernden Briefwechsel von Johann I. Albrecht etwas mehr zu bemerken ist als formelle Kanzleischreiben. Es handelt sich hier um Briefe zu den Ansprüchen des römischen Königs bezüglich gewisser Formen der Herrschaft über Königlich-Preußen, dabei auch über Danzig. Johann I. Albrecht wies die Ansprüche Maximilians ab. Und er untersagte den Danzigern sämtliche Hilfeleistungen an Maximilian, sowohl militärische als auch finanzielle. Entschieden verbot er auch den Danzigern, vor dem Kammergericht des Reiches auszusagen. Johann I. Albrecht stellte auch den Einsatz aller möglichen Mittel in Aussicht, die zur Aufhebung des kaiserlichen Banns führen sollen. Dieser Bann war der Stadt auferlegt worden für die Befolgung der Gebote des Königs Johann I. Albrecht durch den Rat der Stadt<sup>39</sup>. Auf ähnlich entschiedene Weise verlangte der König brieflich die Einhaltung seines Präsentationsrechts für den Pfarrer der Marienkirche. Der die königliche Prerogative verletzende Bernhard Sculteti sollte mit seinen Anhängern inhaftiert werden, trotz des Erhalts der päpstlichen Bestätigung eines Benefiziums. Im Briefwechsel zu dieser Angelegenheit kann man die Unzufriedenheit des Monarchen darüber, dass eine ausge-rechnet königliche Vorrechte verletzende Person auch noch Anhänger in der Stadt habe, deutlich zu spüren<sup>40</sup>.

<sup>38</sup> APG, Sign. 300 D 3, 244, 245, 248, 258, 273, 283 (alle Briefe von 1482).

<sup>39</sup> APG, Sign. 300 D 3, 495 (=ASPK 3/1, S. 218–219); 496 (=ASPK 3/1, S. 222–223); 506 (=ASPK 3/1, S. 258–260); D 4, 518 (=ASPK 3/1, S. 280–282); 529 (=ASPK 3/2, S. 5–6); 530 (=ASPK 3/2, s. 12–13); 531a (=ASPK 3/2, S. 14 – Regest); 554 (=ASPK 3/2, S. 177 – Regest); über Ansprüche Maximilians I vgl.: M. Biskup, *Polska z Zakon Krzyżacki w Prusach w początkach XVI wieku. U źródeł sekularyzacji Prus Krzyżackich*, (1983), S. 50–55, 106, 113–114 oraz Możejko, *Czynsz*, S. 306–307, 310.

<sup>40</sup> APG, Sign. 300 D 3, 472 (=ASPK 3/1, S. 110–111); 477 (=ASPK 3/1, S. 148); 491 (=ASPK 3/1, S. 212–213); 493 (=ASPK 3/1, S. 213); 501 (=ASPK 3/1, S. 247 – Regest).

Eine ähnliche Unzufriedenheit des Monarchen finden wir in den Briefen zu wirtschaftlichen Fragen. Johann I. Albrecht drückt in einem der Briefe deutlich aus, dass er nicht einverstanden damit ist, dass er nur 125 ungarische Gulden für das ihm in Danzig zustehende Aufenthaltsentgelt erhalte „pro compensa stacionis“<sup>41</sup>. Hier sei erklärt, dass die Danziger Privilegien zwar die Bewirtung des Königs in Danzig vorsahen, aber es war nicht die Rede von irgendwelchen Entschädigungen, wenn der Monarch die Stadt nicht besuchen sollte.

Unzufriedenheit und auch Ungeduld sprechen auch aus den Briefen von Johann I. Albrecht an den Stadtrat Danzigs, wenn es um Quittanzen geht, die Mitgliedern des königlichen Gefolges zu Gute kommen sollten und deren Realisierung sich von Seiten der Danziger aus recht unterschiedlichen Gründen verzögerte<sup>42</sup>. Dies erinnert uns an eine ähnliche Situation aus den Briefen von Kasimir IV. dem Jagiellonen.

In zahlreichen Briefen zu den Problemen der Danziger mit dem Räuber Georg Matern<sup>43</sup> gab der König seiner Empörung Ausdruck, weil dieser Räuber wiederholt Danziger Bürger überfiel. Der Monarch erklärte seine volle Hilfe bei der Erledigung dieser Sache.

Der auf den Thron nach dem Tod seines Bruders Johann I. Albrecht im Jahr 1501 gelangte König Alexander der Jagiellone führte noch als Großfürst von Litauen in den Jahren 1492 bis 1501 mit Danzig einen regen Briefwechsel. Im Gegensatz zu Johann I. Albrecht waren seine Schreiben sowohl in Latein als auch in Deutsch ausgefertigt<sup>44</sup>. Nach der

<sup>41</sup> APG, Sign. 300 D 3, 464 (=ASPK 3/1, S. 83–84 – Regest); Mozejko, *Czynsz*, S. 299.

<sup>42</sup> APG, Sign. 300 D 3, 452; 453, 470; 473 (=ASPK 3/1, S. 119–120 – Regest); 485 (=ASPK 3/1, S. 163 – Regest); 504; Mozejko, *Czynsz*, S. 294, 303,

<sup>43</sup> APG, Sign. 300 D 3, 488 (=ASPK 3/1, S. 201); 496 (=ASPK 3/1, S. 222–223); 502 (=ASPK 3/1, S. 248 – Regest); 512 (=ASPK 3/1, S. 270 – Regest); 513a (=ASPK 3/1, S. 270 – Erwähnung); 514 (=ASPK 3/1, S. 257 – Regest); D. 4, 518 (=ASPK 3/1, S. 280–282); 538 (=ASPK 3/2, S. 72–73); 541 (=ASPK 3/2, S. 106 – Regest); 544 (=ASPK 3/2, S. 134 – Regest); 545 (=ASPK 3/2, S. 140–141 – Regest); 554 (=ASPK 3/2, S. 177 – Regest). Über den Streit der Gebrüder Mattern mit Danzig, vgl.: J. Zdrenka, *Die Gebrüder Mattern und ihr Streit mit Danzig*, in: *Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen. Festschrift für Udo Arnold zum 60. Geburtstag gewidmet von den Mitgliedern der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung*, hg. v. B. Jähnig, G. Michels, (*Einzelchriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung* 20, 2000), S. 549–561.

<sup>44</sup> APG, Sign. 300 D 8, 92; 96, 133.

Übernahme des polnischen Throns wurden von der königlichen Kanzlei keine weiteren Schreiben in deutscher Sprache nach Danzig gesandt; alle Briefe waren in Latein verfasst.

In der Korrespondenz Alexanders als Großfürst von Litauen ist eine beträchtliche Entschlossenheit zu bemerken, die Rechte seiner litauischen Untertanen zu freiem Handel in Danzig zu verteidigen. Dies wird besonders deutlich in einigen seiner Briefe an den Stadtrat Danzigs, die eine Antwort des Monarchen auf Maßnahmen der Danziger zur Erhaltung ihrer besonderen Handels-Berechtigungen auf dem Gebiet von Kowno sind<sup>45</sup>. Im Gegensatz zu diesem Briefwechsel steht ein Schreiben Alexanders, in dem der Großfürst die Danziger und andere preußische mit Kowno Handel treibende Kaufleute um eine Spende als Schenkung in barer Münze oder als Naturalien<sup>46</sup> anhält. Dies stand im Zusammenhang mit einer ungünstigen Wendung für das Großfürstentum im Krieg mit Moskau<sup>47</sup>. Einen vergleichbaren sehr höflichen Charakter hat der Brief des Großfürsten, in dem er den Rat der Stadt Danzig davon in Kenntnis setzt, dass er für seine Kriegsführung den Hafer einbehalten muss, der von Danziger Kaufleuten zum Abtransport bereit stand. Feierlich versprach er dabei, dass nach dem Sieg die Geschädigten ihr Geld erhalten sollten<sup>48</sup>.

Hochachtung kann man auch aus den Briefen lesen, die Alexander als neu zu wählender König an den Stadtrat von Danzig richtete. „Prudentes et famati preconsuli consulesque et alii officiales Gdanenses sincere et grate nobis plurimum dilecti“; „Prudentes et famati sincere et grate nobis plurimum dilecti“; „Famati viri proconsules et consules civitatis nostre Gdanensis grate et fideles nobis dilecti“; „Famati viri, fideles nobis dilecti“<sup>49</sup>. Zweifellos wollte der Thronanwärter auf diese Weise seine neuen Unter-

<sup>45</sup> APG, Sign. 300 D 8, 89; 92, 113.

<sup>46</sup> APG, Sign. 300 D 8, 131.

<sup>47</sup> Zu den Moskauer-litauischen Beziehungen zu Zeiten der Herrschaft von Alexander der Jagiellone vgl.: F. Papèe, *Aleksander Jagiellończyk*, (1949), S. 14–24, 35–45; W. Białowiejska, *Stosunki Litwy z Moskwą w I połowie panowania Aleksandra Jagiellończyka (1492–1499)*, „Ateneum Wileńskie“, 7 (1930), S. 59–110, 726–785.

<sup>48</sup> APG, Sign. 300 D 8, 133.

<sup>49</sup> APG, Sign. 300 D 4, 555 (=ASPK 4/1, S. 19 – Regest); 456; Sign. 300.29/350, S. 1–2. Zu Bemühungen von Alexander der Jagiellone um den polnischen Thron und seine Maßnahmen vor der Krönung in Krakau, vgl. Papèe, *Aleksander Jagiellończyk*, S. 46–55; M. Starzyński, *Aleksandro Jogailaičio pastangos sudaryti uniją (pagal susirašinėjimą su Krokuvos miesto taryba)*, „Lietuvos istorijos metraštis“, 2 (2006), S. 31–41.

tanen vor der Krönung für sich gewinnen. Es ist dies ein recht deutlicher Kontrast zu seinem Schreiben, das er gleich nach seiner Krönung an Danzig sandte. In diesem Schreiben ist die Titulierung sichtlich bescheidener und sparsamer in ihrer Form („Famosi fideles dilecti“)<sup>50</sup>.

Ähnlich wie in den Briefen von Johann I. Albrecht so auch in den Schreiben Alexanders betreffs der Ansprüche Maximilians I. kommt die Entschiedenheit des Monarchen deutlich zum Ausdruck. Sehr deutlich lehnte er die Ansprüche des Reiches auf Königlich-Preußen ab. Genau wie sein Bruder versicherte Alexander den Danzigern jegliche Hilfe bei aus dem Bann des Kaisers für die Stadt folgenden Schwierigkeiten und Problemen<sup>51</sup>.

In den Briefen des Sohnes von Kasimir IV. ist auch mitunter eine gewisse Ungeduld bei mit Danzig verbundenen Problemen zu bemerken. Insbesondere betraf dies den Verzug bei der Zahlung von Scharwerksgebühren noch aus den Zeiten des Dreizehnjährigen Krieges. In einem der Briefe befahl der König dem Stadtrat die Begleichung der Schulden, um danach niemals wieder auf diese Frage zurück kommen zu müssen<sup>52</sup>. Andererseits drückt der König seine Entrüstung aus über die gegen Danzig gerichtete Maßnahmen des Räubers Georg Materna und später dessen jüngeren Bruders Simon und erklärt seine Bereitschaft zum Einsatz jeglicher Mittel, den Bedrängungen ein Ende zu setzen<sup>53</sup>.

Im letzten Schreiben des Königs, abgesendet schon unheilbar krank aus Vilnius, gibt der Monarch seiner großen Freude über den Sieg des von seinem polnischen Hof unterstützten litauischen Heeres über das Heer der Tataren bei Kleck Ausdruck. Deutlich stolz und gerührt beschreibt der Monarch Tag für Tag die einzelnen Kriegshandlungen. Er führt genau die

<sup>50</sup> APG, Sign. 300 D 4, 557 (=ASPK 4/1, S. 29 – Regest).

<sup>51</sup> APG, Sign. 300 D 4, 567 (=ASPK 4/1, S. 58–59).

<sup>52</sup> APG, Sign. 300 D 4, 558 (=ASPK 4/1, S. 29 – Regest); 300 D 50, 109.

<sup>53</sup> APG, Sign. 300 D 4, 608 (= *Akta Aleksandra króla polskiego, wielkiego księcia litewskiego itd. (1501–1506)* (weiter AA), hg. v. F. Papèe, (1927), Nr. 286; ASPK 4/2, S. 31 – Regest), dieses königliche Mandat war zwar an alle Bewohner des Polnischen Königreiches gerichtet, bezieht sich jedoch auf Probleme der Danziger und stammt aus dem mit königlichem Siegel versehenen Original an den Danziger Stadtrat.

Zahl der geschlagenen Gegner an und auch die Beute der Sieger. Alexander der Jagiellone befahl auch der Stadt, dass sie mit ihm feiere und Gott für diesen Sieg danke<sup>54</sup>.

## Schlussfolgerungen

Die hier angeführten Briefe Kasimirs IV. und dessen zweier Söhne Johann I. Albrecht und Alexander der Jagiellone schöpfen natürlich die Betrachtung der Bereiche von Kontakten mit Danzig nicht voll aus. Die von uns getroffene Auswahl und die ausgeführte Analyse sind eine Probe, diese Briefe unter dem Aspekt als Zeugnisse über die Behandlung der Danziger Bürger durch die Monarchen zu betrachten. Berechtigt scheint die Feststellung, dass wir hier vor allem ein Zeugnis der Beziehungen des Monarchen zum Rat der Stadt Danzig, also auf dem Niveau der Herrschaftsschicht, erhalten. Sogar wenn diese Briefe einzelne Bürger betrafen, so waren sie doch jedes Mal an den Stadtrat gerichtet. Es sei nicht vergessen, dass viele Angelegenheiten in Danzig von den königlichen Gesandten erledigt wurden, die mit besonderen Empfehlungsschreiben ausgestattet waren. Nach ihrer Rückkehr gestalteten sie beim König das Bild des Danziger Bürgertums. Ohne Zweifel war die Vorstellung über die Danziger Bürger, sein Verhältnis zu ihnen, in den Briefen von Kasimir IV. bedingt durch die Privilegien und Kriegsverdienste. Bei seinen Söhnen jedoch war dieses Bild eher von der laufenden Politik geprägt.

Somit sind in einigen Briefen, die Kasimir IV. der Jagiellone, Johann I. Albrecht und Alexander der Jagiellone an den Rat der Stadt Danzig richteten, Kennzeichen eines Ego-Dokuments zu erkennen. Sicher gäbe es mehr Zeichen dafür, wenn der Empfänger der Briefe eine bestimmte Person gewesen wäre und nicht die recht unpersönliche Institution des Rates der Stadt. Als Beispiel können hier die Briefe von Johann I. Albrecht an den Marienburger Wojewoden Nicolaus von Baysen angeführt werden<sup>55</sup>. In diesen Briefen sind durchaus Ausdrücke von Freundschaft und Vertrautheit zu finden. In einem an Nicolaus von Baysen noch vor

<sup>54</sup> APG, Sign. 300 D 4, 640 (=AA, Nr. 333). Zur Schlacht mit den Tataren bei Kleck vgl.: S. Herbst, *Kleck 1506*, „Przegląd Historyczno-Wojskowy“, 7, 1 (1934), S. 21–38.

<sup>55</sup> Zu Nicolaus Baysen vgl. T. Borawska, *Bażyński Mikołaj*, in: SBPN, 1, S. 72–73.

der Besteigung des polnischen Throns (1490) gerichteten Brief erklärt Johann I. Albrecht, dass er „gern alles täte für ihn, was er nur könne“<sup>56</sup>. In einem folgenden Brief, schon nach seiner Krönung, entschuldigt sich der König, dass er so lange nicht an ihn geschrieben habe (was ein Beweis für eine recht intensive Korrespondenz ist), aber „dies begründet war durch die zahlreichen Pflichten und dem Glauben an die Treue des Empfängers“<sup>57</sup>.

---

<sup>56</sup> APG, Sign. 300.29/3, S. 255 (=ASPK 2, S. 186–188).

<sup>57</sup> APG, Sign. 300 D 53, 21.



Wojciech Mrozowicz

Uniwersytet Wrocławski

## ZWISCHEN AUSLASSUNG UND SELBSTKREIERUNG

Die Teilnahme des Verfassers an Ereignissen und die Art  
und Weise ihrer chronikalischen Darstellung  
(an den Beispielen der spätmittelalterlichen und  
frühneuzeitlichen schlesischen Quellen)

1. In meinem Beitrag während der ersten Tagung, die den Selbstzeugnissen gewidmet wurde, habe ich aufgezeigt, dass man in der Erforschung der selbstzeugnisartigen Aussagen nach mittelalterlichen historiographischen Werken greifen kann und soll<sup>1</sup>. Im Folgenden möchte ich eines der damals aufgegriffenen Probleme vertiefen, und zwar die Frage nach den die Chronisten betreffenden Auslassungen, die man in ihren Werken vermuten kann. Besonders geht es um die Teilnahme der Verfasser an den geschilderten Ereignissen. Die Einzelheiten sind ihnen doch gut bekannt, aber ihre chronikalische Widerspiegelung erweist sich oft als lückenhaft oder es ist davon gar keine Rede. Ich versuche im Weiteren die Ursachen und Faktoren zu bestimmen, von denen diese Widerspiegelung abhängig ist.

2. Auf der Suche nach den Ursachen derartiger Auslassungen in den Texten der Chroniken begegnet man dem Problem der Auswahl des darzu-

---

<sup>1</sup> W. Mrozowicz, *Autobiographisches in der schlesischen Geschichtsschreibung des Mittelalters*, „Biuletyn Polskiej Misji Historycznej“, 8 (2013), S. 447–468.

stellenden Stoffes. Hans-Werner Goetz bemerkte, dass die Auswahl unter anderem „von den historiographischen Interessen und Schreibmotiven des Autors“ abhing<sup>2</sup>. Die damit verbundenen Zwiespälte des Chronisten veranschaulichte am besten der von Goetz zitierte anonyme Fortschreiber der Chronik Sigeberts von Gembloux: „Si autem aliquid conscriptione dignum aestimaveris a nobis praetermissum, studiosis scripturarum scias esse dimissum; quia non omnia possumus omnes, nec omnia volunt omnes; et laudatur quidam dixisse prudenter et breviter: ‚Quid dem, quid non dem? renuis tu, quod iubet alter‘“<sup>3</sup>.

Die Art und Weise, wie die Chronisten das Problem der Auswahl des darzustellenden Stoffes lösten, die sie fanden, waren verschieden. Sie waren vom Hauptgegenstand der chronikalischen Erzählung abhängig. Andere Kriterien benutzten die Chronisten, die über die Vergangenheit schrieben und mehr oder weniger zahlreiche Vorgänger und somit Vorbilder für ihre in überwiegendem Maße kompilatorische Arbeit hatten. Die Lage änderte sich jedoch, als sie über ihre eigenen Zeiten schrieben und das Beobachtete, an dem sie sich auch oft selbst beteiligten, darstellten. Sie waren also keine Chronisten mehr, sondern sie wurden somit zu Chronographen (obwohl man gerne immer noch die Bezeichnung Chronist für sie verwendet). Im letzteren Fall gab es keine Vorbilder, die ihnen als Grundlage dienen konnten. Sie mussten selbst entscheiden, was für die Darstellung, die somit zur Geschichte wurde, würdig und von Wichtigkeit war.

3. Ich möchte zuerst zu einer Quelle von klösterlicher Provenienz greifen, und zwar zur Chronik der regulierten Augustiner-Chorherren von Glatz (poln. Kłodzko) aus der zweiten Hälfte des 15. Jh.<sup>4</sup> Ich habe mich über

---

<sup>2</sup> H.-W. Goetz, *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im hohen Mittelalter*, (*Orbis mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters* 1, 1999), S. 142.

<sup>3</sup> Zitiert nach H.-W. Goetz, ebenda, S. 143: „Wenn du aber meinst, wir hätten etwas ausgelassen, der wert wäre, aufgeschrieben zu werden, so wisse, dass es denn ‚Schriftgelehrten‘ entgangen ist; denn wir können nicht alle alles, und Lob verdient jener, der ebenso klug wie kurz gesagt hat: ‚Was soll ich wohl geben, was nicht? Du verwirfst, was ein anderer fordert‘“ – übersetzt von H.-W. Goetz.

<sup>4</sup> *Cronica monasterii canonicorum regularium (S. Augustini) in Glacz / Kronika klasztoru kanoników regularnych (św. Augustyna) w Kłodzku*, hg. v. W. Mrozowicz, (2003).

dieses Werk und seine Autorschaft bereits geäußert<sup>5</sup>, deswegen verzichte ich hier auf seine nähere Vorstellung. Ich möchte nur kurz andeuten, dass der Verfasser des größten Teils der Chronik der Klosterpropst Michael Czacheritz aus Neisse (gest. 1489) war. Er arbeitete an seinem Werk fortlaufend und versuchte seine Narration objektiv zu führen, er schrieb also über sich selbst fast immer unpersönlich oder in der dritten Person Singular und versteckte sich hinter der Bezeichnung *prepositus* (Propst) bzw. *pater* (Vater).

Propst Michael berichtet vor allem über die Ereignisse rund um sein Kloster. Er konzentriert sich auf die Darstellung seiner Regierungsjahre (1456–1489), besonders auf die Angelegenheiten des täglichen Lebens seiner Klostersgemeinschaft. Trotz dieser Ausführlichkeit fehlen in der Chronik von Michael Czacheritz Informationen über ein Ereignis, das im Juni 1480 in eben dem von ihm geleiteten Stift passierte. Es geht um einen öffentlichen Disput, den die regulierten Chorherren auf Anordnung und unter der Schirmherrschaft des Glatzer Grafen und zugleich Herzogs von Münsterberg (poln. Ziębice, in Schlesien), Heinrich des Älteren aus dem Haus Podiebrad, austrugen. Im Kloster standen sich einerseits die Vertreter der katholischen Partei, andererseits die Häretiker aus der Sekte „*novorum Pichardorum*“ (der neuen Pikarden)<sup>6</sup>, gegenüber. Man kann vermuten, dass sich hinter dieser damals abwertenden Bezeichnung die Mitglieder der Gemeinschaft der Böhmisches Brüder versteckten.

Man sollte die Frage stellen: Warum schrieb Propst Michael die Informationen über diesen Disput (Glatzer-Disput genannt) nicht in seiner Chronik nieder? Bestimmt gehört er zu den wichtigsten Ereignissen der Geschichte der Glatzer Augustiner-Chorherren im späten 15. Jh. Er fand doch nicht nur in den Klostermauern, sondern auch unter der Leitung von Propst Michael und mit der Teilnahme der Glatzer Augustiner-Chorherren, unter anderem des Priors Johannes Ulrichsdorff, statt. Darüber hinaus nahmen daran unter anderem auch Johannes, der Vertreter des

---

<sup>5</sup> W. Mrozowicz, *Kronika klasztoru kanoników regularnych w Kłodzku. Ze studiów nad średniowiecznym dziejopisarstwem klasztornym*, (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 2234, *Historia* 143, 2001); Mrozowicz, *Autobiographisches*, S. 451–455.

<sup>6</sup> Über die Ideologie der (alten) Pikarden vgl. J. Dobrowsky, *Geschichte der böhmischen Pikarden und Adamiten*, „Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften“, (1789), S. 300–343; tschechische Übersetzung: J. Dobrovský, *Dějiny českých pikartů a adamitů*, přel. R. Havel, (1978).

Augustiner-Chorherren-Klosters in Sternberg (in Mähren), und Paul von Mähren aus dem Bernhardinerorden teil. Die Seite der Pikarden repräsentierten Michael der Bärtige, Prokop der Rote, Johannes Wilhelm von Tábor und Thomas der Deutsche. Es scheint, als ob der einzige Zweck des Treffens war, die Ansichten der Böhmisches Brüder kennenzulernen. Davon zeugt das erhalten gebliebene Protokoll des Disputs<sup>7</sup>.

In der Antwort auf die obige Frage sollte man an die Problematik der mittelalterlichen Klostergeschichtsschreibung, besonders an ihre Aufgaben anknüpfen. Als eine Reformchronik – wie man das Werk von Michael Czacheritz einordnen könnte – bildet sie ein Werkzeug, das dem Propst in der Verwaltung des Klosters von Nutzen war. In den Reformchroniken stellte man die Zeiten vor der Reform des inneren Lebens im Kloster als schlecht, und danach umgekehrt, als sehr positiv dar. Wie es scheint, wollte unser Chronist keine Informationen beibringen, die das positive Bild der Zeiten nach der Reform beeinträchtigen könnten<sup>8</sup>. Aus einem anderen Zusammenhang, aber immer noch aus derselben Chronik, kann man einen Satz zitieren, der das Problem gut erklärt: „ne per hoc observantia regularis impediretur“<sup>9</sup>. Als schädlich für die Klosterobservanz könnte sich jedoch der Besuch der Pikarden im Kloster erwiesen haben, die in der allgemeinen Wahrnehmung der rituellen Freiheit, u. a. eines rituellen Nudismus, der Armut und der freien Liebe, beschuldigt waren. Deswegen war es besser, diesen Disput zu verschweigen, als die vor Jahren durchgeführte Reform dem Risiko des Misserfolgs auszusetzen.

Wie das Beispiel aus der Chronik von Michael Czacheritz zeigt, schweigen die mittelalterlichen Geschichtsschreiber, zumindest die von

---

<sup>7</sup> Das Protokoll (inc.: „Anno Domini millesimo quadringentesimo octuagesimo, quarta et quinta die iunii, ex subordinacione principis Heynrici Senioris ducis Monstherbergensis et comitis Glacensis, potiores quidam ex novis Pichardis venerunt in Glacz [...]“) befindet sich in einer der nicht sehr zahlreich erhalten gebliebenen Handschriften aus der Bibliothek der Glatzer Augustiner-Chorherren, heute in den Sammlungen der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Wrocław (Sign. Akc. 1948/1048, fol. 118<sup>r</sup>–126<sup>v</sup>). Über diese Handschrift s. Mrozowicz, *Kronika*, S. 192–200. Die Ausgabe des Protokolls s. J. Goll, *Některé prameny k náboženským dějinám v 15. století*, „Věstník Kralovské české společnosti nauk. Třída filosoficko-historicko-jazykopytná“, (1895), S. 1–12.

<sup>8</sup> C. Proksch, *Klosterreform und Geschichtsschreibung im Spätmittelalter*, (*Kollektive Einstellungen und sozialer Wandel im Mittelalter*, N.F., 2, 1994), bes. S. 274; Mrozowicz, *Kronika*, S. 92–94.

<sup>9</sup> *Cronica*, S. 80: „um dadurch die Ordensobservanz keine Schäden erleidet“.

klösterlicher Herkunft, wenn das Wohl und der gute Ruf ihrer Klöster gefährdet sind. Man könnte diese Feststellung auch auf andere, nichtklösterliche Chroniken erweitern. Offen schrieb darüber Johannes Długosz, der größte Chronist des polnischen Mittelalters: „cum conscriptorem [annalium] omnia deceat veritati postponere, nonnulla historiis et annalibus Polonorum parum concinne, parumque pudice, et que fastidium exagitent [...] precidi repudiavique“<sup>10</sup>. Derartige Auslassungen, die moralistisch oder paränetisch fundiert sind, sind also als eine Form der Autozensur der mittelalterlichen Geschichtsschreiber einzuschätzen.

4. Die fortlaufende Beschreibung der Ereignisse, an denen der Verfasser selbst teilgenommen hat, schafft günstige Begleitumstände für die Kreierung des Bildes des Chronisten von sich selbst. Man kann sein Werk als eine selbstzeugnisartige Quelle betrachten. Das Selbstkonzept des Chronisten, das durch seine soziale Rolle bedingt ist, bewegt ihn dazu, über sich selbst positiv zu schreiben<sup>11</sup>. Um das zu veranschaulichen, greife ich wieder auf das Werk vom Propst Michael Czacheritz zurück. Er beschreibt die von ihm in den ersten Jahren seiner Regierungszeit eingeführte Reform des inneren Lebens im Kloster der Augustiner-Chorherren in Glatz recht ausführlich<sup>12</sup>. Im Prozess der Reform, die Anfang 1456 begann, stieß er auf Widerstand bei einigen seiner Untergebenen, was offensichtlich zu erwarten war. Die Chorherren mussten doch auf ihre alten Gewohnheiten, die manchmal mit der Strenge des klösterlichen Lebens und den ursprünglichen Vorschriften im Konflikt standen, verzichten.

---

<sup>10</sup> Ioannis Długossii, *Annales seu cronicae incliti Regni Poloniae*, 1–2, hg. v. I. Dąbrowski, (1964), S. 61: „weil es dem Verfasser [der Annalen] alles mit Ausnahme der Wahrheit zurückzustellen erlaubt ist, habe ich alles, was in den Geschichten und Annalen der Polen wenig schön, wenig schamhaft ist, was Ekel erregt, abgeschnitten und weggeworfen“.

<sup>11</sup> Ich bedanke mich bei Herrn Dr. Henryk Jarosiewicz (Universität Wrocław) für die fachliche Beratung in Fragen der Psychologie.

<sup>12</sup> Dazu siehe vor allem: W. Mrozowicz, *Difficilis restitutio disciplinae. Die Reform des inneren Lebens im Kloster der regulierten Chorherren (Augustiner) in Glatz im 15. Jahrhundert*, in: *La vie quotidienne des moines et chanoines réguliers au Moyen Age et Temps modernes. Actes du Premier Colloque International du L.A.R.H.C.O.R. Wrocław – Książ, 30 novembre – 4 décembre 1994*, sous la dir. de M. Derwich, (1995), S. 287–298; ders., *Kronika*, S. 131–134.

Fast alle dieser Reformmaßnahmen kennt man, dank der Chronik von Michael Czacheritz<sup>13</sup>. Sie beschränkten sich auf die Änderung der Badegewohnheiten (u. a. die Pflicht, spezielle Badehemden anzuziehen) und die Begrenzung der Praktik des Aderlasses. Die Kutten der Chorherren sollten fortan variiert werden – einige waren für die Chorgebete und andere für tägliche Aktivitäten bestimmt. Der Propst erneuerte auch die alte Gewohnheit der frommen Lektüre während der Mahlzeiten. Diese scheinbar unbedeutenden Veränderungen im Leben der Klostersgemeinschaft stießen auf starken Widerstand bei einigen ihrer Mitglieder. Laut der Chronik von Michael Czacheritz sah es nach einigen Wochen der Verwaltung des Klosters und der Einführung der Reform so aus, als ob die Einigung nur eine Frage der Zeit sei. Die Gruppe der Widerstand leistenden Chorherren verkleinerte sich bis auf drei, und schließlich auf eine Person. Sie, das heißt Bruder Ernst, versuchte, sich nach außen hin wie die anderen Mitbrüder zu benehmen, doch in seinem Inneren konnte er sich mit dieser Situation nicht abfinden. Sein Widerstand fand ein dramatisches Ende. An einem Abend trank er etwas mehr Wein als die anderen und begab sich in seine Zelle. Kurz danach, in der Zeit des Matutingebets, fand Michael Czacheritz ihn tot auf. Er hatte sich über seinem Bett erhängt. Die selbstmörderische Weise des Todes gab der Propst sowohl seinen Mitbrüdern als auch den Eltern des Verstorbenen nicht bekannt. Seine ausführliche Beschreibung fügte er der Chronik erst 30 Jahre später hinzu; zuvor hatte er aber bereits zweimal den Tod (nicht den Selbstmord) des Bruders Ernst kurz erwähnt<sup>14</sup>.

Den Tod empfanden die Mitbrüder als Folge einer fürchterlichen Fügung Gottes. Bei der Lektüre des Berichts von Michael Czacheritz kann man den Eindruck nicht loswerden, dass er den Tod für seine Reformbemühungen „auszunutzen“ beschloss. Die Worte der Chronik klingen beinahe wie eine Drohung. Die Chorherren, die bisher der Liebe zum Fortschritt („amor ad profectum“), das heißt zur Reform, nicht nachgegangen waren und ihre Verpflichtungen und Ordensgelübde vergessen

<sup>13</sup> *Cronica*, S. 116–130.

<sup>14</sup> Ausführlicher darüber siehe: W. Mrozowicz, *Iam miserrime mortuus. O samobójczej śmierci brata Ernesta w klasztorze kanoników regularnych (augustianów) w Kłodzku (1456)*, in: *Śmierć w dawnej Europie. Zbiór studiów*, hg. v. M. Derwich, (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 1863, *Historia* 129, 1997), S. 149–159.

hatten, müssten mit dem „entsetzlichen Urteil Gottes“ („horrenda Dei iudicia“) rechnen.

Michael Czacheritz stellte sich in der Chronik – um den Anschein der Objektivität zu erwecken – immer in der dritten Person Singular dar. Man begegnet ihm als einen zielstrebigen und ausdauernden Reformier und im Vorfall mit dem Bruder Ernst als den Finder seiner Leiche. Es brennt aber die Frage, ob seine Teilnahme an diesem dramatischen Ereignis nur auf die Auffindung der Leiche beschränkt war. Man könnte sich zum Beispiel fragen, warum er das Matutinsgebet mit anderen Chorherren nicht mitgesprochen hatte und er selbst, als Propst des Klosters, in die Zelle des Bruders Ernst gegangen war. Es bestehen sogar Zweifel, ob seine Tat, die doch im Widerspruch zum Ideal des Klosterlebens, besonders zum Ideal des „guten Todes“ jedes Mönches steht, tatsächlich Selbstmord war. Aber die Chronik von Michael Czacheritz bietet keine Möglichkeiten, den Selbstmord des Bruders Ernst völlig aufzuklären. Der Leser der Chronik sieht deutlich, dass ihr Verfasser 30 Jahre lang geschwiegen hat. Verriet er alles, was er wusste? Unabhängig von der Antwort auf diese Frage, wird es deutlich, dass Michael Czacheritz das positive Bild von sich selbst und seiner Tätigkeit als Kloostervorsteher kreieren musste, weil er keinen Zweifel an seiner Autorität aufkommen lassen, und nicht seine Reformen im Kloster abschwächen wollte. Deswegen gab es in der Chronik keine Informationen, die dieses Bild beeinträchtigen konnten.

5. Mit einer anderen Art der Selbstkreierung hat man es im Fall der Chronik der Patrizierfamilie Thommendorf aus Schweidnitz (poln. Świdnica) zu tun<sup>15</sup>. Die Chronik wurde von den Vertretern von zwei Generationen der Familie geführt, und zwar von Wenzel Thommendorf (gest. 1522), dem Schöffen und Bürgermeister in Schweidnitz, und seinem Sohn Hieronymus (gest. 1573), der auch in der Schweidnitzer Stadtverwaltung, unter anderem als Schöppe, Rat und Vizebürgermeister tätig war<sup>16</sup>. Die Endfassung der Chronik stammt von der Hand von Hieronymus Thommendorf.

<sup>15</sup> *Die Thommendorfsche Familienchronik*, hg. v. A. Schimmelpfennig, (*Scriptores rerum Silesiacarum* 11, 1878), S. VII–XXVIII, 1–58.

<sup>16</sup> Über die Karriereleiter der beiden Thommendorfs in den Schweidnitzer Stadtbehörden siehe vor allem: M. Goliński, J. Maliniak, *Urzednicy miejscy Świdnicy do 1740 r.*, (*Spisy urzedników miejskich z obszaru dawnej Rzeczypospolitej, Śląska i Pomorza Zachodniego* I, 1, 2007), S. 227–228.

Er hat die vorgefundenen Aufzeichnungen seines Vaters geordnet und fortgesetzt. Auf diese Art und Weise entstand eine zweisprachige, lateinische und deutsche, Chronik, die die Ereignisse aus dem Zeitalter von 1481 bis 1573 beschreibt. Dazu kommt noch eine Fortsetzung, die von Daniel Scheps (gest. 1608), dem Schwiegersohn von Hieronymus<sup>17</sup>, bearbeitet wurde. Die Aufzeichnungen der Thommendorfschen Chronik weisen einen annalistischen Charakter auf.

Wenzel Thommendorf – auf sein Werk beschränke ich mich im Weiteren – beschäftigt sich unter anderem mit Familienangelegenheiten von selbstzeugnisartigem Charakter, vor allem mit der Familiengeschichte<sup>18</sup>. Er schilderte Geburten, Hochzeiten, Todesfälle, von Familienangehörigen bekleidete Ämter. Recht viel Aufmerksamkeit widmete er dramatischen Naturereignissen wie Hochwasser, heftige Winde, Unwetter und den von diesen Naturkatastrophen verursachten Schäden. In dieser Kategorie der Aufzeichnungen sind auch Informationen über Seuchen zu finden. Aus dem täglichen Leben der Stadt Schweidnitz überwiegen die Angelegenheiten, die man heute thematisch einer Polzeichronik zuordnen könnte, wie Todesurteile, Hinrichtungen, Unglücksfälle usw. Darüber hinaus findet man in der Thommendorfschen Chronik Angaben zur städtischen Entwicklung von Schweidnitz, besonders zur Bautätigkeit in der Stadt. Die ökonomische Problematik drückt sich vor allem in den Angaben über Teuerungen, Schätzungen, Besteuerungen und Störungen beim der Betrieb von Mühlen, Mälzereien usw. aus, dabei sind die Aufzeichnungen von Hieronymus Thommendorf deutlich aufschlussreicher. Für Wenzel Thommendorf waren auch religiös-kirchliche Fragen von Bedeutung, was besonders an der Schwelle zu den großen Veränderungen der Reformationszeit interessant ist. Der Chronist war kein aufmerksamer Beobachter des politischen Geschehens seiner Zeit, aber ab und zu notierte er auch Informationen aus dem Bereich der Politik, zum Beispiel über Königswahlen, Königsbesuche, politische Verhandlungen oder Kriegereignisse,

---

<sup>17</sup> *Scepzii annales*, hg. v. A. Schimmelpfennig, (*Scriptores rerum Silesiacarum* 11, 1878), S. 59–115.

<sup>18</sup> Über die Thematik der Chronik vgl. *Die Thommendorfsche*, S. XI–XII, XVI–XVIII; M. Goliński, *Nadzwyczajne wydarzenia mieszczańskiej codzienności (świat Wacława Thommendorfa)*, „*Archaeologia Historica Polona*“, 7 (1998), S. 33–45; P. Wiszewski, *W poszukiwaniu zaginionych światów, czyli rzecz o „Kronice Thommendorfów“*, „*Rocznik Świdnicki*“, 31 (2003), S. 45–56.

dabei berücksichtigte er oft ihre Folgen für die lokale Gemeinschaft und deren Reaktionen darauf. Der Leser bekommt ein Bild vom Verfasser der Chronik, das ihn als einen frommen Bürger darstellt. Er war zwar neugierig auf die Welt und offen, aber fest in der lokalen Gesellschaft verankert.

Dennoch machen die Historiker dem Chronisten den Vorwurf, dass er Einiges in seinen Aufzeichnungen verschwiegen habe<sup>19</sup>. Es geht hier weniger um die Zeitlücken, obwohl die Ereignisse der Jahre 1502, 1503, 1505, 1510, 1512–1514 völlig ausgelassen wurden. Vielmehr betreffen die Vorwürfe den Mangel an Nachrichten über das öffentliche Engagement des Verfassers in der Stadt. Adolf Schimmelpfennig, der Herausgeber der Chronik, erwartete, dass der Chronist, „die Vorgänge im Schoosse [!] des Raths und der Bürgerschaft hätte besser unterrichten wollen, allein darüber beobachtet er tiefes Stillschweigen“<sup>20</sup>. Es ist auffallend, dass Wenzel Thommendorf oft die wichtigen städtischen Geschehnisse übergeht, an denen er selbst mitwirkend teilgenommen hat.

Wenzel Thommendorf kreierte also ein Bild von sich selbst, das sich vor allem auf seine Position in der Familie beschränkte. Er dokumentierte das Leben (in) seiner Familiengemeinschaft. Wesentlich mehr Aufmerksamkeit widmete er den Ereignissen, die auf die gesellschaftliche Wahrnehmung seiner Familie einen positiven Einfluss ausüben konnten, so zum Beispiel den feierlichen Begräbniseremonien für verstorbene Familienangehörige<sup>21</sup>. Mehr über sich selbst zu schreiben stand im Widerspruch zum Topos der Bescheidenheit, dem er, den mittelalterlichen rhetorischen Konventionen nach zu urteilen, offenbar huldigte<sup>22</sup>. Seine Bescheidenheit kommt bereits in den ersten Aufzeichnungen der Chronik zum Ausdruck: „electus sum in scabinum civitatis, quamvis ego indignus“ (ich bin zum Schöffen der Stadt gewählt, obwohl ich unwürdig bin)<sup>23</sup>.

Die von mir aufgegriffenen Untersuchungen zu der Frage nach der Auslassung und Selbstkreierung in der Geschichtsschreibung lassen

---

<sup>19</sup> Vgl. *Die Thommendorfsche*, S. XI; H. Schubert, *Bilder aus der Geschichte der Stadt Schweidnitz*, (1912), S. 81; Goliński, *Nadzwyczajne*, S. 36.

<sup>20</sup> *Die Thommendorfsche*, S. XI.

<sup>21</sup> Wiszewski, *W poszukiwaniu*, S. 53–56.

<sup>22</sup> Vgl. z. B.E.R. Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, (1954) – ich zitiere nach der polnischen Ausgabe: *Literatura europejska i łacińskie średniowiecze*, übers. A. Borowski, (1997), s. 90–92.

<sup>23</sup> *Die Thommendorfsche*, S. 1.

während des kurzzeitigen Workshops der Polnischen Historischen Mission nur vorläufige Ergebnisse erreichen. Nichtsdestoweniger zeigen sie, dass die Auslassung und Selbstkreierung als wichtige Faktoren im Versuch der Rekonstruktion und des Verständnisses des Bildes des Chronisten von sich selbst anzusehen sind und somit die Frage selbst weitere Vertiefung im Rahmen der Selbstzeugnisforschung verdient. Die schlesische Chronistik und Annalistik des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, hier nur stichprobenweise ausgewertet, bietet dazu reiches Forschungsmaterial.

Korrektur: *Stefanie Neumeister*

Julia Halbleib

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

## BIOGRAPHIE ALS SELBSTZEUGNIS

### Christoph Scheurls Lebensbeschreibung des Nürnberger Propstes Anton Kress (1478–1513)

Über den Nürnberger Propst Anton Kress<sup>1</sup> entstanden nach seinem frühen Tod sechs biographische Texte. Sie entstammen alle der ersten Hälfte des 16. Jh. und thematisieren Leben und Tod des Patriziersohnes und Geistlichen Anton Kress. Der älteste Text, ein Klagelied mit dem Titel *Epicedion Anthonii Kressi*<sup>2</sup>, stammt aus der Feder des Humanisten Johannes Cochläus<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> Zu Anton Kress siehe u. a. F. Merzbacher, *Dr. Anton Kress, Propst von St. Lorenz (1478–1513)*, „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“, 58 (1971), S. 121–138; K.F. v. Frank, *Die Kressen. Eine Familiengeschichte*, (1936), Sp. 238–261; G.A. Will, *Nürnberger Gelehrten-Lexikon*, 2 (1756) S. 359–361.

<sup>2</sup> J. Cochläus, *Epicedion Joannis Coclaei, in obitu Antonii Cressi I.V. Doctoris, Praepositi Ecclesiae Sancti Laurentii, Norinbergae nuper defuncti, [...] Aetatis vero anno xxxvi*, (Nürnberg: Friedrich Peypus, 1513). Benutzt wurde ein Digitalisat des Druckes aus der Bayerischen Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung Magazin, Res/4 P.o.lat. 743,25. Digital einsehbar unter <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10907801.html> (aufgerufen am 20.10.2013). Im Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jh. (weiter zitiert als VD 16) findet sich der Druck unter der Nummer C 4276. Der im Original nicht paginierte und foliierte Druck wird im Folgenden nach Blätterzählung zitiert. Zum *Epicedion Antonii Kressi* siehe B. Kipf, *Johannes Cochläus*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, hg. v. F.J. Worstbrock, 2, Lieferung 3 (2012), Sp. 451.

<sup>3</sup> Für weiterführende Informationen zu Leben und Werk des Cochläus siehe Kipf, *Johannes Cochläus*, Sp. 440–460.

Zu diesem *Epicedion* existiert eine anonyme deutsche Übersetzung<sup>4</sup>, die in der Forschung bislang unbekannt ist. In dem 1513 erschienenen Druck des *Epicedion* befindet sich zudem eine lateinische Elegie auf Anton Kress von Benediktus Chelidonius<sup>5</sup>, einem Nürnberger Humanisten und Benediktinermönch. Die lateinische *Vita*<sup>6</sup> des ebenfalls aus Nürnberg stammenden Ratskonsulenten Christoph Scheurl<sup>7</sup> auf den verstorbenen Propst sowie zwei deutsche Übersetzungen dieser *Vita* – eine von Scheurl selbst<sup>8</sup> und eine anonyme<sup>9</sup> – beschließen das Textcorpus<sup>10</sup>. Die Biographie des Anton Kress ist damit in unterschiedlichen Gattungen und demzufolge unter jeweils verschiedenen Schwerpunkten dargestellt; gemeinsam ist den verschiedenen Texten der laudative Modus.

<sup>4</sup> Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (weiter zitiert als GNM Nürnberg), Historisches Archiv, Familienarchiv Kress, XXVII D Nr. 30. Titel der Handschrift: *Ein bewainung des tods des erwidigen und hochgelerten hern Anthoni Kressen [...]*, (Entstehungsdatum unbekannt).

<sup>5</sup> Zu Leben und Werk des Chelidonius siehe C. Wiener, *Benediktus Chelidonius*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520*, Sp. 427–439; zur Elegie auf Anton Kress: Sp. 432.

<sup>6</sup> C. Scheurl, *De vita et obitu reverendi patris Anthonii Kressi, iuris utriusque doctoris praepositi Norimbergensis in collegio S. Laurentii [...]*, (im Folgenden zitiert als Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*), (Nürnberg: Friedrich Peypus, 1515). Ein Digitalisat des Druckes aus der Bayerischen Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung Magazin, Res/4 Biogr. 277,9, findet sich unter [http://dfg-viewer.de/show/?set\[mets\]=http%3A%2F%2Fdaten.digital-sammlungen.de%2F~db%2Fmets%2Fbsb00002723\\_mets.xml](http://dfg-viewer.de/show/?set[mets]=http%3A%2F%2Fdaten.digital-sammlungen.de%2F~db%2Fmets%2Fbsb00002723_mets.xml) (aufgerufen am 20.10.2013), (VD16, S 2818); Der Text wurde im 17. Jh. nachgedruckt in: M. Goldast, *Viri illustris Bilibaldi Pirckheimeri [...] opera politica, historica, philologica [...]*, (1610, Nachdruck 1969), S. 350–355.

<sup>7</sup> Zum neusten Forschungsstand zu Christoph Scheurl siehe F. Fuchs, *Christoph Scheurl*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520*, Sp. 840–877; zur *Vita* auf Anton Kress siehe: Sp. 858 f.

<sup>8</sup> GNM Nürnberg, Historisches Archiv, Familienarchiv Kress, XXVII D Nr. 29: *Das Leben deß ehrwürdigen vatters herrn Anthoni Kressen, beider recht doctorn und probsts zu Sanct Lorenzen in Nürnberg, durch doctor Christoffel Scheurl beschrieben [...]*, (1515). Zu dieser Handschrift liegt bereits eine Teiledition vor bei C. Schleif, *Donatio et memoria. Stifter, Stiftungen und Motivationen an Beispielen aus der Lorenzkirche in Nürnberg*, (1990), S. 256–267.

<sup>9</sup> Stadtarchiv Nürnberg, E 28/ II, Nr. 1261: *Das leben des wirdigen und hochgelerten herren Anthoni Kressen, doctor der rechten, probst in S. Laurenzen zu Nurnberg, gemacht durch doctor Cristoffen Scheurl [...]*, (Entstehungsdatum unbekannt). Diese Handschrift ist in der Forschung bislang völlig unbeachtet geblieben.

<sup>10</sup> Das gesamte Textcorpus wird im Rahmen meiner Dissertationsarbeit *Die Lebensbilder des Nürnberger Propstes Anton Kress (1478–1513)* untersucht.

Einer dieser Texte sticht aufgrund seiner autobiographischen Bezüge besonders hervor: die *Vita Anthonii Kressi* Christoph Scheurls aus dem Jahre 1515. Die immer wiederkehrende Ich-Nennung des Biographen wirkt zunächst befremdlich, da der heutige Leser bei einer Biographie, die ja *per definitionem* das Ich eines Anderen thematisiert, keine selbstreferentiellen Aussagen des Biographen in derartigem Ausmaß erwarten würde.

## 1. Die Thematisierung des Ichs

Die autobiographischen Zusätze der *Vita Anthonii Kressi* lassen sich inhaltlich in drei Gruppen unterteilen, wobei diese in einigen Fällen Überschneidungen aufweisen:

### 1.1. Scheurls Verortung seiner Person zu anderen Persönlichkeiten

Angaben zur Verortung der Person Scheurls in seinem sozialen Umfeld machen den Großteil der autobiographischen Anmerkungen aus. Die erste selbstreferentielle Aussage findet sich in der Widmungsvorrede an den Ratsherrn und zweiten Losunger Hieronymus Ebner, einem alten Schulfreund des verstorbenen Propstes. Gleich im Titel der Dedikation setzt sich Scheurl zu dem angesehenen Nürnberger Politiker in Bezug:

Domino Hieronymo Ebner senatori et duumviro Nurembergensi domino patrono et affini suo integerrimo clarissimoque Christophorus Schewrl iuris utriusque doctor obsequia parata<sup>11</sup>.

Den vollkommesten, klärsten herrn Hieronymo Ebner, des raths und losunger zu Nürnberg, seinem herrn patron undt schwager, entpöüt Christoffel Scheürl, der recht doctor, sein bereit dienst<sup>12</sup>.

<sup>11</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 1<sup>v</sup>.

<sup>12</sup> Bei allen angeführten deutschen Übersetzungen handelt es sich um die von Christoph Scheurl angefertigte Übersetzung: GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 3<sup>v</sup>.

Scheurl zeigt dem Leser die Verwandtschaft zu Hieronymus Ebner an und hebt die persönliche Beziehung auf semantischer Ebene durch das Possessivpronomen „suo“ hervor. Das von Scheurl anzitierte Patronatsverhältnis ergibt sich aufgrund der Tatsache, dass Ebner dem jungen Scheurl dazu verholfen hatte, eine Anstellung im Dienste der Stadt Nürnberg als Ratskonsulent zu erlangen<sup>13</sup>. Es folgt eine kurze Charakteristik des Stellenprofils eines Ratskonsulenten. Auch während dieser Tätigkeit sei Scheurl von seinem Schwager bestens unterstützt worden<sup>14</sup>.

Bei der Erwähnung des Amtskollegen Ebners, des ersten Losungers Anton Tucher, versieht Scheurl Letzteren ebenfalls mit einem Possessivpronomen und stellt auch hier die verwandtschaftliche Verbindung zu diesem heraus:

Tu enim hoc foelicissimo reipublicae anno ad decimum nonum calendas ianuaras concordibus partum suffragiis domino et cognato meo Anthonio Tucher, qui iam multo tempore divina benignitate principem locum et primas partes in curia tenuit, designatus es collega [...]<sup>15</sup>.

Wann ihr seit in disem des gemainen wesens glücksseligsten jar auf donnerstag nach Lucie meinem herren undt oheim Anthoni Tucher, der iezo lange zeit aus göttlicher verhencknus der obrist und fürnembst in dem rath gewesen ist, mit ainhelliger stimm zugeordnet [...]<sup>16</sup>.

Auch betont er mehrmals den intensiven Kontakt zu dem größten Maler Nürnbergs, „seinem“ Albrecht Dürer, welchen Scheurl im Zusammenhang mit dem Kunstinteresse des Anton Kress erwähnt:

---

<sup>13</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 1<sup>v</sup>: „Quum discendi gratia sedecim annis abfuissem non solum ad patres primus retulisti de conducendis operis meis arbitratus me non mihi tantum sed et amicis et patriae natum quandoque oportere illi rationem reddere studiorum meorum“.

<sup>14</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 1<sup>v</sup>: „Verum etiam hoc triennio, quo pro senatu concivibus dictavi ius et reipublicae servivi meam parvitatem complexus es familiaritater et benigne fovisti. Quae res ornamento mihi caedit et commodo“.

<sup>15</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 1<sup>v</sup>.

<sup>16</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 4 r.

Et in magno praecio habuit Albertum Durer Nurenbergensis, quem ego Germanum Apellem per excellentiam appellare soleo. Testes mihi sunt, ut reliquos taceam, Bononienses pictores, qui illi in faciem me audiente publice principatum picturae in universo orbe detulerunt, affirmantes iucundius se morituros viso tam diu desiderato Alberto. [...] Mihi in meo suavissimus Durer non minus grata sunt ingenuina probitas, facundia, comitas, facilitas, humanitas. Itaque unum praeterire nequeo Jacobus Vimphelingius nunquam a me sine honoris praefatione nominandus capite lxxviii Epitomatis Germanorum tradit Albertum nostrum usum esse praeceptore Martino Schon Calumbariensi. Caeterum Albertus ad me hoc significantem scribit saepe etiam coram testatur patrem Albertum (is ex vico Cula prope Varadium civitatem Hungariae natus erat) destinasse quidem se adolescentulum tertium decimum annum natum Martino Schon ob celebrem famam in disciplinam traditurum fuisse et ad eum eius rei gratia dedisse etiam litteras<sup>17</sup>.

So hat er auch wolgefallen gehabt in den künstnern unsers alters und Albrechten Dürer von Nurnberg inn großen wirdden gehalten, den ich von wegen seiner übertreffenlikeit einen teütschen Apellem pfleg zunennen. Das geben mir gezeügnus – ich will der andern geschweigen – die maler von Bolonia, die ihm unter augen – das ich gehört hab – offentlich die maisterschaft der malerey in der gantzen welt zugemessen haben und gesagt, sie wolten dest lieber sterben, das sie den so lang begerten Dürer gesehen hetten. [...] Mir sein in meinem lieblichsten Dürer nit weniger angeneem sein angeborne frumikait, liebliche redbarkeit, holtselikeit, glimpflikeit, geschicklikeit. Derhalb mag ich eins mit stilschweigen nit umbgin: Jacobus Wimphelingius, den ich billich on sonder eererpietung nimer nit nenn, schreibt in seinem auszug der Teütschen Geschicht am 68. capitel, das unser Durer von dem Schön Merten von Colmar gelehret hab. Aber Durer, als ich ihm daß eröffnet, schreibt und sagt mir auch offt mündlich, das sein vatter Albrecht (der was aus einem dorff Cüla genannt, nit vern von Wardein inn Ungarn geborn) wol willens gewest were, inen, als er in das dreyzehent jar gieng, zu dem Schön Merten von

---

<sup>17</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 4<sup>r</sup>–4<sup>v</sup>. Die in der Kunstgeschichte vieldiskutierte Stelle wurde u. a. abgedruckt in: *Dürer. Schriftlicher Nachlass*, hg. v. H. Rupprich, 1 (1956), S. 294 f.

wegen seines trefflichen namens zulernen zuthuon, das er ihm auch deßhalb geschrieben het, aber inn dem wer er Merten mit todt abgang<sup>18</sup>.

Scheurl ist in dieser Passage merklich bemüht, den regen und persönlichen Kontakt zu Dürer herauszustellen. Er bezeichnet ihn als „meine(n) lieblichsten Dürer“, betont den schriftlichen sowie mündlichen Kontakt mit ihm und verrät dem Leser seinen Spitznamen für den Nürnberger Maler; ein weiterer „Beweis“ für eine freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden Männern. Zudem platziert er sich bei der Schilderung mitten im Geschehen. So sei er selbst zugegen gewesen („me audiente“), als die Italiener Dürer die Vorrangstellung in der Malerei auf der ganzen Welt eingeräumt hätten und fungiert somit als höchst glaubwürdiger Zeuge.

Darüber hinaus setzt sich Scheurl zum Hauptakteur der Vita, dem Kirchengvorsteher Anton Kress, wiederholt in Relation. Dies ist beispielsweise bei dem Lob der rhetorischen Fähigkeiten des Propstes der Fall, die den Ratskonsulenten nach seinen eigenen Angaben oft in Erstaunen versetzt hätten:

Ita dissebat acute, graviter, modeste, ita in utramque partem factum librabat, priusquam decerneret, quod hominem saepe stupidus fuerim admiratus, qui aetatem virtute longe superaverat<sup>19</sup>.

Also tapffer und beschaidenlich redet er vonn den sachen, bewug und ermaß die hin und wider, ee er beschlos, das ich den mann mermals mit erschrecken verwundert hab, der sein alter mit tugenden verr übertraff<sup>20</sup>.

Bei diesem Beispiel wird ein weiteres Mal deutlich, dass Scheurl es nicht gelingt (oder vielmehr nicht gelingen will), hinter die beschriebene Person zurückzutreten. Auch in dieser Szene – Kress vermutlich in seiner juristischen Funktion als Propst vor Gericht, Scheurl zugegen und seine Eloquenz bewundernd – tritt er selbst als Akteur auf und verortet sich mitten im Geschehen. Scheurl wird so zum Zeuge und Gewährsmann für diese

<sup>18</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 10<sup>r</sup>–11 r.

<sup>19</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 5<sup>r</sup>–5<sup>v</sup>.

<sup>20</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 13<sup>v</sup>.

hervorragende Eigenschaft des Propstes, die er selbst unmittelbar erlebt habe.

Mit der Schwägerin des Propstes, der Patrizierin Helena Kress, geborene Tucher, ist Scheurl ebenfalls verwandt. Dies streicht er – wie bei den übrigen Personen – auch sogleich bei Erwähnung ihres Namens heraus:

Postremo gentem Tucheram utpote maxime eminentem elegit, cum qua affinitatem constitueret. Collocata in uxorem suavissimo fratri Christophoro, mox senatori, Helena Tuchera sorore mea amitina [...] <sup>21</sup>.

Auf die lez hat er das Tucher als ein erbar fürtreffenlich geschlecht, mit dem er schwägerschafft machet, erwölt und gab seinem liebsten bruder Christoffen, so zu hant ein ratherr wurd, zu einem eelichen gemahel Elena Tucherin, meiner muther bruders tochter [...] <sup>22</sup>.

Bei der Schilderung der Hochzeit Helenas mit dem Bruder des Propstes, Christoph Kress, nimmt Scheurl ein weiteres Mal Bezug auf sich selbst. Bei der Hochzeitsfeier sei auch der Kardinal Hippolyt I. d'Este als Gast zugegen gewesen. Scheurl nennt ihn „seinen“ Patron („meus patronus“) und führt stolz an, dass er diesen in seinem Amt als Ratskonsulent ehrenvoll empfangen habe:

Diem nuptiarum indixit decimo sexto Calendas Februarias anno domini co tertio decimo, quam praesentia sua illustravit patronus meus Hippolitus Estensis romanae ecclesiae tituli S. Luciae in Silice, diaconus cardinalis optimus maximus, qui Julium Secundum declinans eo die me senatus nomine obviam progrediente Nurnbergam forte venerat nullo non honoris genere exceptus <sup>23</sup>.

Den hochzeit hof sezet er an auf den sibenzehenden januarii Sant Anthonien tag im jar Christi 1513, den der großmechtig, mein patron Hippolitus von Est, der römischen kirchen des titels Sancte Lucie in Silice diacon

---

<sup>21</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 6 r.

<sup>22</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, 15 r.

<sup>23</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 6 r.

cardinal mit seiner gegenwertikait geeret hat, der dem Babst Julio dem andern entwich und desselben tags von ungeschichten gen Nurnberg kam. Dem ich vonn raths wegen entgegen riet und entpfangen wart mit allerley eererbietungen<sup>24</sup>.

Nachdem der Propst nach den Angaben des Autors in christlicher und vorbildlicher Weise gestorben ist, widmet sich Scheurl dessen Testament. Unter den Begünstigten findet sich, neben den Armen, Waisen, Witwen und der nächsten Familienmitglieder, auch das Nürnberger Kloster St. Klara.

[...] cenobio Sanctae Clarae, cui ob virtutem meae Charitatis Pirckheimerin abbatisse singulariter afficiebatur aureos centum praelegavit<sup>25</sup>.

[...] und dem convent zu Sant Clarn hundert gulden, so er umb frauen Caritas Pirckheimerin ebtesin lieb willen sonderlich wol geneigt was<sup>26</sup>.

Scheurl bezeichnet die Vorsteherin des Klosters, Caritas Pirckheimer, ebenfalls als „seine“ Caritas und kennzeichnet somit seine vertraute Beziehung zu der gelehrten Nonne.

Die Lebensbeschreibung des Propstes Anton Kress schließt nicht – wie üblich – mit dem Tod des Propstes, seiner Bestattung und Angaben zum Testament, sondern liefert einen Einblick in die Geschichte der Propstei nach dessen Tod. So wird die Nachfolgerwahl thematisiert sowie eine Charakteristik des neuen Propstes, Georg Behaim, hinzugefügt<sup>27</sup>. Auch an dieser Stelle unterlässt es Scheurl nicht, seine freundschaftliche Beziehung zu diesem eigens hervorzuheben.

Qui [scil. Georg Behaim] non minus me diligit quam Helenae matris mee frater amitinus, Melchior Pfintzing, divi Sebaldi praepositus et caesaris a consiliis<sup>28</sup>.

<sup>24</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 15<sup>v</sup>–16 r.

<sup>25</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 6<sup>v</sup>.

<sup>26</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, 17 r.

<sup>27</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, 7<sup>v</sup>–8 r.

<sup>28</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 8 r.

Der mich nit weniger liebet dann herr Melchior Pfintzing, geschwistert kindt mit meiner mutter, probst zu Sant Sebolt und kayserlicher maies-tat rath<sup>29</sup>.

Das Beispiel zeigt, dass Scheurl die Anführung des Nachfolgerpropstes Behaim obendrein dafür nutzt, auch seine Freundschaft und Verwandtschaft mit dem zweiten Propst von Nürnberg, Melchior Pfintzing, welcher der Propstei St. Sebald vorstand, darzustellen.

An einigen Stellen thematisiert Scheurl auch seine Emotionen, die jedoch gleichfalls dazu dienen, seine soziale Vernetzung herauszustellen, weswegen sie hier besprochen werden.

Als Beispiel kann die in der Vorrede emphatisch geschilderte Freude über die Wahl Ebners zum zweiten Losunger herangezogen werden.

Quod autem ad me attinet certe in omni vita parum mihi accidit iucundius, quin pro tanto munere quottidie gratias ago deo immortali [...] <sup>30</sup>.

Als viel mich betrifft, ist mir in warheit, dieweil ich gelebt hab, wenig freüdenreichers zugestanden, darumb ich dem untödtlichen Gott vonn wegen gemelter begnadung alle tag dancksag [...] <sup>31</sup>.

Bei der Schilderung der Abschiedsszene zwischen Scheurls Cousine Helena und dem sterbenden Propst zeigt sich das Ich ebenfalls emotional. Scheurl merkt an, dass die Vergegenwärtigung dieser Szene tiefe Trauer in ihm hervorrufe:

Fratrīae vero accersitae, quae tota infirmitate nunquam discesserat et propter continuos singultus et maestas vigiliās iam faciem mutaverat, iunxit dextram et strinxit (quodque difficulter sine lachrymis refero): „Vale” inquit, „vale mea Helena et esto foecunda marito tuo” <sup>32</sup>.

<sup>29</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, 22 r.

<sup>30</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 1<sup>v</sup>.

<sup>31</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 4<sup>r</sup>–4<sup>v</sup>.

<sup>32</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 7 r.

Und wincket seines brudern weib, so die gantzen kranckheit nie was vonn ihm abgewichen und dero angesicht vonn wegen ihres steten seuffzens und wainens und betrübten wachens iezo verstellt was und gab ir sein rechte handt und trucket sie (das ich ohn zehern schwerlich erzehlen kan) sprechent: Gehab dich wol und gesegen dich Gott, mein liebe Helena<sup>33</sup>.

Scheurl beschreibt zudem den Trauerzug anlässlich der Beerdigung des Anton Kress und stellt seine emotionale Betroffenheit heraus. Er habe am Leichenbegängnis selbst teilgenommen und sich der Tränen nicht erwehren können.

Me quoque ordine progrediente non absque frequentibus lachrymis, quippe non eram nescius, quantam iacturam passa esset dulcissima patria mea moriente tanto cive [...]<sup>34</sup>.

Ich gieng auch inn der ordnung nit on merckliche vergießung der zeher, wann mir was unverborgen, was grosen schadens mein liebstes vatterland erlitten het durch abgange eins so tapffern burgers [...]<sup>35</sup>.

Die emotionale Ergriffenheit – sei es nun Freude oder Trauer – soll die freundschaftliche Verbindung zwischen Scheurl und Ebner bzw. Kress verdeutlichen. Das Ich freut sich mit Ebner über dessen Wahl zum zweiten Losunger und trauert über den Verlust des Kirchenvorstandes von St. Lorenz. Da Emotionen zwischenmenschliche Beziehungen voraussetzen, unterstreichen die geschilderten Gefühlszustände Scheurls enge Beziehung zu den als Verwandte und Freunde ausgewiesenen Personen. Die Abschiedsszene zwischen dem Propst und Helena Tucher schildert er darüber hinaus so anschaulich und *en detail*, dass der Leser von einem Beisein Scheurls ausgehen muss. Auf diese Weise wird der Autor ein weiteres Mal zum Augenzeugen und steigert die Glaubwürdigkeit seiner Biographie.

---

<sup>33</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 18<sup>v</sup>.

<sup>34</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 7<sup>v</sup>.

<sup>35</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 19<sup>r</sup>–19<sup>v</sup>.

Mit den autobiographischen Angaben zur Verortung des Ichs zu anderen Personen gelingt es Scheurl somit, sich mit den Angesehenen und Berühmten der Stadt Nürnberg und darüber hinaus vernetzt zu zeigen.

## 1.2. Angaben zur *Vita* Scheurls

Neben dem sozialen Netzwerk erfährt der Leser Verschiedenes aus der *Vita* des Biographen. Bei der Lokalisierung des Geburtshauses des Anton Kress am Obstmarkt in Nürnberg fügt er ergänzend hinzu, dass sich auch sein Geburtshaus an eben diesem Ort befunden habe.

Als unmittelbarer Nachbar des Biographierten steigert er auch an dieser Stelle die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen über Kress. Darüber hinaus ist das Geburtsdatum des Ratskonsulenten für den Leser anhand der Angabe, dass er fünf Jahre später geboren sei, rekonstruierbar.

Ipse in aedibus avitis apud forum fructuum (ubi ego quoque fere quinquennio post natus sum)<sup>36</sup>.

Aber er ist geboren in seinem anherrlichen haus auf dem obsmarckt (do ich auch in dem fünfften jar dornach bin jüngk worden)<sup>37</sup>.

In der anfangs genannten Widmungsrede an Hieronymus Ebner erfährt der Leser, dass Scheurl im Ausland studiert hat und nach 16-jähriger Abwesenheit in die Heimatstadt zurückgekehrt war, um die Stelle als Ratskonsulent im Dienste der Reichsstadt anzutreten – alles Informationen, welche die *Vita* bzw. genauer gesagt den beruflichen Werdegang Scheurls beleuchten.

Plurimorum beneficiorum tuae integritati, humanissimus vir, fateor me debitorem. Quum discendi gratia sedecim annis abfuissem non solum ad patres primus retulisti de conducendis operis meis arbitratus me non mihi tantum sed et amicis et patriae natum quandoque oportere illi rationem reddere studiorum meorum. Verum etiam hoc triennio, quo pro

<sup>36</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 2<sup>r</sup>.

<sup>37</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 6 r.

senatu concivibus dictavi ius et reipublicae servivi meam parvitatem complexus es familiaritater et benigne fovisti. Quae res ornamento mihi caedit et commodo<sup>38</sup>.

Ich bin euer fürsichtigen weißheit schuldner vonn viel und mancherley erzeugter wolthat wegen. Als ich umb studirens willen sechzehn jahr abwesig gewest was, habt ir nit allein der erst vonn meiner bestellung inn einem erbarn rath meldung gethan auf mainung, das ich nit allein mir, sonder auch meinen freunden und dem vatterlandt geboren, demselben einmal meines lernens billig rechnung gebe, sonder auch diese drey jar, so ich von raths wegen meinen mitburgern hab helffen urtheilen und gemeiner statt gedient, habt ir mein kleinheit freundlich umbfangen undt gutwilliglich geschützt. Das mir dan zu ehren und nutz raichet<sup>39</sup>.

Auch bei der Schilderung der Krankheit des Propstes zieht Scheurl eine Parallele zu seinem eigenen Leben.

Itaque in magna foelicitate caepit Anthonius gravi atque ardentissimo ne dicam pestilenti feбри afflictari, quo genere morbi etiam Philippum Beroaldum, praeceptorem meum, prohdolor vidi excedere<sup>40</sup>.

Demnach wurd er in groser glückseligkeit mit einem schweren überhizigen, ich mocht wol sagen vergifften fieber belestigt, an welcher kranckheit ich meinen maister Philippum Beroaldum leyder auch hab sehen sterben<sup>41</sup>.

Scheurl nutzt die Tatsache, dass Kress an Fieber gelitten habe, zu einem Exkurs über sein Leben und führt an, dass auch sein Lehrer Filippo Beroaldo der Ältere, ein großer italienischer Gelehrter, an Fieber gestorben sei. Es entsteht unweigerlich der Eindruck, als habe er nur nach einem Grund gesucht, seinen bedeutenden Lehrer zu erwähnen, da diese Aussage – wie auch der Großteil der übrigen Ich-Einschübe – für den Argumentations-

<sup>38</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 1<sup>v</sup>.

<sup>39</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 4 r.

<sup>40</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 6 r.

<sup>41</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 16 r.

zusammenhang unerheblich ist<sup>42</sup> und recht unorganisch in die Lebensbeschreibung des Propstes eingefügt wird.

Scheurls literarische Versiertheit wird am Ende der *Vita* offenkundig. Kress habe seinen nahenden Tod bereits in gesundem Zustand geahnt und daraufhin seine Bücher mit Widmungen versehen. Der Biograph zieht daraufhin eine Parallele zu Papst Kalixt III., der seine Wahl zum Papst – wie Kress seinen Tod – vorausgesehen habe. Diese Anekdote ist den Papstviten Bartholomeo Platinas entnommen<sup>43</sup>. Durch diesen intertextuellen Bezug setzt Scheurl nicht nur seine Kenntnis literarischer Klassiker, wie der Papstviten des italienischen Humanisten Platina, gewusst in Szene; er nobilitiert auch den Gegenstand seiner *Vita*, den er auf eine Stufe mit einem Papst stellt.

Sic etiam pauloante optime adhuc valens quibusdam libris chirographo inscripserat: Hunc codicem do lego ego Anthonius Kress doctor et praepositus bibliothecae Laurentinae, quae res memorem me facit eius, quod in libro Alphonsi Borie postea Calixti tercii de execrandis turcis in pontificia dignitate repertum memoratur<sup>44</sup>.

Dergleichen nit lang zuvor, weil er noch gantz gesunt was, het er mit seiner handt in etliche pücher geschriben: Dits puch schick ich, Anthoni Kreß, doctor und probst in Sant Lorenzen librey, welches mich intrechtig macht des so gelesen wirt von Alphonso Boria, nachvolgent in babstumb Calixtus der dritt genant, der lang zuvor in ein puch geschriben het: Ich babst will die Türcken also und also krigen<sup>45</sup>.

<sup>42</sup> Fokus der Argumentation ist: Kress ist eine hervorragende Person.

<sup>43</sup> *Platynae Historici Liber de vita Christi ac omnium pontificum*, hg. v. G. Gaida, (*Reum Italicarum scriptores. Raccolta degli storici italianidal cinquecento al millecinquecento, ordinata da L.A. Muratori. Nuova edizione riveduta ampliata e corretta con la direzione di Giosue Carducci e Vittorio Fiorini* 3, 1913), S. 341: „Id se ante pontificatum vovisse ostendens suo chirographo his verbis scripto, quod in libro quodam suo extabat: Ego Calistus pontifex deo omnipotenti voveo, et sanctae individuae trinitati, me bello, maledictis, interdictis, execrationibus, et demum quibuscumque rebus potero Thurcos Christianis nominis hostes saevissimos persecuturum“.

<sup>44</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 7<sup>v</sup>.

<sup>45</sup> GNM Nürnberg, Historisches Archiv, Familienarchiv Kress XXVII D Nr. 29, fol. 20 r.

Mit den Angaben zur eigenen *Vita* stellt Scheurl sich in ganz bestimmtem Licht dar: Die *peregrinatio* nach Italien, welche typisch für Söhne privilegierter Schichten war, die Schulausbildung samt Studium, der Lehrer Filippo Beroaldo, eine Koryphäe unter den Humanisten aufgrund seiner vielfältigen philologischen Tätigkeiten<sup>46</sup> und die Kenntnis der Werke italienischer Humanisten wie die Platinas setzen ebenso humanistische Akzente wie Scheurls Anstellung als Ratskonsulent. Die Humanisten waren für diese Stellen im Dienste der Städte aufgrund ihrer Schriftkenntnisse und der Beherrschung verschiedener Sprachen geradezu prädestiniert<sup>47</sup>. Scheurl fügt somit genau die Punkte ein, die seiner *Vita* ein typisch humanistisches Gepräge geben. Durch das selektive Vorgehen, genau die Informationen aus seiner *Vita* auszuwählen, die humanistisch sind, lässt er ein bestimmtes Bild seiner Person in den Augen des Lesers entstehen: das Bild des humanistischen Gelehrten.

### 1.3. Ansprache an den Rat

Schließlich mündet die *Vita Anthonii Kressi* in eine pathetische Ansprache Scheurls an den Rat:

Audite viri Nurenbergenses. Lex gregis est flamma pastoris. Si vultis diu regere, semper sic eligite. Habete deum prae oculis, estote memores salutis animarum vestrarum. Cogitate, quaeso, quare maiores vestri instituerint redditus ecclesiasticos. Date honores viro, non virum honoribus<sup>48</sup>.

Hört, ir herren von Nürnberg, der schein des hirten ist das gesez der schäflein. Wolt ir lang regiern, so erwölt alle mal der gestalt! Habt Gott vor augen, seit ingedenck euer seelen hail! Bedenckt, bitt ich, warumb eure voreltern die gaistlichen gütere gestiftt haben! Gebt die wirdden dem man und nit den man den wirdden! Das ist: Verseht mehr die ämptter dann die amptleut!<sup>49</sup>

<sup>46</sup> Zu nennen sind u. a. die zahlreichen Editionen lateinischer Klassiker.

<sup>47</sup> Als weiteres berühmtes Beispiel hierfür ist u. a. Lazarus Spengler zu nennen, der als Ratsschreiber im Dienste der Stadt Nürnberg tätig war.

<sup>48</sup> Scheurl, *Vita Anthonii Kressi*, fol. 8<sup>r</sup>–8<sup>v</sup>.

<sup>49</sup> GNM Nürnberg, Kress-Archiv XXVII D Nr. 29, fol. 22<sup>r</sup>–22<sup>v</sup>.

Das Ich tritt in dieser direkten Ansprache äußerst selbstbewusst auf und legt dem Nürnberger Rat mit einer Reihe von Imperativen dar, wie dieser bei der Besetzung der Propstei vorzugehen habe. Er hebt die Vorbildfunktion des Hirtenamtes hervor und empfiehlt den Ratsherren, stets bei der Wahl so vorzugehen wie im Falle Kressens und Behaims. Dieser Ratschlag, den Scheurl der Führungsschicht Nürnbergs ans Herz legt, erweckt den – wahrscheinlich nicht beabsichtigten – Eindruck, dass die Wahlen in der Reichsstadt nicht immer so ordnungsgemäß abgelaufen sind wie bei den beiden Pröpsten. Korruption und Simonie mögen hierbei eine Rolle gespielt haben. Zudem verheißt Scheurl den Ratsherren das Ende ihrer Amtszeit, sollten sie bei den Wahlen anders vorgehen.

## 2. Handelt es sich bei der Sprecherinstanz wirklich um Scheurl?

Geht man quellenkritisch mit den Aussagen des Textes um, so zeigt sich relativ schnell, dass wir es bei dem artikulierten Ich tatsächlich mit dem historischen Christoph Scheurl zu tun haben. Zwar können die Aussagen des Ichs über seine Emotionen und Meinungen nicht überprüft werden, die Verwandtschaften mit den einzelnen Personen sind jedoch anhand der Genealogien ebenso nachzuweisen wie seine Beziehungen zu den angeführten Personen. Im Falle Dürers ist beispielsweise bekannt, dass Scheurl sogar dessen Dolmetscher während seines Italienaufenthaltes war<sup>50</sup>, so dass der oben benannte Zeugenbericht, tatsächlich stattgefunden haben mag. Die Bekanntschaft der beiden ist jedenfalls nicht abzustreiten, zumal sie in derselben Straße wohnten<sup>51</sup> und viele gemeinsame Bekannte hatten<sup>52</sup>. Als weiteres Beispiel kann die Bekanntschaft mit Caritas Pirckhei-

---

<sup>50</sup> D. Mertens, *Laudes Germaniae in Bologna und Wittenberg. Zu Christoph Scheurls „Libellus de laudibus Germaniae et Ducum Saxoniae“ 1506 und 1508*, in: *Margarita amicorum. Studi di cultura europea per Agostino Sottili*, hg. v. F. Forner et al., 2 (2005), S. 728.

<sup>51</sup> Sowohl Scheurl als auch Dürer wohnten in der Burgstraße. Siehe dazu die Rekonstruktion der Nachbarschaft Albrecht Dürers auf der Homepage der Stadt Nürnberg: <http://www2.kubiss.de/~phpk205/nachbarschaft/nachbarn.php> (aufgerufen am 08.09.2013).

<sup>52</sup> U. a. Willibald Pirckheimer, Anton Koberger.

mer herangezogen werden. Dass ein freundschaftlicher Kontakt zwischen den beiden Nürnbergern bestanden hat, belegt der rege Briefkontakt zwischen der Nonne und dem Humanisten<sup>53</sup> sowie Widmungen einzelner Werke Scheurls an Caritas (z. B. die *Utilitates missae*). Darüber hinaus kann nachgewiesen werden, dass auch der Empfang des Kardinals Hippolyt von Este zweifelsohne stattgefunden hat. Die Rede, welche Scheurl beim Empfang des Ehrengastes gehalten hat, befindet sich heute im Privatarchiv der Familie Scheurl in Defersdorf.

Benigna von Krusenstjern hat das Selbstzeugnis als eine freiwillige Aufzeichnung definiert, in der ein explizites Selbst auftritt, welches seine Gefühle, Hoffnungen und Ängste artikuliert<sup>54</sup>. In dieser Hinsicht kann die *Vita* als Selbstzeugnis klassifiziert werden, denn sie erfüllt alle genannten Kriterien. Scheurl hat die *Vita* aus eigenem Antrieb verfasst und mischt unter die vordergründige *Vita* des Propstes immer wieder Angaben zu seiner eigenen Person. Der Leser erfährt nicht nur von seinen Beziehungen zu angesehenen Personen, sondern auch von seinen Wünschen, seinem Glauben und seinen Gefühlen.

Dennoch ist Vorsicht geboten, das Ich des Textes mit dem historischen Ich des Autors gleichzusetzen, auch wenn die Sprecherinstanz als Scheurl identifiziert werden kann. Die selektive und tendenziöse Auswahl Scheurls bei den hinzugefügten autobiographischen Informationen und die nicht überprüfbar emotionalen Gegebenheiten zeigen vor allem, wie Scheurl selbst gesehen werden wollte. Dass die *Vita Anthonii Kressi* mehr der Selbststilisierung als der Selbstdarstellung dienen sollte, zeigen besonders die beständigen Hinweise auf Beziehungen zu angesehenen Nürnbergern und (im Falle Beroaldos und Estes) Italienern. Somit ist in Anlehnung an Andreas Rutz von einer Konstruktion des Ichs und nicht

---

<sup>53</sup> Siehe F. von Soden, *Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II.*, (1855), S. 7.

<sup>54</sup> B. von Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jh.*, „Historische Anthropologie“, 2 (1994), S. 462–471.

von einem Abbild des Ichs zu sprechen<sup>55</sup>. Dies gilt vor allem auch deswegen, da das Dokument retrospektiv<sup>56</sup> angefertigt wurde, was Verklärungen und Verfälschungen bekannterweise begünstigt<sup>57</sup>.

### 3. Welches Bild entsteht? Die Ich-Konstruktion Scheurls

Überblickt man nun die einzelnen Beispiele, so wird deutlich, dass Scheurl diesen Text zum einen dazu nutzt, seine ausgeprägte Vernetzung mit den angesehensten Geschlechtern der Stadt Nürnberg zu demonstrieren. Infolgedessen entwirft er im Laufe der *Vita* ein Beziehungsgeflecht, in welchem er selbst den Mittelpunkt darstellt. Der Eindruck, welcher aufgrund der zahlreich angeführten Beziehungen Scheurls zu den Großen Nürnbergs entsteht, ist das feste Verwurzelte sein des Nicht-Patriziers in den gehobenen Schichten der Nürnberger Nobilität. Dies kommt wiederum der Nobilitierung seiner eigenen Person zugute. Indem er sich im unmittelbaren Umfeld und in direktem Kontakt zu dem Biographierten darstellt (Nähe des Geburtshauses, Anwesenheit bei Gerichtsszene und Sterbeszene), gewinnen seine Aussagen darüber hinaus an Glaubwürdigkeit. Zudem demonstriert er seine Bekanntschaft mit Berühmtheiten über die Grenzen Nürnbergs hinaus (Italiener: Este, Beroaldo).

Durch Scheurls Angaben zu seiner *Vita*, die sich hauptsächlich auf seinen Bildungsweg und beruflichen Werdegang konzentrieren, zeigt er sich als humanistischer Gelehrter.

Das neue Selbstbewusstsein des Bildungsadels tritt dem Leser am Ende der *Vita* in der Ansprache an den Rat entgegen. Das Ich ist nun al-

---

<sup>55</sup> Siehe dazu A. Rutz, *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*, „Zeitenblicke“, 1 (2002), Nr. 2, Bes. Absatz 18; S. Elit, *Ich war einmal. Literaturwissenschaftliche Problemhorizonte bei Subjektivität in Texten*, „Zeitenblicke“, 1 (2002), Nr. 2, Abs. 9; W. Schulze, *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“*, in: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, hg. v. dems., (*Selbstzeugnisse der Neuzeit* 2, 1996), bes. S. 25.

<sup>56</sup> Scheurl verfasst die *Vita* zwei Jahre nach Kress' Tod.

<sup>57</sup> A. Rutz, *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*, „Zeitenblicke“, 1 (2002), Nr. 2, Absatz 12.

leiniger Akteur (nicht mehr wie zuvor nur im Hintergrund) und tritt dem Rat als belehrende und moralische Instanz entgegen<sup>58</sup>.

Insgesamt changiert die Darstellung des Scheurlschen Ichs zwischen zwei Ich-Konstruktionen: Zum einen das Ich, welches sich über seinen Bildungsstand und sein soziales Umfeld definiert. Zum anderen das autonome Ich, das sich anmaßt, der Nürnberger Führungsschicht zu sagen, was sie bezüglich der Wahlvorgänge zu tun und zu lassen hat. Das autonome Ich, welches erst am Ende des Textes deutlich zum Vorschein kommt, mag unter anderem auch dazu beigetragen haben, dass die *Vita* vom Rat im selben Jahr der Erscheinung verboten wurde<sup>59</sup>, da sich Scheurl über die Standesgrenzen hinwegsetzte, indem er als Nicht-Patrizier die patrizische Führungselite zu belehren suchte.

#### 4. Die selbstreferentiellen Angaben unter mentalitätsgeschichtlichem Aspekt

Dass es sich bei den Ich-Aussagen der *Vita* nicht um ein Abbild Scheurls, sondern eine Konstruktion des Ichs handelt, stellt jedoch keinesfalls eine Minderung des Erkenntniswertes dieser Schrift für die Mentalitätsgeschichte dar. Denn gerade die Ich-Konstruktionen liefern hervorragende Einblicke in das Denken eines Menschen<sup>60</sup>. Blickt man auf die autobiographischen

---

<sup>58</sup> Möglicherweise liegt diese direkte Anrede Scheurls in den rhetorischen Vorschriften für die Grabrede begründet, in welcher gegen Ende unter der Rubrik *Aufforderung* eine mahnende Rede an die Familie und/oder Umstehenden bezüglich der Zukunft vorgeschrieben ist. Siehe dazu J. Soffel, *Die Regeln Menanders für die Leichenrede in ihrer Tradition dargestellt, herausgegeben, übersetzt und kommentiert*, (Beiträge zur klassischen Philologie 57, 1974), S. 13, 31. Der Rat kannte die rhetorischen Vorschriften vermutlich nicht und empfand demzufolge den belehrenden Gestus Scheurls als anmaßend.

<sup>59</sup> Zum Verbot siehe P.N. Bebb, *Christoph Scheurl's role as legal adviser to the Nurnberg City Council, 1512 to 1525*, (1971), S. 65; Der Stadtarchivar und Lehrer Georg Wolfgang Karl Lochner (1798–1882) äußert sich zu dem Verbot der *Vita* in seiner *Chronik der Reichsstadt Nürnberg bis zum Jahr 1530* (1866–1873) folgendermaßen (Stadtarchiv Nürnberg F1/15, Bd. IV, S. 28): „Scheurl hatte sich, wahrscheinlich ohne es zu erwägen oder eine Beleidigung zu beabsichtigen in einer Weise herausgelassen, welche übelzunehmen man dem rath nicht verdenken konnte. In seinen Worten liegt eine gewisse meisternde Altklugheit, man möchte sagen Naseweisheit“.

<sup>60</sup> A. Rutz, *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*, „Zeitenblicke“, 1 (2002), Absatz 19.

Zusätze des Autors in diesem Text, so wird ersichtlich, dass es für den humanistisch gebildeten Menschen der Oberschicht zu Beginn des 16. Jh. als attraktiv und schick galt, möglichst weitläufig vernetzt zu sein und dies am besten mit ebenfalls Gebildeten und Angesehenen (und vor allem den Anführern des Humanismus, den Italienern). Diese bereits bekannte Erkenntnis zeigt sich auch an dem regen Briefverkehr der Humanisten, dem Weiterreichen empfangener Briefe an andere Sodalen<sup>61</sup> sowie das Anlegen und Pflegen eines *album amicorum*, welches den Freundschaftskreis dokumentierte und bei Besuch eines Sodalen stets hervorgeholt wurde. Ebenso spiegelt sich in der *Vita* der Stolz der Humanisten auf ihre Bildung und das damit einhergehende Selbstbewusstsein.

Das Offenlegen eigener Emotionalität kann neben der Funktion, Beziehungen zu demonstrieren, auch im Zusammenhang des an der Antike angelehnten Idealtypus der humanistischen Freundschaft gesehen werden<sup>62</sup>.

## 5. Einordnung in das Scheurliche Gesamtwerk

Scheurl schrieb äußerst gerne über seine eigene Person und dies nicht ohne Stolz. Zu nennen sind autobiographische Einschübe in Briefen und Vorreden verschiedener Werke und vor allem die Geschlechterbücher, die er für seine eigene Familie und verwandte Patrizier anfertigte und innerhalb welcher auch seine *Vita* immer einen Platz fand<sup>63</sup>. Die autobiogra-

---

<sup>61</sup> Zum Brief als Dokument sozialen Prestiges vgl. E. Bernstein, *From outsiders to insiders. Some Reflections on the Development of a Group Identity of the German Humanists between 1450 and 1530*, in: *In laudem Caroli. Renaissance and Reformation Studies for Charles G. Nauert*, ed. J.V. Mehl, (*Sixteenth Century Essays and Studies* 49, 1998), S. 59; H. Harth, *Überlegungen zur Öffentlichkeit des humanistischen Briefs am Beispiel der Poggio-Korrespondenz*, in: *Kommunikationswesen und Korrespondenzpraxis im Mittelalter und in der Renaissance*, hg. v. H.-D. Heimann, I. Hlaváček, (1998), S. 130f.

<sup>62</sup> Zur humanistischen Freundschaft siehe u. a. C. Tremel, *Humanistische Gemeinschaftsbildung*, (*Historische Texte und Studien* 12, 1989), S. 81–98; A. von Martin, *Coluccio Salutati und das humanistische Lebensideal*, (*Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance* 23, 1973), S. 111 ff.

<sup>63</sup> Scheurl fügte seine *Vita* auch im Tucherbuch ein, da er über seine Mutter mit dem Geschlecht der Tucher verwandt war. Zu den von Scheurl angefertigten autobiographischen und genealogischen Werken äußert sich ausführlich F. Fuchs, *Christoph Scheurl*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520*, Sp. 861–867.

phischen und genealogischen Werke, in deren Kontext die *Vita* aufgrund der Thematisierung des Ichs und der verwandtschaftlichen Beziehungen einzuordnen ist, begann Scheurl jedoch erst ab den dreißiger Jahren, genauer gesagt seit 1523 mit dem *Scheurlbuch*. Zeitlich gesehen steht die *Vita Anthonii Kressi* (1515) somit am Anfang seines familiengeschichtlichen und autobiographischen Schaffens und ist als Auftakt dieses umfangreichen literarischen Projekts, welchem er bis zu seinem Lebensende nachgehen sollte, anzusehen.

Julia Mozdzeń

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## HANDELSBUCH – HAUSBUCH – GEDENKBUCH:

### Bücher mit gemeinsamer Genese oder mit heterogenen Schrifttumsformen? Das Beispiel einiger Danziger Handelsbücher

Die Städte des Spätmittelalters stellten Orte dar, in denen sich verschiedene Formen privater Schrifttümer entwickelten. Vor allem in großen Handelszentren bildete das Schrifttum ein elementares Werkzeug zur Kommunikation. In Handelskreisen war die Schreibfertigkeit eine normale Erscheinung. Dies begünstigte die Entwicklung von verschiedenen Schrifttumsgattungen, auch die mit einem Ego-dokumentarischen Charakter. Unter der Vielfalt von Fachbegriffen, mit denen Bücher, die von Bürgerlichen geschrieben worden sind – zum Nutzen der geführten Handelstätigkeit, oder die mit dem Haushalt und der es bewohnenden Familie verbunden waren – bezeichnet wurden, herrscht eine gewisse Beliebigkeit. Die Suche nach einer Antwort auf die Frage zur Entstehungsgenese wird es dem Leser ermöglichen, sich in der komplizierten Vielzahl an Memorial-, Handels-, Haus-, Rechnungs-, Familien-, Geschlechtsbüchern usw. zurecht zu finden. In den polnischen Forschungen wird diese Thematik selten aufgegriffen und die Gattungsqualifizierung der Quellen wird ziemlich allgemein und deskriptiv gehandhabt<sup>1</sup>. In den

---

<sup>1</sup> H. Samsonowicz hat am Detailliertesten die Fragen behandelt – idem, *Formy pracy kupca hanzeatyckiego w XIV–XV w.*, „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej“, 12, 2 (1964),

letzten Jahren entstanden ein paar Arbeiten, die mit dem mittelalterlichen Stadtschrifttum verbunden sind. Sie berühren aber hauptsächlich in den Stadtkanzleien entstandenen Büchern<sup>2</sup>. Keine von ihnen greift die Problematik der Gattungsvielfalt der Bücher und ihre Rolle in der Gestaltung von Familienerinnerungen auf. Das geringe Interesse der Forscher an der vorgestellten Problematik ergibt sich wahrscheinlich aus den schlecht erhalten gebliebenen kaufmännischen Handelsbüchern auf dem Gebiet Polens. In ihrer neuesten Arbeit hat Agnieszka Bartoszewicz auf das geringe Quellenmaterial, das polnische Städte betrifft, aufmerksam gemacht<sup>3</sup>. Ihre Schlussfolgerungen betreffen ausschließlich Rechnungsbücher, die für sie nur eine Randfrage darstellten. Sie hat kein breiteres Vergleichsmaterial in Augenschein genommen, das diese Handelsbücher betrifft, sei es auch hinsichtlich der sich intensiv entwickelnden deutschen Forschungen.

So ist die Genese- und Typologie-Problematik von in den Städten niedergeschriebenen Handelsbüchern weiterhin nicht ausgearbeitet. Dieses Referat entstand am Rande der Forschungen der Autorin an Danziger Handelsbüchern am Übergang vom 15. zum 16. Jh.<sup>4</sup> Der Text des

---

S. 260–262. Eines großen Interesses erfreuen sich die zahlreicher erhalten gebliebenen Finanzbücher von Stadtkanzleien. Zuletzt zu diesem Thema J. Tandecki, *Rachunkowość i księgi rachunkowe miast pruskich w średniowieczu. Wstęp do problematyki*, „Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych”, 70 (2010), S. 28 f.; idem, *Mittelalterliche Finanz- und Rechnungsbücher der Hansestädte in Preussen und ihre Editionen*, in: *Editionswissenschaftliches Kolloquium 2009. Zahlen und Erinnerung. Von der Vielfalt der Rechnungsbücher und vergleichbarer Quellengattungen*, hg. v. H. Flachenecker, J. Tandecki, (2010), S. 13–32.

<sup>2</sup> A. Bartoszewicz, *Piśmienność mieszczańska w późnośredniowiecznej Polsce*, in: *Historia społeczna późnego średniowiecza. Nowe badania*, hg. v. S. Gawlas, (2011), S. 275–292; J. Tandecki, *Dziejopisarstwo miejskie w Toruniu i w Prusach w średniowieczu i na progu czasów nowożytnych*, „Rocznik Toruński”, 38 (2011), S. 15–16; idem, *Rola pisma, pisarzy i kancelarii miejskich w kulturze oraz komunikacji społecznej w późnym średniowieczu*, in: idem, *Szkice z dziejów Torunia i Prus w średniowieczu i na progu czasów nowożytnych*, (2008), S. 92–102; idem, *Średniowieczne księgi rachunkowe Starego Miasta Torunia i ich edycje*, in: *Szkice z dziejów*, S. 103–117.

<sup>3</sup> A. Bartoszewicz, *Piśmienność mieszczańska w późnośredniowiecznej Polsce*, (2012), S. 240–247. Siehe auch J. Wiesiołowski, *Polskie dziejopisarstwo mieszczańskie w późnym średniowieczu*, in: *Mente et litteris. O kulturze i społeczeństwie wieków średnich*, [hg. v. H. Chłopocka], (1984), S. 291.

<sup>4</sup> J. Możdżeń, *Jakub Lubbes Familienaufzeichnungen als Zeugnis der Lebensselbstdarstellung eines Krämers in Danzig um die Wende des 15. Jahrhunderts*“, „Biuletyn Polskiej Misji Historycznej“, 8 (2013), S. 187–233; eadem, *Zapiski z ksiąg handlowych jako*

Handelsbuches des Krämers Jakob Lubbe (1430–ca. 1500) wurde über Jahrzehnte in der Literatur als „Familienchronik“ charakterisiert<sup>5</sup>. Es lohnt sich auf das Problem der Klassifizierung von Quellen in der Historiographie des 19. Jh. aufmerksam zu machen. Die Bezeichnung ist von dem aus dem 19. Jh. stammenden Herausgeber Theodor Hirsch geprägt worden, der die Quelle im Jahre 1870 im vierten Band *Scriptores rerum Prussicarum* veröffentlicht hat<sup>6</sup>. Als „Chroniken“ bezeichnete man damals die Mehrheit von bis zu mehreren Zeilen ausgebaute Notizsammlungen mit einem chronikartigen Charakter. Diese Tendenz ist auch in der Serie *Die Chroniken der deutschen Städte* erkennbar, wo mit der Bezeichnung „Chroniken“ Tagebücher, Memoriale, Handels- und Stadtbücher umschrieben wurden. Somit kann davon ausgegangen werden, dass es in den polnischen Archiven mehr Fragmente von Handelsbüchern geben kann, die auf diese Weise klassifiziert worden sind.

Die letzte Veröffentlichung, die die Problematik Danziger Handelsbücher behandelt, entstand in den 50er Jahren des 20. Jh.<sup>7</sup> Kaum überraschend berücksichtigt sie nicht das Buch von Jakob Lubbe, wie auch nicht das seines Verwandten Martin Rößlers<sup>8</sup>. Leider ist die Mehrheit an Handelsbüchern aus der Umbruchszeit vom 15. zum 16. Jh., die von Wojciechowski in der Veröffentlichung beschrieben worden sind, während des Krieges verloren gegangen. Es scheint aber, dass es sich lohnt, bei der Näherbringung der Thematik von kaufmännischen Selbstzeugnissen, an Danziger Quellen und Informationen anzuknüpfen, um das Forschungspotenzial dieser Art von Quellenarten zu deuten. Dies führt vielleicht zu neuen Recherchen in polnischen Archiven nach derartigen Quellentypen und intensiviert die Forschungen an ihnen.

---

*świadectwa życia gdańskich kramarzy na przełomie XV i XVI wieku*, „Zapiski Historyczne”, 78, 3 (2013), S. 91–116.

<sup>5</sup> Ebenda.

<sup>6</sup> *Jacob Lubbes Familienchronik*, hg. v. Th. Hirsch, in: *Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der preussischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft*, hg. v. Th. Hirsch, M. Töppen, E. Strehlke, 4 (1870), S. 692–724.

<sup>7</sup> E. Wojciechowski, *Materiały archiwalne, rękopisy i stare druki gdańskie z zakresu księgowości*, „Rocznik Gdański”, 15/16 (1956/1957), S. 471–473.

<sup>8</sup> Die Notizen im Handelsbuch des Verwandten von Martin Gruneweg waren in der Literatur, bis zur Veröffentlichung einer vollständigen Edition der Dominikanerchronik, nicht bekannt. Mehr dazu J. Możdżeń, *Zapiski z ksiąg*, S. 93–94.

Der erste Teil des Artikels hat die Aufgabe eine kurze Skizze von Manuskripten, die im Kaufmannskreis im Spätmittelalter entstanden sind und die Ziele ihrer Niederschrift darzustellen. Der zweite Teil ist auf Handelsbücher und die Möglichkeiten der Veränderung ihrer Funktion in der Danziger Krämerfamilie mit dem Nachnamen Rößler ausgerichtet.

## 1. Die Genese von Handelsbüchern

Die von einem Kaufmann oder einem Handwerker geführte hauptsächliche Schriftform war ein Handelsbuch, auch als Geschäftsbuch bezeichnet. Anhand dieses Begriffes werden in der Literatur Bücher mit unterschiedlichem Inhalt und Aufbau bezeichnet, die entweder aus unterschiedlichen Hinweisen und an verschiedenen Plätzen schriftlich niedergelegten Materialien nachträglich zusammengefasst wurden oder von Anfang an in einem Manuskript geführt worden sind. Die Ursprünge dieses Quellentypus gilt es bei den italienischen Städte des 13. und 14. Jh., wie auch in der sich dort entwickelten Finanzbuchhaltung zu suchen. Sie war mit der Entwicklung der frühen Formen der Buchhaltung verbunden. Die ältesten Fragmente dieser Art von Niederschriften sind aus dem Jahre 1211 aus Florenz bekannt, die anfangs als „Schulden“, später als „Abzahlung“ aufgezeichnet wurden. Die aus dem Jahre 1288 aus Genua kommenden Fragmente einer Niederschrift stellen „soll“ und „haben“ gegenüber. Sie sind anfänglich für die Kontoüberwachung geführt worden. Das erste erhalten gebliebene Buch, das Einnahmen und Ausgaben gegenüberstellt, kommt aus dem Jahre 1340 aus Genua<sup>9</sup>. Anfangs haben italienische Kaufmänner nur ein *Hauptbuch*; *cartolarium*; *libro grande* geführt. Mit der Zeit standen ihm das *Memorial* und *Journal* zur Seite. Memoriale erfüllten die Funktion eines Notizbuches, in dem chronologisch geordnete Verpflichtungen in eine Reinschrift, in ein Journal überführt wurden. Außer diesen Hauptbüchern haben Kaufleute in größeren Unternehmen ‚Hilfsbücher‘ erstellt, die separat Briefe, Warenlisten, Wechsel, Inventare<sup>10</sup> usw. bein-

<sup>9</sup> B. Penndorf, *Die Italienische Buchhaltung im 14. und 15. Jahrhundert und Paciolis Leben und Werk*, in: *Abhandlung über die Buchhaltung 1494*, (*Quellen und Studien zur Geschichte der Betriebswirtschaftslehre* 2, 1933), [Nachdruck 1968], S. 46–47.

<sup>10</sup> In der polnischen Literatur letztsens darüber: G. Myśliwski, *Wrocław w przestrzeni gospodarczej Europy (XIII–XV wiek). Centrum czy peryferie?*, (2009), S. 190–199.

halten. Darüber hinaus erstellte man so genannte Bilanzen, wo Schuldnerlisten, Immobilien, der Kassenstand, Kreditnehmer u. s. w. aufgeführt wurden. In den italienischen Städten des 14. Jh. hatte man Vorschriften eingeführt, die das Führen von Büchern durch in den jeweiligen Zünften und Unternehmen vereidigte Buchhalter regelten<sup>11</sup>.

Der Aufbau von Handelsnotizen war von den Rechtseinträgen in den städtischen Schuldbüchern beeinflusst. Sie erfüllten eine Kontrollfunktion im Rahmen von divergierenden Interessen und eine Beweisfunktion vor dem Gericht<sup>12</sup>. Es wird ihnen auch die Funktion der inneren Kommunikation zwischen den Geschäftsmitgliedern, der Vereinfachung bei Betrugsaufdeckungen, sogar die Möglichkeit zur Bestimmung des Entwicklungsganges eines Geschäftes zugeschrieben<sup>13</sup>. Das Auftreten von Notizen mit einem privaten Charakter in Handelsbüchern ergab sich aus dem fortschreitenden Ausbau von Formen von Niederschriften in den Handelsbüchern<sup>14</sup>, die im Spätmittelalter von nahezu jedem Handeltreibenden geführt wurden.

In den Hansestädten sind die ältesten erhalten gebliebenen Fragmente von Notizen dieser Art, welche von Kaufleuten geführt wurden, aus der ersten Hälfte des 13. Jh. bekannt. Im Hanseraum hat man die Buchhaltungseinträge an die Bedürfnisse des jeweiligen Handels, der anhand der Beförderung per Schiff erfolgte, angepasst. Daher fehlt es an parallelen Notizen in mehreren Büchern – etwa dem Hauptbuch, Memorial und Journal. Der Verlauf von Transaktionen ist durch die Handelsreisestrecke und den Formen einer Transaktionsanmerkung wie Hin- und Rückgeschäft bestimmt worden<sup>15</sup>.

---

<sup>11</sup> Ebenda.

<sup>12</sup> D. Tophinke, *Handelstexte. Zu Textualität und Typik kaufmännischer Rechnungsbücher im Hanseraum des 14. und 15. Jahrhunderts*, (*Scriptoria* 114, 1999), S. 231f.; eadem, *Das kaufmännische Rechnungsbuch im Kontext städtisch-amtlicher Schriftlichkeit*, „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“, 122 (1999), S. 25–43.

<sup>13</sup> F.-J. Arlinghaus, *Zwischen Notiz und Bilanz. Zur Eigendynamik des Schriftgebrauchs in der kaufmännischen Buchführung am Beispiel der Datini / di Berto-Handelsgesellschaft in Avignon (1367–1373)*, (*Gesellschaft, Kultur und Schrift. Mediävistische Beiträge* 8, 2000), S. 325.

<sup>14</sup> B. Penndorf, *Geschichte der Buchhaltung in Deutschland*, (1913), S. 36f.

<sup>15</sup> R. Hammel-Kiesow, *Schriftlichkeit und Handelsgesellschaften niederdeutsch-hansischer und oberdeutscher Kaufleute im späten 13. und im 14. Jahrhundert*, in: *Von Nowgorod bis London. Studien zu Handel, Wirtschaft und Gesellschaft im mittelalterlichen Europa*.

Die Notizen in Handelsbüchern entwickelten sich das ganze 14. und 15. Jh. hinweg weiter. Dabei ist der Themenumfang individuell gestaltet worden. Das Wissen über die Art und Weise der Buchführung stellte eine Grundfertigkeit dar, die den angehenden Kaufleuten und Händlern beigebracht wurde. Der Umfang von Notizen ist vom Einzelfall abhängig und je nach dem Charakter der Verpflichtungen bedingt gewesen. Außer der zweiseitig geführten Niederschrift für Einnahmen und Ausgaben, notierte man in Handelsbüchern ebenfalls wichtige, vom Standpunkt des Geschäftsführers gesehen, wichtige Handels-, Familien- und politische Informationen. Von der praktischen Nützlichkeit für den Buchführer war der Inhaltsaufbau abhängig gewesen – chronologisch oder in Themenbereiche eingeteilt. Hier seien ein paar aus dieser Zeitspanne stammende Beispiele angeführt, die aus den Danziger Notizen erhalten geblieben sind. Der Goldschmied aus Konstanz, Steffan Maignow (er führte Aufzeichnungen in den Jahren 1477–1501), schrieb separat Bestellungen für erstellten Schmuck und Goldverzierungen, getrennt Abrechnungen mit Hauptkunden, Miete und Ausgaben für Bestellungen beim Schumacher nieder. Auf gesonderten Seiten führte er auch eine Auflistung von Geburten und Todesfällen von nahen Familienangehörigen. Zwischen den Seiten sind lose erhalten gebliebene Briefe, Rechnungen und Quittungen eingelegt worden<sup>16</sup>. Der Wollhändler aus Rothenburg ob der Tauber, Michael Otnat, notierte 1458–1486 getrennt: Ausgaben und Einnahmen, die mit dem Woll- und Schafshandel verbunden waren, ferner Ausgaben, die in Verbindung mit besessenen Grundstücken im Zusammenhang standen, sodann Notizen zum Bau einer Kapelle der St.-Wolfgangs-Kirche und der Schafbrüderschaft, Ausgaben für Scherwerkzeuge, Weinausgaben, Kosten, die mit der von ihm durchgeführten Sammlung von Finanzmitteln für den Ausbau der Stadtfortifikation verbunden waren usw. Die individualisierte Thematisierung von Notizen im Buch verriet in diesem Falle auch die erhaltene Ausbildung. Michael Otnat fügte noch u. a. einen Cisionianus

---

*Festschrift für Stuart Jenks zum 60. Geburtstag*, hg. v. M.-L. Heckmann, J. Röhrkasten, (2008), S. 237–241.

<sup>16</sup> G. Signori, *Die Wirtschaftspraktiken eines spätmittelalterlichen Goldschmiedes. Stefan Maignow und sein Geschäftsbuch (1477–1501)*, „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, 99, 3 (2012), S. 281–299; *Das Geschäftsbuch des Konstanzer Goldschmiedes Steffan Maignow*, hg. v. G. Signori, M. Müntz, (*Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen* 42, 2012).

hinzu, der es ihm erlaubte, Daten im Kalender zu vermerken, vor allem von Jahrmärkten, wie auch Tabellen zum Errechnen von beweglichen Feiertagen, Mondphasen u. ä.<sup>17</sup> Der aus Nürnberg stammende Fernkaufmann Hans Praun (gestorben im Jahre 1492) fügte noch, außer einer typischen Auflistung von Einnahmen und Ausgaben, ein Wörterbuch mit italienischen Wörtern sowie ein Verzeichnis von Kaufleuten aus Bologna, mehrere lokale Witze und eine Berichterstattung des Verlaufs seiner Reisen hinzu<sup>18</sup>. Der aus Lübeck kommende Krämer Heinrich Dunkelgut (verstorben im Jahre 1517) verfasste einen Bericht von seiner Pilgerfahrt. Er beschrieb ausführlich Ereignisse aus dem Familienleben<sup>19</sup>, ähnlich wie der Krämer zu Danzig Jakob Lubbe (1430–ca. 1500), indem er breit gefächerte Verbindungen zwischen den Zechen und Krämerfamilien darstellte<sup>20</sup>.

Polnische Forscher der Buchhaltungsgeschichte verweisen auf Danzig als ein sich vor allem in der Praxis besonders schnell entwickelndes Zentrum von Buchhaltungspraktiken<sup>21</sup>. Außer den von Samsonowicz genannten erhalten gebliebenen Fragmenten von Kaufmannsrechnungen aus der ersten Hälfte des 15. Jh.<sup>22</sup>, ist jedoch das älteste erhalten gebliebene Memo-

---

<sup>17</sup> L. Schnurrer, *Aus der Schreibstube eines spätmittelalterliches reichstädtischen Kaufmanns. Der Rothenburger Wollhändler Michael Otnat und sein Geschäftsbuch*, „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“, 54 (1991), S. 89–121.

<sup>18</sup> H. Pohl, *Das Rechnungsbuch des Nürnberger Großkaufmanns Hans Praun von 1471 bis 1478*, „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“, 54/55 (1967/1968), S. 78–82.

<sup>19</sup> W. Mantels, *Aus dem Memorial oder Geheim-Buche des Lübecker Krämers Heinrich Dunkelgut*, in: *Beiträge zur Lübisches-Hansischen Geschichte. Ausgewählte historische Arbeiten von Wilhelm Mantels*, (1881), S. 342–369; M.-L. Pelus-Kaplan, *Zu einer Geschichte der Buchhaltung im hansischen Bereich. Die Handelsbücher der Lübecker Kaufleute vom Anfang des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts*, „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde“, 74 (1994), S. 37; eadem, *Archive hansischer Kaufleute aus dem 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Kaufleute in Europa. Handelshäuser und ihre Überlieferung in vor- und frühindustrieller Zeit. Beiträge der Tagung im Westfälischen Wirtschaftsarchiv 9. bis 11. Mai 1996*, (1997), S. 25–36.

<sup>20</sup> *Die Aufzeichnungen des Dominikaners Martin Gruneweg (1562–ca. 1618) über seine Familie in Danzig, seine Handelsreisen in Osteuropa und sein Klosterleben in Polen*, hg. v. A. Bues, 1 (2008), S. 48–97; J. Możdżeń, *Jakub Lubbes Aufzeichnungen*; eadem, *Zapiski z ksiąg*.

<sup>21</sup> Wojciechowski, op.cit., S. 468–469.

<sup>22</sup> H. Samsonowicz, *Dwa fragmenty gdańskich rachunków kupieckich z XV wieku*, in: *Prace z dziejów Polski feudalnej. Studia ofiarowane Romanowi Grodeckiemu w 70. rocznicę urodzin*, hg. v. Z. Budkowa, (1960), S. 265–276. Wichtige kritischen Bemerkungen dazu

rial ohne Notizen mit einem privaten Charakter von Johann Pyre (Pisz) in den Jahren 1421–1454 erstellt worden<sup>23</sup>. Das von B. Penndorf beschriebene Buch von Bernt von Eyten aus dem Jahre 1516–1526 (ca. 56 Seiten) hat den Krieg nicht überstanden. Er handelte u. a. mit Wachs, Butter und Mehl mit Kaufmännern aus Amsterdam, Antwerpen und Bergen<sup>24</sup>. Papritz forderte die Verifikation der Analysen von Penndorf zum Thema des Buches von Eyten<sup>25</sup>. Dieser Forscher beschrieb auch im Jahre 1928 kurz das Buch von den in Antwerpen handelnden Kaufleuten Heinrich und Wilhelm Rhesen, das samt Handelsbriefen und dem Verzeichnis erhalten geblieben sein soll. Das Buch soll über sechs Jahre bis zur Insolvenz des Geschäftes im Jahre 1523 (ca. 100 Seiten) geführt worden sein<sup>26</sup>.

Darüber hinaus hat Agnieszka Bartoszewicz in ihrer neuen Dissertation, die dem polnischen Stadtschrifttum gewidmet ist, das Krakauer Handelsbuch von Heinrich Smet aus dem Anfang des 15. Jh. behandelt<sup>27</sup>. Die Autorin hat aufgezeigt, dass in den größeren Handelszentren des Polnischen Königreichs die Führung von Finanzbüchern durch Bürgerliche eine allgemein angewandte Praxis darstellte. Davon zeugt eine Vielzahl an Notizen in Schöppenbüchern, in denen man sich auf private Handelsnotizen von Kaufmännern berufen hatte. Das Buch haben wahrscheinlich die Nachkommen von Smet weitergeführt. Es befinden sich in ihm ausschließlich Finanzaufzeichnungen<sup>28</sup>.

---

siehe bei J. Zdrenka, *W sprawie datacji dwóch fragmentów gdańskich rachunków kupieckich z XV wieku*, „Zapiski Historyczne“, 57, 2/3 (1992), S. 93–95.

<sup>23</sup> A.P. Orłowska, *Handel in einem Kaufmannsnetz. Der Danziger Johan Pyre*, in: *Vertraute Ferne. Kommunikation und Mobilität im Hanseraum*, hg. v. J. Mächnert, S. Selzer, (2012), S. 32–36.

<sup>24</sup> Penndorf, *Geschichte*, S. 99–100; Wojciechowski, op.cit., S. 472–473.

<sup>25</sup> J. Papritz, *Die Bedeutung des Danziger Staatsarchivs für die Handelsgeschichte*, in: *Festschrift zur Feier des 25-jährigen Bestehens des Staatsarchivs*, [hg. v. K.J. Kaufmann], (1928), S. 115.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 115–116; Wojciechowski, op.cit., S. 473.

<sup>27</sup> A. Pawiński, *Notatki kupca krakowskiego w podróży do Flandry z r. 1401–1402*, „Biblioteka Warszawska“, (1872), 3, S. 58–73.

<sup>28</sup> A. Bartoszewicz, *Piśmienność mieszczańska w późnośredniowiecznej Polsce*, (2012), S. 241–247.

## 2. Handelsbücher als „Gedächtnisspeicher“

Die ausgebauten Formen an Handelsbüchern, die private Notizen beinhalten, erfüllten auch eine memorative Funktion, die mit der Erhaltung und Aufbewahrung von Erinnerung an die Vorfahren im Zusammenhang stehen. Manche von ihnen sind von Generation zu Generation von den nächsten Familienangehörigen weitergeführt worden. Sie spielten eine besondere Rolle als „Gedächtnisspeicher“<sup>29</sup>. Man sammelte in ihnen allerlei für die Familie wichtige Informationen, die zukünftig zur Bearbeitung in einer narrativ entwickelten Form dienen sollten, z. B. von Familienbüchern. Die in ihnen enthaltenen Informationen sollten das Identifizierungsgefühl mit der Familie, der Stadt, dem Beruf, der Pfarrgemeinde, Bruderschaft usw. stärken. Es gilt aber an die individualisierte Gestaltungsform dieser Art von Niederschriften zu denken. Häufig war der Familienvater der Buchautor<sup>30</sup>, von dessen persönlichen Präferenzen das berührte Identifizierungsgebiet und der Wille zur Aufzeichnung abhing. Diese Informationen konnten direkt in erster Person weitergegeben werden, doch des Öfteren stellten sie eine Art von Verzeichnis mit indirekten Familienangaben dar.

In Forschungen zur städtischen Erinnerungskultur wird auch auf eine zweite, auf die Forschungsarbeit von O.G. Oexle Interpretationsrichtung gedeutet<sup>31</sup>. In ihrem Lichte gilt es die privaten Notizen im Handelsbuch als ein Element von Erinnerungswahrung von Handlungen und dem Leben der Vorfahren zu betrachten. Die Verzeichnisse von Geborenen, Getauften, vor allem Verstorbenen, ermöglichten es Erinnerungskulturen im religiösen Sinne zu kultivieren.

---

<sup>29</sup> Die Begriffsdeutung: S. Roszak, *Archiwa sarmackiej pamięci. Funkcje i znaczenie rękopiśmiennych ksiąg silva rerum w kulturze Rzeczypospolitej XVIII wieku*, (2004), S. 4-5.

<sup>30</sup> B. Studt, *Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern*, in: *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. v. eadem, (*Städteforschung, Reihe A, Darstellungen* 69, 2007), S. 2.

<sup>31</sup> Als Beispiel O.G. Oexle, *Memoria in der Gesellschaft und in der Kultur des Mittelalters*, in: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, hg. v. J. Heinzle, (1999), s. 297–323; idem, *Liturgische Memoria und historische Erinnerung. Zur Frage nach Gruppenbewußtsein und dem Wissen der eigenen Geschichte in den mittelalterlichen Gilden*, in: *Tradition als historische Kraft. Interdisziplinäre Forschungen zur Geschichte des früheren Mittelalters. Festschrift für Karl Hauck*, hg. v. N. Kamp, J. Wollasch, (1982), S. 323–340.

Ein aus der Umbruchszeit des 15. und 16. Jh. aus Danzig stammendes Beispiel berichtet von Bemühungen, die zur Erinnerungs-Erhaltung und Verewigung von Vorfahren dienen sollte; es handelt sich dabei um die schriftstellerische Tätigkeit von Vorfahren Martin Grunewegs<sup>32</sup>. Der im 17. Jh. lebende Dominikaner war selbst Autor einer breiten Chronik, die u. a. die Geschichte der eigenen Familie berührte. Um sie wiedergeben zu können, griff er zu Handelsbüchern, die von seinen Vorfahren im 15. und 16. Jh. geschrieben worden waren. Der Autor der ältesten von ihnen war Jakob Lubbe gewesen, der bereits genannte Krämer zu Danzig<sup>33</sup>. Er verstarb ohne Kinder zu haben, doch sein Buch – angelegt im Augenblick seiner Heirat und Beginns seiner Handelstätigkeit – ist von seinem nächsten Familienmitglied weitergeführt worden. Es ist sicherlich dank der Nichte Lubbes erhalten geblieben. Aus den Angaben von Martin Gruneweg wissen wir, dass Lubbe mit seiner Ehefrau Barbara die Tochter von Ursula (Jakobs Schwester) adoptiert und sie zu seiner Erbin gemacht haben sollen<sup>34</sup>. Das Geschäft ist dann von ihr und ihrem Ehemann weitergeführt worden. Sie haben Handelskontakte mit Kaufleuten aus Nürnberg u. a. mit Martin Rößler (1490–1565), ihrem späteren Schwiegersohn aufgenommen. Eben er hat mit der Weiterführung des Buches von Lubbe in den Jahren 1524–1562 begonnen<sup>35</sup>. Über die Abstammung Rößlers wissen wir nur das, was uns sein Enkelkind Martin Gruneweg in seiner Chronik angegeben hat. Rößler stammte aus einer adeligen Familie aus Memmingen. Er studierte in Wittenberg, was aber die Immatrikulationsliste nicht bezeugt. Als Anhänger der Lehren Luthers ist er durch

---

<sup>32</sup> A. Bues, *Dominikanin Martin Gruneweg (1562–po 1615) i jego pamiętniki*, in: *Dominikanie na ziemiach polskich w epoce nowożytniej*, hg. v. A. Markiewicz, M. Miławicki, (2009), S. 63–89.

<sup>33</sup> *Die Aufzeichnungen*, S. 48–97; A. Classen, P. Oliński, *Lubbe Jakob*, in: *Encyclopedia of the Medieval Chronicle*, hg. v. R.G. Dunphy, 2 (2010), S. 1047–1048; T. Borawska, *Lubbe Jakob*, in: *Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego*, hg. v. S. Gierszewski, 3 (1994), S. 84; R. Pawis, *Lubbe Jakob*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, hg. v. C. Stöllinger-Löser, 5 (1985), kol. 925–926; J. Dworzaczkowa, *Jakub Lubbe*, in: *Polski Słownik Biograficzny*, [hg. v. W. Konopczyński], 17 (1972), S. 577; C. Krollmann, *Lubbe Jakob*, in: *Altpreußische Biographie*, hg. v. idem, 1 (1968), S. 409; J. Strebitzki, *Lubbe's Chronik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Danzigs*, „Altpreußische Monatsschrift“, 11 (1874), S. 242–251.

<sup>34</sup> *Die Aufzeichnungen*, S. 204f.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 112.

seinen Vater aus dem Familienhaus vertrieben worden. Rößler fuhr nach Nürnberg, wo er eine Ausbildung zum Kaufmann begann<sup>36</sup>.

Die Familientradition, die von Martin Gruneweg niedergeschrieben worden ist, ist im Kontext der Pflege von Erinnerungen an die Familie und der Bedeutung, welche sie in der Entwicklung des Handelsbuches gespielt hatte, interessant. Der Inhalt des Buches von Lubbe ist dank der selektive Abschrift durch Gruneweg bekannt. Er charakterisierte genau das äußere Aussehen des Buches, indem er auf die unleserliche Schrift, die Eile, in der die Notizen entstanden waren, hinwies. Er gab zu, dass er bei der genauen Entzifferung des Buchinhaltes, unleserliche und daher kaum verständliche sowie sich wiederholende Teile wie auch allerlei Finanzanmerkungen ausgelassen hatte<sup>37</sup>.

Das Alte Buch war nicht die einzige Kopie. Es soll auch ein s. g. Neues Buch gegeben haben, das übrigens in der Abschrift des Alten Buches erwähnt wurde. Beide sollen gegenseitige Verweise beinhaltet haben<sup>38</sup>. Martin Rößler, der Großvater von Gruneweg, soll eine Abschrift der Notizen von Lubbe, angefertigt und das Buch weitergeführt haben. Es soll auch die Beschreibung des Preußischen Krieges (1519–1521) enthalten haben. „Das alles hette mein Großvater von anfang bis uber die helffte des buches mit eigener handt geschrieben, datzu beides auff dem leeder und ersten blatt mitt seinem gemeinen mercke vertzeichnet“<sup>39</sup>. Die Gicht soll ihm die weitere Arbeit unmöglich gemacht haben. Seine Arbeit haben andere weitergeführt: „Nach seynem todtt wieder hatt es mein Vatter [Hans Gruneweg – Anm. J.M.] genommen und vile geschitlein datztu gesetzt, zumole die sich ihn seinem geschlechte tzutruen“<sup>40</sup>. Das Handelsbuch ist letztendlich zu einem „Hausbuch“ geworden, das die Familiengeschichte und das Krämergeschäft dokumentierte. Eine Fortsetzerin der schriftlichen Erinnerungsarbeit war auch Ursula Gruneweg, die

---

<sup>36</sup> Ebenda, S. 238–242.

<sup>37</sup> Gruneweg scheint sich selbst zu widersprechen, wenn es um die Charakterisierung der von Rößler erstellten Notizen geht. „Do habet ihr nun die ausschrift des Altten buches, von welchem (wie vor gedacht) meyne Fraw Mutter so viele hielt. Habe auch alles aufs treulichste abgesetzt, keines handt underlassende, außgenommen des seeligen Lubben“ – ebenda, S. 111.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 112.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 111f.

<sup>40</sup> Ebenda.

Mutter des Chronisten: „Do mirh meine Fraw Mutter dis Altte buch ubergab, gelobtte sie mirh viele dinge darihne, welcher doch kein gedechtnusse ist“<sup>41</sup>. Sie war die Hauptinformantin Martins gewesen. Er redigierte die ganze mündlich von Generation zu Generation weitergegebene Geschichte, beginnend mit Jakob Lubbe Senior, dem Vater des Buchautors, der im Jahre 1425 eine Pilgerfahrt nach Rom und Santiago de Compostela unternommen hatte<sup>42</sup>. Er ergänzte die Relationen um die im Buch von Lubbe und Rößler enthaltenen Informationen sowie um Handelsdokumente<sup>43</sup>. Gruneweg, wie er selbst schrieb, hat das Bedürfnis zur Erstellung einer Abschrift des Alten Buches durch Martin Rößler neugierig gemacht. Der Dominikaner gibt zu, dass er diese Abschrift mehrfach gelesen hat: „Gedencke es auch in meinen henden [...] welches vom anfang her ordentlich beschrieben was“<sup>44</sup>. Es würde somit die Rolle einer kaufmännischen Reinschrift, also eines Journals erfüllen. Es soll im Alten Buch vorkommende aber nun korrigierte Fehler enthalten haben; darauf wiesen zumindest die Verweise hin<sup>45</sup>. Grunewegs Meinung nach soll Rößler in ihm Berichte zum Preußischen Krieg (1519–1521) niedergeschrieben haben. Ab dem Moment, als er das Bedürfnis hatte das Neue Buch weiterzuführen, fing diese Handschrift an die Rolle eines Hausbuchs zu spielen. Es ist zu einem „Gedächtnisspeicher“ geworden. Das Neue Buch blieb aber nicht im Besitz der Familie Grunewegs. Der Sohn eines Verwandten von Hans Gruneweg, Albrecht Homut, der seine Lehre im Kramladen der Grunewegs gemacht hatte, soll es nach Lübeck gebracht haben. Nachdem Ursula Witwe geworden war, soll sie ihm den Kramladen anvertraut haben<sup>46</sup>.

Im Hause der Grunewegs verblieb ein reiches Familienvermächtnis. Das Alte Buch blieb weiter bestehen und es ist weitergeführt worden. Zwei Eintragungen aus dem Jahre 1565 und 1569 sind von Albrecht Ho-

---

<sup>41</sup> Ebenda.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 193; S. Rühle, *Jakob Lubbe, ein Danziger Bürger des 15. Jahrhunderts*, „Mitteilungen des Westpreussischen Geschichtsvereins“, 233 (1924), S. 19f; U. Ganzblättler, *Zur Spiritualität in den Santiago-Berichten des 15. und 16. Jahrhunderts*, in: *Spiritualität des Pilgers. Kontinuität und Wandel*, hg. v. K. Herbers, R. Plötz, (1993), S. 56.

<sup>43</sup> *Die Aufzeichnungen*, S. 112.

<sup>44</sup> Ebenda, S. 111.

<sup>45</sup> Von diesen Korrekturen berichtet Gruneweg in seiner Chronik – ebenda, S. 114–123.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 112f.

mut<sup>47</sup>, fünf weitere von Ursula Gruneweg<sup>48</sup> hinzugefügt worden. Die Einträge betreffen ausschließlich familiäre Ereignisse – Geburten, Vermählungen und Sterbefälle. Das Alte Buch ist ebenfalls zu einem Hausbuch geworden. Gruneweg informiert darüber hinaus über ein regelrechtes Familien- „Archiv“, das sich zu seiner Verblüffung im Krämergeschäft befand<sup>49</sup>. „Das ich ungedacht lasse der schönen lateinischen bucher<sup>50</sup> [...]. Gedenckt nun wieder wie fiele hundert briwe, die ihr mirh und eiren patten in der schuelen liisset zuebringen, untter welchen sich funden hantschriffte, freybriewe und priwilegien, deren etliche auf pergamem waren“<sup>51</sup>. Gruneweg hat 19 von den Briefen ausgewählt und Abschriften von ihnen in seiner Chronik eingegliedert<sup>52</sup>. In der weiteren Erzählung finden wir auch Kopien von Freiheitsbriefen<sup>53</sup>. Die Aufbewahrung von Familienerinnerungen und einer Gruppenidentifizierung fußte in der Zeit von Gruneweg auf drei Grundpfeilern – dem Buch, den Erinnerungen der Mutter und dem Krämer- „Archiv“. Im 17. Jh. war nicht nur der Familienvater eine Person, die für die Pflege der Erinnerungen und des Wissens über die Vorfahren verantwortlich war, sondern auch die Mutter<sup>54</sup>. Ihr Wissen übertraf das Wissen über die Familie, das bisher in den Büchern festgehalten worden war. Nach dem Tode des Ehemanns

---

<sup>47</sup> Ebenda, S. 110.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 110f.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 137.

<sup>50</sup> In der Literatur herrscht die Meinung, dass ein gewisser Jakob Lubbe als ein Stadtschreiber in Danzig tätig gewesen sein solle. Er solle im Jahre 1459 ein Buch in Latein mit einem theologischen Inhalt einen s. g. *Liber Ordinarius* verfasst haben: M. Bogucka, H. Samsonowicz, *Dzieje miast i mieszczaństwa w Polsce przedrozbirowej*, (1986), S. 264; E. Potkowski, *Schrift und Buchkultur in der spätmittelalterlichen Stadt. „Kathedrales in Danzig“*, in: *Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Kulturbeziehungen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, hg. v. J. Pirożyński, (*Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego. Prace Historyczne* 111, *Studia Germano-Polonica* 2, 1994), S. 148, Anm. 26; T. Borawska, op.cit. Doch im besagten Manuskript wird Jakob Lubbe nicht genannt, sondern Jakob de Gdanczk: Deutsche Staatsbibliothek zu Berlin, Preußische Kulturbesitz, Ms lat. oct. 476, Bl. 164r. Dagegen schließt der zuvor genannte Sachverhalt zum Erwerb des Stadtrechtes im Jahre 1465 durch Jakob Lubbe die Möglichkeit der Erfüllung einer Beamtenfunktion, welche die Stelle eines Stadtschreibers war, aus.

<sup>51</sup> *Die Aufzeichnungen*, S. 137.

<sup>52</sup> Ebenda, S.138f.

<sup>53</sup> Ebenda, S. 247f.

<sup>54</sup> B. Studt, *Erinnerung und Identität*, S. 31, Anm. 110.

fühlte sie sich dazu verpflichtet, die Familieneinträge bescheiden zu ergänzen. Fragwürdig ist das Ziel der Niederschrift Rößlers über die Abhandlung des Verlaufs des Preußischen Krieges. Der erste Eintrag kommt aus dem Jahre 1524. Ist er schon in den ersten Jahren seiner Betriebswirtschaftslehre in Nürnberg nach Danzig gefahren? Oder war es die Intention von Ursula, die gewollt hatte, dass die Erinnerung der Erlebnisse ihrer Eltern überdauern?

In der Praxis war die Weiterführung von privaten Einträgen in Handelsbüchern, die als Haus- oder Familienbücher benutzt worden sind, allgemein unter dem reichen Bürgertum üblich. In diesem Falle kann die adlige Herkunft Martin Rößlers nicht ohne Bedeutung gewesen sein, das auch ein Identitätsbestandteil von Ursula Gruneweg gewesen war. Martin Gruneweg hat ihre Worte zitiert: „so mein vatter [d. h. Martin Rößler] war aus keinem beurischen stamme, unnde dein Schwager ist auch ein geborner Edellmahn“<sup>55</sup>. Eine weitere Prämisse, die es erlaubt zu verstehen, weswegen eben Rößler das Bedürfnis verspürt hatte Informationen über die Familie zu sammeln, war seine Herkunft aus den Gebieten oberdeutscher Städte. Im Memmingen ist ebenfalls der berühmte Burkard Zink geboren worden – Autor der bekannten Stadtgeschichte Augsburgs, die mit autobiographischen Einträgen durchzogen ist<sup>56</sup>. In Nürnberg, wo Rößler seine Lehre machte, entwickelte sich schon im 14. Jh. intensiv die Tätigkeit im Bereich des Schrifttums, die mit der Führung von Gedenkbüchern im Kaufleuten- und Händlerkreisen in Verbindung stand<sup>57</sup>.

Beispiele dieser Praxis sind schon aus den italienischen Städten bekannt. Das Bedürfnis zur Dokumentierung von vornehmen Vorfahren,

---

<sup>55</sup> *Die Aufzeichnungen*, S. 138.

<sup>56</sup> K. Schnith, *Die Augsburger Chronik des Burkhard Zink. Eine Untersuchung zur reichsstädtischen Geschichtsschreibung des 15. Jahrhunderts*, (1958).

<sup>57</sup> M. Kirchhoff, *Gedächtnis in Nürnberger Texten des 15. Jahrhunderts. Gedenkbücher, Brüderbücher, Städtelob, Chroniken*, (*Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte* 68, 2009), S. 16–103 – hier auch die neueste Literatur. Siehe auch U.M. Zahnd, *Einige Bemerkungen zu spätmittelalterlichen Familienbüchern aus Nürnberg und Bern*, in: *Nürnberg und Bern. Zwei Reichsstädte und ihre Landgebiete*, hg. v. R. Endres, (*Erlanger Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften* 46, 1990), S. 7–48; H.F. Haller v. Hallerstein, *Nürnberger Geschlechterbücher*, „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“, 65 (1978), S. 212–235; W. Stromer, *Das Schriftwesen der Nürnberger Wirtschaft vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Zur Geschichte Oberdeutscher Handelsbücher*, in: *Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs*, 2 (1967), S. 753.

bekannt aus den adeligen Kreisen, war den aufsteigenden Bürgerlichen zur Gruppe des Patriziats nicht fremd. Doch sowohl in den Einträgen Jakob Lubbes wie auch in denen von Martin Rößler fehlt es an Hinweisen über die Vornehmheit ihres Geschlechts und zur Kreation einer „altertümlichen“ Herkunft<sup>58</sup>. Die erhalten gebliebenen Einträge des besprochenen Buches stellen ein Beispiel von dem Bedürfnis zur Gestaltung und Pflege der Familienerinnerung, ebenfalls unter den Kleinhändlern gängig, die über keine politischen Ambitionen verfügten, dar.

Der Definition von Barbara Schmid nach, die der Gattungsdefinition dieser Art von Büchern nachgegangen ist, werden solche Aufzeichnungen „in der neueren Textphilologie [...] als ‘Hausbücher’ Sammelkodices mit Kompilationen von für die Anwendung im adeligen, patrizischen oder bürgerlichen Haushalt bestimmten pragmatischen, erbaulichen oder literarischen Beiträgen bezeichnet“<sup>59</sup>. Die Literatur bezeichnet unterschiedlich diese Art an Schrifttum, nämlich als Stadt- und Familienchronik, Gedenk-, Handlungsbücher, Autobiographien, Journale. Die Hausbücher als Schrifttumsform entwickelten sich ab der zweiten Hälfte des 14. Jh., also später als die Finanzbücher. Die Autoren von Hausbüchern nutzten die von Hand geschriebenen Kalender, Finanzbücher und Dokumente. Man schrieb die ausgewählten Informationen mit dem Gedanken zur Vermittlung für die Nachfahren und für die zukünftigen Familienmitglieder. Die Bücher informierten über Vorfahren, das Privatleben des Autors, über die geführte Wirtschaftstätigkeit oder enthielten Informationen über Kinder und Taufpaten. Von der Gattung her sind den Hausbüchern die Familienbücher und Geschlechtsbücher an die Seite zu stellen. Die Letzteren verfügten aber über eine ausgebaute Erzählungsform<sup>60</sup>, während die Hausbücher eine lose Ansammlung von Dokumenten und Informationen waren. Die im späten Mittelalter im Kreis des Stadtpatriziats entstandenen Hausbücher hatten die Festigung einer Sammelerinnerung einer Gruppe zum Ziel. Sie setzte sich aus der Erinnerungstradition einzelner Familien

<sup>58</sup> J. Możdżeń, *Zapiski z ksiąg*.

<sup>59</sup> B. Schmid, *Das Hausbuch als literarische Gattung. Die Aufzeichnungen Johann Heinrich Wasers (1600–1669) und die Zürcher Hausbuchüberlieferung*, „Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur und Kultur der frühen Neuzeit (1400–1750)“, 34, 3–4 (2005), S. 605. Mehr dazu: eadem, *Schreiben für Status und Herrschaft. Deutsche Autobiographik in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, (2006).

<sup>60</sup> Eadem, *Das Hausbuch*, S. 606.

zusammen, die es erlaubte Familien- und Wirtschaftsverbindungen wiederzugeben<sup>61</sup>.

Diese Bestrebungen führten zur parallelen Entwicklung gesonderter Gattungen des Schrifttums in Städten, zu Familien- und Geschlechtsbüchern, die mit dem Sammelbegriff Gedenkbücher bezeichnet werden. Auch in diesem Fall fällt die Bestimmung einer genauen Definition schwer, und von manchen Forschern wird dies für unmöglich gehalten. Die letzten kritischen Forschungen von Michael Kirchhoff, der über die Nürnberger Kreise forschte, erlaubten es ihm ein paar Kriterien darzulegen, die von den Büchern, als Gedenkbücher bezeichnet, erfüllt werden<sup>62</sup>. Es charakterisiert sie das Vorhaben zur Dokumentation der Herkunftsgenealogie einer Familie oder eines ganzen Geschlechts mit dem Ziel, seine Vornehmheit bereits in der Vergangenheit zu dokumentieren. Sie sind aus der Perspektive eines im Erzählzentrum stehenden Autors geschrieben. Sie haben den zukünftigen Nachkommen die Begriffe familiärer Verhältnisse sowie die geführte Wirtschaftstätigkeit näher bringen sollen. Die niedergeschriebenen Informationen sollten in der Konsequenz die Familie / das Geschlecht, eine Gruppe oder eine Gesellschaft konstituieren. Ein wichtiges Merkmal der Nürnberger-Gedenkbücher ist die Entstehung in Kreisen des Stadt-Patriziats. Von dort ist die genealogische, auto- und biographische, geschichtliche, religiös-liturgische und wirtschaftliche Eintragungsthematik begründet<sup>63</sup>. Eine vergleichbare Funktion auf dem Gebiet Polens erfüllten die in adeligen Kreisen als *silva rerum*<sup>64</sup> bezeichneten Bücher.

Zusammenfassend, konnten die Handelsbücher einerseits eine rechtsbeglaubigende Funktion erfüllen und als solche waren sie für Empfänger von außen bestimmt. Andererseits trugen die sich in ihr befindlichen Einträge mit ihrem privaten und wirtschaftlichen Charakter zur Ausbil-

---

<sup>61</sup> Ebenda, S. 607.

<sup>62</sup> Kirchhoff, op.cit., S. 17–18, 101–103.

<sup>63</sup> Ebenda.

<sup>64</sup> Mehr zum Thema der Gattungsentwicklung und ihre Zusammenhänge mit Haus- und Familienbüchern in Polen Roszak, *Archiwa sarmackiej pamięci*, S. 10–27. Auf die in adeligen Kreisen entstandenen Familienbücher machte Z. Kowalska aufmerksam – eadem, *Die polnische Familienchronik und ihre Bedeutung für die Geschlechter- und Landesgeschichte*, in: *The medieval Chronicle. Proceedings of the 1st International Conference on the Medieval Chronicle. Driebergen / Utrecht 13–16 July 1996*, hg. v. E. Kooper, (1999), S. 163–173.

derung eines Identitätsgefühls mit konkreten Gesellschaftsgruppen der Stadt bei. Manche von ihnen, durch die Nachkommen weitergeführt, wurden zu Haus- und Familienbüchern gestaltet, in denen die Geschichte der erlangten Gesellschaftsposition, der Erwerb eines Vermögens als ein Beleg für den Ausbau der materiellen Existenzgrundlage dargestellt wurden. Es darf von der Tatsache der pragmatischen Seite der geführten und wirtschaftlich orientierten Einträge nicht abgesehen werden, die es ermöglichten die Ausgaben und Einnahmen zu kontrollieren, die Preisveränderungen zu beobachten und eventuell die Finanzausgaben von Unterfangen zu planen. Die Einträge im Buch konnten den Teilhabern eines Geschäftes zugänglich gemacht werden. Andererseits sind die Einträge in Handelsbüchern zu persönlichen Zwecken bestimmt gewesen. Informationen über die Geburten von Familienangehörigen wiesen auf die Zahl der Personen, die unterhalten sein müssten, wovon seien es auch die Ausgaben für den Schuhmacher, die Ausbildung und die Heirat von Kindern zeugen. Wie schon die Relation von Martin Gruneweg gezeigt hat, konnten die Handelsbücher einen Beitrag zur Entwicklung anderer Schriftumsformen leisten. Die von ihnen erfüllte Funktion hat sich auch ändern können, einer Bewertung unterlag der Sinn, welcher einem Teil der niedergeschriebenen Einträge aufgegeben worden war (Entfernung von Handelseinträgen durch Gruneweg und Textkorrektur). Doch dies war eine von vielen Möglichkeiten zur Entwicklung der Buchgenese mit privaten Einträgen. Eine beachtliche Rolle spielte in diesem Falle die Ausbildung und die individuellen Präferenzen des Schreibenden.

Übersetzt von *Alice Reiske*



Agnieszka Wieczorek

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## THE IMAGE OF THE WORLD

### As Seen by Missionaries from the Congregation of the Mission of St. Vincent de Paul Based on 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> Centuries Correspondence and Missionary Books

#### 1. The missionary perspective

Among religious congregations active in Poland, the Congregation of the Mission of St. Vincent de Paul played an exceptional role. They became visible in the Republic of Poland in the 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> c. when both funds and the protection of bishops and magnates created an opportunity to open seminaries as well as conduct missionary activities. Missionaries made nearly all parts of pre-partition Poland areas of their activity. In accordance with the status of the Latin church in 1772 they worked in the Archdiocese of Gniezno, the Dioceses of Chełmno, Livonia, Kraków, Płock, Poznań, Smolensk, Vilnius, Włocławek, Samogitia, Chełm, Kamyanyets-Podilsky, the Archdiocese of Lvov and the Dioceses of Łuck and Przemyśl<sup>1</sup>. Frequent travel to mission locations and living there for a long period of time had an impact on the shaping of a missionary traveller's image of the world.

---

<sup>1</sup> Gniezno, Chełmno, Inflanty, Kraków, Płock, Poznań, Smoleńsk, Wilno, Włocławek, Żmudź, Chełm, Kamieniec Podolski, Lwów, Łuck, Przemyśl.

Research on this image of the world in this period is made possible, on the one hand, owing to missionary correspondence, which allows analysis of the broader process of mental transformation from an individual's point of view and, at the same time, reflects knowledge of the world of missionaries in the modern era. On the other hand, there are missionary books which reflect the mission locations themselves. Travel served the purpose of reconnaissance of an area and adjustment to the new political, social and religious reality. Missionaries learned about the world from their own perspective, i.e. from observations of the surrounding reality. Cultural, religious and sometimes climatic differences had an influence upon the personal understanding of the world around. When contacting a different world, it was important to build one's own space and relations with local communities, from the behaviour of which missionaries could learn and which aroused the anxiety, surprise, awe or even admiration of a writer. In this respect, the image of the world, as seen by missionaries, and found in their correspondence and missionary books dating from the 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> c., is aimed at a closer presentation of the mentality, traditions and customs of being a human in the modern era<sup>2</sup>.

Within this, it is the correspondence in particular which will be an important source of this learning and of the internal world of the missionaries themselves, their attitude to a new area and mission, the problems encountered every day and involvement in interpersonal relations. Therefore, these texts are an attempt to read a way of self-understanding as well as an understanding of the acts, motivations, methods of perception and evaluation of the world by an individual/group in the modern era.

The research was based on materials available in the Archives of the Polish Province of the Congregation of the Mission<sup>3</sup> and the Archives of

---

<sup>2</sup> In this article, the mission books constitute a background for deliberations over presentation of a group of missionaries in sources, whose contents were conditioned by external circumstances and layout through the regulations of Vincent de Paul. Each of the congregation houses undertaking missionary activity was obliged to make lists of all missions. *Recueil des principales circulaires des supérieurs généraux de la Congrégation de la Mission*, 1 (1877), p. 26. That publication is located in the Archiwum Polskiej Prowincji Zgromadzenia Księża Misjonarzy w Krakowie [Archives of the Polish Province of the Congregation of Missionary Priest in Kraków] (further: AMS) and in St Lazare Archives à Paris [St Lazarus Archives in Paris].

<sup>3</sup> AMS.

“Nasza Przeszłość” [“Our Past”] in Kraków. The Kraków archives include, above all, collections connected with the history of the Congregation of the Mission in the Republic of Poland from the arrival of the first missionaries until today. They include handwritten materials, printed materials and notes taken by missionaries for the purposes of editing and systematising the information collected. It is worth mentioning *Historia Congregatio Missionis in Polonia*, ‘house catalogues’, lists of missionary priests joining the Congregation of the Mission (including *Catalogus domorum et Personarum*), documents relating to the history of particular missions founded in the Republic of Poland, biographies, collections of occasional and missionary sermons and missionary books. Together these constitute a rich source of information relating to the course of a mission and its organisation, as well as correspondence, which was, in part, published in French and translated into Polish and English<sup>4</sup>. Among the rich missionary collections, there are also missionary works and biographies left in manuscript.

Apart from the above, as regards research into the history of the Congregation of the Mission, it is worth considering the literature relating to the subject. Numerous researchers have dealt with missionary activities in the field of education, mission and parish activities. The literature written in English, French, Italian, German or Polish, as well as numerous translations, are proof that such missionaries were important in the history of orders and religious congregations. Issues connected with how to conduct activities, and the very idea of mission itself in relation to Jesuits, Dominicans, Capuchins or Franciscans, is often presented against a comparative background<sup>5</sup>.

---

<sup>4</sup> It is worth noting the following editions: Saint Vincent de Paul, *Correspondence, entretiens, documents*, ed. by P. Coste, 1–14 (1920–1925) (further: SVP); Saint Vincent de Paul, *Correspondence, conferences, documents*, newly translated, edited, and annotated from the 1920 edition of P. Coste, 1–13 (1985–2003); *Misja polska w pismach Wincentego a Paulo i Ludwiki de Marillac 1651–1660*, ed. by J. Górny, 1–2 (2010).

<sup>5</sup> The following works are worth mentioning: A. Bugelli, *Vincent de Paul. Une pastorale du pardon et de la réconciliation. La confession générale, (Études d'éthique chrétiennes 78, 1998)*; J. Calvet, *Güte ohne Grenzen. Das Leben des heiligen Vinzenz von Paul*, (1950); K. Kriech, *Wesentliche volksmission heute. Eine pastoraltheologische Studie*, (1963); C. Pohlmann, *Kanzel und Ritiro. Der Volksmissionar Leonard von Porto Maurizio. Ein Beitrag zur Predigt-, Frömmigkeits- und Kulturgeschichte Italiens, (Franziskanische Forschungen 12, 1955)*; T. Klosterkamp, *Katholische Volksmission in Deutschland, (Erfurter theologische*

## 2. From Paris to Warsaw

In 1625 Vincent de Paul established the Congregation of the Mission, which was approved in 1633 by virtue of a papal bull *Salvatoris nostrī*<sup>6</sup> issued by Urban VIII. The aim, for which St Vincent established the *Congregatio Missionis* was to proclaim the Gospel among the inhabitants of towns and villages: “Cette Congrégation est composée d’ecclésiastiques et de laïques. L’emploi des ecclésiastiques est d’aller, à l’exemple de Notre-Seigneur et de ses disciples, par les villages et bourgades, et y rompre le pain de la parole de Dieu aux petits, en prêchant et catechisant”<sup>7</sup>. Conducting the first mission in 1617 in Folleville in the Diocese of Amiens in France, he specified the character of the Congregation of the Mission and planned its development. At the same time he has gone down in history for strengthening the structure of Catholic missions throughout subsequent years<sup>8</sup>. The main elements of the Vincentian missions include sermons, confessions and liturgy. Therefore, the program of the mission was created on the basis of missionary sermons which related to everyday matters, and religious instructions aimed at acquainting an audience with the dogmas of truth, divine and ecclesiastical commandments, prayers and songs<sup>9</sup>. They used a simple and comprehensible language which was

---

*Studien* 83, 2002); H. Lavedan, *Auf der Galeere. Das wunderbare Leben von Monsieur Vincent*, (1951); *Mission. Konzepte und Praxis der katholischen Kirche in Geschichte und Gegenwart*, hg. v. B. Kranemann, J. Pilvousek, M. Wijlens, (2009).

<sup>6</sup> L. Mezzadri, J.M. Romàn, *Historia Zgromadzenia Misji, 1: Od założenia do końca XVII wieku (1625-1697)*, translated W. Bomba, (1995), p. 50–51. By 1632 the Collège des Bons-Enfants was the seat of the missionaries and the place from which they left to proclaim their missions. In 1633 the missionaries moved to St Lazarus’s house. See: J.E. Rybolt, *Drogi św. Wincentego a Paulo. Przewodnik po miejscach wincentyńskich we Francji*, translated W. Bomba, (2006), p. 53, 97. Only fragments are left of the buildings in Faubourg Saint-Denis in Paris.

<sup>7</sup> *Regulae seu Constitutiones Communes Congregationis Missionis*, (1658), chapter 1, § 2.

<sup>8</sup> The subject literature mentions, apart from folk missionaries, many who contributed to development of the mission. In the 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> c. numerous missionaries contributed to the character and method of proclaiming of the mission. However, the work of the following missionaries is worth mentioning: Vincent de Paul, Paul Segneri, Honoratus von Cannes, Leonhard von Porto Maurizio, Paul vom Kreuz and Alfons von Liguori. See the subject literature: Kriech, *Wesentliche volksmission heute*, pp. 34–44; Pohlmann, *Kanzel und Ritiro*, p. 127 and *passim*; M. Pirożyński, *Nowoczesna misja parafialna*, (1948), pp. 21–26.

<sup>9</sup> Both missionary sermons and catechism determined the course of a mission. In early mornings sermons relating to faith and conduct were preached to the peasants. In

adjusted to the audience. What distinguished the Vincentian sermons was the way in which missionaries preached to those gathered by the use of a “small method”. This method, which was approved by Vincent de Paul during a conference of 20 August 1655, assumed a colloquial language full of mercy and meekness alongside a practical, concrete language devoid of theatrical declamation<sup>10</sup>.

Those rules relating to the organisation of missions were respected by missionaries in their activity in the Republic of Poland. The Congregation of the Mission was invited to Poland in 1651 by Queen Marie Louise Gonzaga de Nevers who, during her stay in Paris had met Vincent de Paul and his congregation<sup>11</sup>. The first months were marked by the mission’s organisation. Poland was a new place for the French missionaries and this had an impact on their gradually getting used to a new reality. For missionary newcomers from Paris it was like meeting a new world. In his letter of 26 February 1652, addressed to a priest living in Paris, Lambert aux Couteaux described his first impressions of a three-month stay in Warsaw pointing to the better conditions for the treatment of diseases in Poland compared to France.

In Poland, he wrote, the air is not as mild as in France, but it is incomparably more pleasant and healthy. There may be no ‘canaries’, but neither

---

the afternoons children were taught the catechism and, after finishing their work in the field, peasants were taught it as well. The meetings ended with confession and the taking of Holy Communion by mission participants. See on the subject: Klosterkamp, *Katholische Volksmission*, p. 11. Missionary sermons focused, above all, on sin, general confession, penitence, jealousy, bashfulness, drunkenness, love, theft, relations between family members and on Holy Communion. For more on the subject see: J.J. Jeanmaire, *Sermons de Saint Vincent*, 1–2, (1859); Mezzadri, Romàn, *Historia Zgromadzenia Misji*, p. 214 and *passim*.

<sup>10</sup> A. Dodin, *La légende et l’histoire. De Monsieur Depaul à saint Vincent de Paul*, (1985–1996), p. 18; SVP, 11, p. 257–287.

<sup>11</sup> There were five in the first group: Lambert aux Couteaux, Wilhelm Desdames and Mikołaj Guillot, priests; Stanisław Kazimierz Żelazowski, a priest and Jakub Posny, a friar. For more information on the arrival and stay of this first group in the Republic of Poland see: *Misja polska*, 1, p. 29 and *passim*. In a letter from Vincent de Paul to Karol Ozenne, a superior in Warsaw, there is information about the missionary work in the parish church of St Cross where the founder of the Congregation expressed his hope that missionary activity would develop: “Je prie Dieu qu’il bénisse abondamment la mission que vous faites dans Sainte-Croix, et que cette première grâce serve de semence pour multiplier à l’infini cette sorte d’emploi et les fruits qui en éussiront”. *Letter from Vincent de Paul to Charles Ozenne*, March 13, 1654: SVP, 5, p. 98.

are there the diseases so common in France; as experienced doctors and surgeons claim, some diseases and wounds which are almost impossible to treat and heal in France, are treated and healed here easily and successfully, which may be attributed to this air only<sup>12</sup>.

Missionaries observed and commented on the surrounding reality. Lambert aux Couteaux made comments upon devotion and evaluated the appearance of Polish churches appreciating and emphasizing the order and cleanliness inside the churches<sup>13</sup>. He also compared living conditions and complained about difficulties over access to books, pharmacies and medical equipment:

The cold is reduced here by abundant heating with the use of the large fireplaces found in all houses; getting out, one has to put a fur on and the fur is not as expensive as in France. In a word, Poland is one of the most beautiful and wealthy countries which abounds in all kinds of things. However, I wish there were more books, as these are rare here; a pharmacist's 'vessel' is less than five francs in Paris and here it is thirty or even more, if it is available at all<sup>14</sup>.

The first years coincided with the difficult political situation of the Republic of Poland. The war with Sweden, and the Swedish troops remaining in Warsaw, limited and made it difficult to organise. Vincent did not hide his concern and informed Marie Louise about the problems of the congregation on a constant basis and about the bad situation of the missionaries<sup>15</sup>. The first years of the second half of the 17<sup>th</sup> c. had been

---

<sup>12</sup> *Portfolio królowej Marii Ludwiki czyli Zbiór listów, aktów urzędowych i innych dokumentów ściągających się do pobytu tej monarchini w Polsce*, ed. by E. Raczyński, 1 (1844), p. 174.

<sup>13</sup> W. Wdowicki, *Historia Zgromadzenia Księżki Misjonarzy w Polsce*, "Roczniki Obydwóch Zgromadzeń", 1 (1902), p. 15.

<sup>14</sup> *Portfolio królowej Marii Ludwiki*, 1, p. 174–175. Perhaps he was thinking of French books.

<sup>15</sup> Repetition of the deliberation as of 25 April 1655: SVP, 11, p. 303–304. Vincent even wrote a letter to Baron d-Avaugour, a French ambassador, with a request to the Swedish king to take care of the Visitandines, the Grey Sisters and missionaries staying in the Republic of Poland. See: M. Świątecka, *Św. Wincenty à Polska*, in: *Misja polska*, 1, p. 59. As it turned out later, the Swedish troops did not save the missionaries.

marked by the Swedish invasion which affected inhabitants of Warsaw, including the missionaries<sup>16</sup>, directly due to the destruction and looting which took place in the Warsaw mission itself. Trying to save the missionary Holy Cross Church, Mikołaj Duperroy, a priest, was severely beaten<sup>17</sup>. Further destruction took place when Rakoczi, a prince of Transylvania, invaded Poland in 1657 and Holy Cross Church, the missionaries' house, garden and stables were devastated. In his letter to Karol Ozenne (the parish priest of Holy Cross Church) he complained about the bad condition of the church furnishings. The church was short of everything. There were no albs, vessels for holy service and it was difficult to make any repairs due to lack of money. Of 18 'livres' left, he spent 14 'livres' on his 'vestments'<sup>18</sup>.

The first years of anxiety soon turned to relative peace and the missionaries could resume the aims of the Congregation. Establishing new missions they started to conduct their educational activities by establishing seminars as well as resuming missions among rural communities.

### 3. An experienced traveller

Proclaiming missions was an inseparable element of the life of missionaries, however it involved numerous other duties. First of all, leaving of the Congregation house for many weeks and travelling for most of the year imposed organisation on missionaries. One not only had to be well prepared for travel throughout the year and proclaiming the mission, but also to organise work as well at the mission where the missionaries stayed.

The first missionaries included the French, who did not speak Polish, which made meeting the inhabitants of villages and towns impossible at the beginning. The missionaries realised this. Therefore, upon their arrival, they started to learn Polish and dealt with translation of the cate-

---

<sup>16</sup> Warsaw was looted and devastated by the Swedes who burnt churches and the city. See: *Portfolio królowej Marii Ludwiki*, 2, (1844), p. 72.

<sup>17</sup> P. des Noyers, *Lettres de [...] secrétaire de la reine de Pologne Marie-Louise de Gonzague princesse de Mantoue et de Nevers, pour servir à l'histoire de Pologne et de Suède de 1655 à 1659*, (1859), p. 230.

<sup>18</sup> M. Kamocki, G. Perboyre, *Mémoires de la Congrégation de la Mission*, 1: *La Congrégation de la Mission en Pologne*, (1863–1864), p. 28.

chisms necessary for teaching dogma during the mission. Desdames could boast of his language skills. He managed to master Polish in a relatively short period of time which allowed him to translate a French prayer book used during the mission entitled *Christian Duties*<sup>19</sup>. It was not long before effects appeared as the first missions supervised by Desdames were conducted as early as in 1654 in Warsaw and Skuły<sup>20</sup>. Vincent de Paul did not hide his satisfaction with the missionary work. Considering their relatively short period in the territory of the Republic of Poland, Desdames, Żelazowski, Guillot and Duperroy had started to proclaim their mission<sup>21</sup>. Their acquisition of Polish language skills soon resulted in Duperroy's teaching of the catechism<sup>22</sup> although in later periods, language skills were not so significant, as missions were conducted by Polish missionaries. It was only in the northern and eastern territories where they met Lithuanians and Latvians that they had to show local language skills.

Travelling was a part of life for members of the Congregation of the Mission, they travelled across Poland and gained new experience. Travelling they learnt the topography of their own diocese and areas adjacent to it. They stayed in Wielkopolska, Małopolska, Pomerania, Kujawy, Mazowsze, Podlachia, Polesie and Silesia<sup>23</sup> and frequently went back to the same places again after several years<sup>24</sup>. They had a detailed travel itinerary knowing where they went and what for. Apart from praying,

---

<sup>19</sup> M. Bańbuła, *Liturgia na misjach ludowych i w duszpasterstwie parafialnym Zgromadzenia Księży Misjonarzy w Polsce 1651–1864*, "Nasza Przeszłość", 45 (1976), p. 242. In the Library of the Congregation of Missionary Priests in Kraków there is a copy of 1716 entitled *Powinności chrześcijańskie, to jest co każdy chrześcijanin wiedzieć i czynić powinien, aby być zbawionym*.

<sup>20</sup> Archiwum "Nasza Przeszłość" (further: ANP), sign. 1: Acts Relating to the Warsaw Province of Missionary Priests.

<sup>21</sup> *Letter from Vincent de Paul to Charles Ozenne*, October 16, 1654: SVP, 5, p. 200. The first missions were conducted in Skuły, Kampinos, Służew, Niegów, Wiskitki and Ojrzanów. ANP, *Akta dotyczące Prowincji Warszawskiej Księży Misjonarzy*, sign. 1.

<sup>22</sup> *Letter from Vincent de Paul to Charles Ozenne, superior in Warsaw*, November 20, 1654, in: *Misja polska*, 1, p. 367; SVP, 5, p. 228. The French missionaries tried to learn the language quickly. Upon their arrival to Poland, Antoni Durand, Jakub Eveillard and Renat Simon also started to learn Polish.

<sup>23</sup> Wielkopolska, Małopolska, Pomorze, Kujawy, Mazowsze, Podlasie, Polesie and Śląsk.

<sup>24</sup> One from many examples could be the town of Kaski in the Deaconate of Sochaczew, where Warsaw missionaries stayed four times between 1741–1844. AMS, *Annales*

during travel seminary pupils became familiar with missions, and new missionaries undertook their first missions<sup>25</sup>.

Missionaries were travellers who, considering their specific work, took only necessary books and personal things with them. In accordance with Vincent's recommendations, they were obliged not to burden a parish church with their stay. Therefore, they prepared meals themselves and tried not to overstay their welcome. In such circumstances, they had to be well prepared. Considering the character and method of organisation, the missionaries took personal things and liturgical items with them. This included kitchen vessels and items such as bowls, plates, mortars and pestles, saucepans, frying pans, kettles, knives, candles, glasses, cutlery, salt shakers, razors, metal sugar bowls, cups, cases with writing utensils and 'vestments'. Besides, they took Old and New Testaments, a box with hosts, white albs, rosaries, pictures and hourglasses. Important documents permitting missionaries to start their mission were also included<sup>26</sup>. Thus, we have not only a missionary preacher and missionary catechist, but also a missionary traveller who organised his trip, prepared for it and acquainted new missionaries with the secrets of teaching the Gospel, as well as supervising (in the case of a supervisor of a mission group) relations between the missionaries themselves, as well as with a local parish priest and those the mission reached. All those elements affected the shaping of the attitude of a missionary traveller who, on one hand, adjusted himself to the reality of a given parish church and,

---

*Missionum peractarum e Domo Varsaviensi ab Anno 1741–1844* (further: AMV), the mission in Kaski 1743, 1779, 1791 and 1827.

<sup>25</sup> *Directoire des missions*, (1896), p. 49.

<sup>26</sup> AMS, AMV: *Regestr rzeczy misyjnych*; ANP, P. Pawellek, *Działalność misyjna Księży Misjonarzy domu wileńskiego w Wilnie i na Litwie w dawnej Rzeczypospolitej* [1685–1763], sign. 40, p. 276. St Vincent de Paul obliged missionaries to have instruction from a bishop relating to the diocese in which the mission would be conducted. The bishop's instruction should be submitted to a local parish priest. An important element of the mission was to obtain a parish priest's blessing or, in the event of absence, a vicar's blessing at the beginning and end. The instructions also included missionaries' selflessness which involved the proclaiming of a mission without cost and not being a burden on anyone. St Vincent only allowed the use of a room and necessary furnishing, if such is offered to a mission group. *Regulae seu Constitutiones*, chapter 11, § 5, 6 and 7.

on the other, the character of a mission in relation to the needs of local communities.

Arriving missionaries first made a reconnaissance of the area. For missionaries it was important to build good relations with local communities. In this respect, before opening a mission, they talked to a parish priest about problems within the parish church<sup>27</sup>. They were interested in knowledge of prayers, frequency of holy sacraments, numbers of Catholics, non-Catholics and 'non-believers'. They sometimes happened to discover parishes which were neglected as regards knowledge of dogma and the sign of a cross, which could delay the mission by several days. This was the case of a mission proclaimed in Przybyszewo in the Diocese of Płock in 1788, when the Warsaw mission group started its work by teaching the catechism for the first four days of the mission<sup>28</sup>.

Staying with those the mission tried to reach for two, three and sometimes five weeks, missionaries got to know the world in which they lived. They got to know their problems. Often during a mission they got to know them better by the blessing of marriages<sup>29</sup>. They arbitrated conflicts in families and between neighbours persuading the forgiveness mutual offences<sup>30</sup>. By the teaching of the catechism and by preaching sermons, the Vilnius missionaries prepared parishioners for a meeting with Konstanty Brzozowski, Bishop of Vilnius, in the Deaconate of Nowogród in 1691. Preceding the visit of the bishop, they travelled and prepared them for sacraments<sup>31</sup>.

In 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> c. Poland there were French and Polish missionaries too. The standards of conduct determined by Vincent de Paul imposed upon missionaries conventions as regards conduct during missions. On one hand, there were experienced missionaries who were well acquainted with aspects of travelling and proclaiming the mission and, on the

---

<sup>27</sup> *Directoire*, p. 51.

<sup>28</sup> AMS, AMV, the mission in Przybyszewo in 1788.

<sup>29</sup> AMS, *Liber Missionum in Domo Cracoviensi /1682–1788/*, the mission in Dąbrowa Tarnowska in 1749.

<sup>30</sup> AMS, *Liber Missionum ab Anno quo Alexander Kotovius praesul Vilmensis Missionar-ies sperabat /1686–1763/*, the mission in Ponedel in 1728.

<sup>31</sup> ANP, Pawellek, *Działalność misyjna, Modus, quo modernus episcopus (Brzostowski) visitat*, sign. 40, p. 20–24.

other, there were missionaries who had just started to gain experience and were introduced to new duties as supervised by the mission director and members. According to the rule of the Congregation of the Mission, a missionary was, above all, a catechist and preacher and, as regards his relations with a mission location, he was a person who participated in the everyday concerns of those the mission reached. This was the world which they got to know well.



Marta Sikorska

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## COOKS, BOOKS AND IDENTITY

### A Vision of the World through Polish and German Cookery Books from the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> Centuries

The aim of this article is to present the voices of male and female cooks as self-testimonies taken from the prefaces to cookery books from the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> c. Although publications concerning the culinary art do not belong to the classic ego-documents, they are still one of the few early modern sources in which cooks say how they perceive themselves, their profession and the world which surrounds them.

In the Middle Ages cooks were often negatively depicted in literature as uneducated, ill-smelling, impetuous and coarse<sup>1</sup>. They also used to be identified with messengers of the devil, tempting with dishes and leading to the sin of gluttony. However, at the same time cooks had a completely different opinion of themselves. As early as the beginning of the 15<sup>th</sup> c., Chiquart, a chef in the service of the Sabaudian duke, Amadeus VIII, perceived himself as an artist and scholar<sup>2</sup>. As Bruno Laurioux has noticed, the social status of cooks was raised when they became writers<sup>3</sup>. Texts on cookery were among the first to leave the printing presses in Europe.

---

<sup>1</sup> M.W. Adamson, *Professional Cooking, Kitchens, and Service Work*, in: *A Cultural History of Food in the Medieval Age*, ed. by M. Montanari, (2012), pp. 108–109.

<sup>2</sup> *Ibidem*, s. 109.

<sup>3</sup> B. Laurioux, *Le Règne de Taillevent. Livres et pratiques culinaires à la fin du Moyen Âge*, (1997), pp. 230–231; As cited in: G. Lehmann, *The Cook as Artist?*, in: *Food in the*

Yet, this was not as a result of demand from amateur cooks; but rather a consequence of the reassessment of the value of food; it had gained a new function and became a means to express social status while its preparation entailed knowledge and skill, which helped to improve the cook's image.

The subjects of the analysis are books written by the chefs Max Rumpolt (1581) – a servant at the Duke of Moguntia's court, Frantz de Rontzier (1597) – the Duke of Brunswick's chef, Stanisław Czerniecki (1682) – the Lubomirski princes' chef and Stanislaus Prasmofsky (1671) whose employer's name was on the title page of the book under the initials E.H.I. Furthermore, the male vision of the world will be juxtaposed with the female one based on an analysis of the cookery books by Anna Wecker (1597) and Maria Sophia Schellhammer (1692)<sup>4</sup>.

When interpreting the statements included in the introductions to the cookery books as self-testimonies, one must take into consideration that they had been prepared by their authors with a view to their planned publication and therefore they are not free from the authors' idealization of themselves. The first cookery books written by professional chefs were printed thanks to the financial support of the rulers whose splendour they were to describe. Furthermore, the final printed text was influenced by several people: the scribe, editor, censor and publisher.

Notwithstanding the reservations mentioned above, introductions to cookery books may still be valuable source material. It is possible to iden-

---

*Arts. Proceedings of the Oxford Symposium on Food and Cookery. 1998*, ed. by H. Walker, (1999), p. 125.

<sup>4</sup> The year of publishing the cookery books written by the aforementioned men and women cooks is put in brackets. All of these cookbooks are available at the Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, as well as on-line. Comp. M. Rumpolt, *Ein neu Kochbuch*, (1581), available on the Internet: <http://diglib.hab.de/drucke/2-3-oe-2f/start.htm>; A. Wecker, *Ein köstlich new Kochbuch*, (1597), available on the Internet: [http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0002/bsb00028737/image\\_1](http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0002/bsb00028737/image_1); F. de Rontzier, *Kunstbuch von mancherlei Essen*, (1598) available on the Internet: [http://books.google.pl/books?id=F0JXAAAaAAJ&dq=Kunstbuch+von+mancherlei+Essen&hl=pl&source=gbs\\_navlinks\\_s](http://books.google.pl/books?id=F0JXAAAaAAJ&dq=Kunstbuch+von+mancherlei+Essen&hl=pl&source=gbs_navlinks_s); S. Prasmofsky, *Neu verfertigtes vollständiges Kochbuch*, (1671), available on the Internet: <http://dlibra.umcs.lublin.pl/dlibra/docmetadata?id=5320&from=pubindex&dirids=7&lp=12>; M.S. Schellhammer, *Die wol unterwiesene Köchinn*, (1692), later edition available on the Internet: <http://vd18.de/de-ulbsa-vd18/id/14168762>; S. Czerniecki, *Compendium ferculorum albo Zebranie potraw*, ed. by J. Dumanowski, M. Spychaj, (*Monumenta Poloniae Culinaria* 1, 2009).

tify some recurrent themes from the narrations of male and female cooks. These being autobiographical information, their approach to publishing their knowledge, issues related to the perception of the cook's profession and the requirements regarding dietary knowledge or organizational talents.

Eva Barlösius notes that the picture presented in the introductions to cookery books, although not free from idealization, should not be ignored by researchers, for it creates the possibility of an insight into certain dimensions of cooks' activities which were very important from their own right<sup>5</sup>. Moreover, the prefaces to cookery books include many of the elements which Winfried Schulze attributes to self-testimonies – their authors present information about themselves, represent individual attitudes, describe their fears, demonstrate their state of knowledge, share their values and their own experiences<sup>6</sup>.

The first part of the article presents elements of self-testimonies which are repeated in the introductions to cookery books, organised thematically. The observations regarding the visions of the world presented by the cooks, from the example of Rumpolt's and Prasmofsky's statements are mentioned in the second part.

## 1. The chefs about themselves

The statements analysed below belong to chefs, i.e. the ones who achieved the highest career level, were professionals and worked in aristocratic and royal kitchens. They were also those whose position involved great trust from their employer and whose skill was recognised, owing to which they received a chance of glorifying the court of their master, as well as their own names, by means of publishing their culinary achievements in print. A cookery book, in the light of the analysed statements, was a kind of summary of one's professional life; Stanisław Czerniecki wrote that he had served the Lubomirski family for thirty two years. Frantz de Rontzier,

---

<sup>5</sup> E. Barlösius, *Köchin und Koch. Familial-häusliche Essenszubereitung und berufliches Kochen*, in: *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit. Vorträge eines interdisziplinären Symposions vom 6.-9. Juni 1990*, (1991), pp. 207-218.

<sup>6</sup> As cited in the article located on the beginning of this volume: S. Kwiatkowski, *Ego-Dokument und Selbstzeugnis. Eine Bemerkungen zur Forschungspraxis*.

in turn, could boast thirty seven years' service. This encouraged personal reflections. Therefore, it happened at times that the authors shared information of a biographical character with their readers.

In the case of books written by men, the personal threads were used to emphasise loyal and long-standing service at the employer's court, as with Frantz de Rontzier or Stanisław Czerniecki. Max Rumpolt, in turn, used it to explain his foreign origin. Women too, stated information to indicate their experience, while just hinting at being a court chef was a sufficient argument to prove the experience and skill of a cookery book's author, women still sought the confirmation of their competence by making references on the pages of their books to the names of male authorities. Anna Wecker mentioned her husband – Johan Jacob Wecker, a physician in Colmar and her son-in-law, Doctor Nicolas Taurello, as well as the circle of Nuremberg scholars who verified the knowledge included in her book. Maria Schellhammer, much more taciturn with regard to personal confessions than Wecker, referred to the memory of the name and eminence of her father – Professor and Doctor Herman Conring.

Max Rumpolt, when preparing a cookery book for German readers, felt obliged to explain how it was possible for him, Hungarian by birth, to become a chef at the court of the Duke of Moguntia<sup>7</sup>. Thus, he mentioned the story of his ancestors who were banished from Wallachia by the Turks, whom he called “brutes and enemies of Christ”. He tells the readers how the Turks ill-treated his ancestors and that he had to hide, flee to exile and just try to stay alive. He had stayed in many countries, both on his own initiative and when serving various employers engaged in the business they commissioned him to do. Rumpolt also emphasised his experience in working as a cook at many European courts: in Italy, the Netherlands, Russia, Prussia, Czech lands, Austria, Germany and Hungary.

Stanisław Czerniecki, in the introduction to his cookery book, did not reveal much information about himself, despite the emphasis put on his long-term service for the Lubomirski family. However, from the title page we can infer that not only was he a chef, but he also occupied the

---

<sup>7</sup> There are certain disagreements in opinions as to which one of the Moguntia princes had Rumpolt as his servant. As A. Wurm states, it might have been Daniel Brendel from Homburg or Wolfgang von Dalberg. See: A. Wurm, *Translatorische Wirkung. Ein Beitrag zum Verständnis von Übersetzungsgeschichte als Kulturgeschichte am Beispiel deutscher Übersetzungen französischer Kochbücher in der Frühen Neuzeit*, (2007), p. 280.

position of royal secretary. As Jarosław Dumanowski states, Czerniecki was actually given the position of royal secretary from King Michał Korybut Wiśniowiecki in 1670, yet in all likelihood it was an honorary title, unconnected with fulfilling regular office duties<sup>8</sup>.

Frantz de Rontzier also merely mentions the information about his long-term experience in the position as the Duke of Brunswick's chef. The name de Rontzier could suggest French ancestry, as Hans Wiswe supposes. However, a document of 1585 confirming Rontzier's employment at the ducal court does not include any information which would definitely confirm it<sup>9</sup>.

In Prasmofsky's cookery book the author does not use a first person narration. Instead, he addresses the reader in an impersonal way. Despite the comprehensive character of the introduction, no mention is made of the author's personal life, his origin or career as a chef. Everything we know about him is included in the title page of the book. Stanislaus Prasmofsky is presented as a chef (Ger. Mundkoch) of a person hidden under the initials of E.H.I. Although there is a lack of personal threads in this case, including this book in the analysed collection will make it possible to better grasp the world of images and values contained in early modern cookery books.

One of the most personal prefaces is the one written by Anna Wecker. The reader learns that she was the wife of Johan Jacob Wecker, a physician and town councillor in Colmar, author of numerous books. At her husband's side, who "was more eager to prescribe culinary recipes than pharmaceutical ones to his patients", Anna began to write down culinary recipes for dishes which were good for patients and were an effective remedy for various illnesses. Johan Wecker died while she was working on the cookery book, and the work remained unfinished. After her husband's death Anna moved to Altdorf (in the vicinity of Nuremberg) to live with her daughter and son-in-law – professor of medicine, Doctor Nicolaus Taurello. It was under his guidance that she was able to train and improve her skills.

---

<sup>8</sup> J. Dumanowski, *Compendium ferculorum Stanisława Czernieckiego*, in: Czerniecki, *Compendium*, pp. 41–42.

<sup>9</sup> Wurm, *Translatorische Wirkung*, p. 282.

The only personal remark which can be found in Maria Schellhammer's writing is the one concerning her father<sup>10</sup>. Schellhammer writes that if the reader knows the name of the Great Conring, then he ought to remember also his daughter – the author of this book.

## 2. The writer

In the introductions to cookery books the authors referred to the process of producing their works. Max Rumpolt writes that he failed to master German to a suitable level, yet he had been preparing the material for many years and with great care. It is unsure if the process of writing down the text was the responsibility of Rumpolt or a hired scribe<sup>11</sup>. Frantz de Rontzier admitted to the reader that he was illiterate himself and the contents of the book were dictated, with the utmost care, to the scribe. Rontzier said that he did it upon request of his master, the Duke of Brunswick, Henry Julius, who wanted the dishes served at ducal banquets to be preserved in a book.

Stanisław Czerniecki proudly wrote that he was the first to make the world acquainted with a cookery book written in Polish, not commenting, however, on the effort put into its preparation. Stanislaus Prasmofsky does not mention anything about the process of writing down recipes or their collecting.

Anna Wecker, in turn, emphasises that she was encouraged to publish the book in print by highborn women and Nuremberg doctors who checked her work with regard to medical and dietary knowledge. This is a kind of recurrent motive, which appears also in the works of Max Rumpolt or Frantz de Rontzier. Their books, as they indicated themselves, were printed on request of important figures. It is noteworthy that these requests were usually repeated, uncompromising or allowed for no objection. Perhaps this is connected with some kind of justification made for the process of publishing culinary knowledge which, until then, was be carefully guarded and meant only for a few professionals.

---

<sup>10</sup> Mentioned in introduction: M.S. Schellhammer, *Das Brandenburgische Koch-Buch Oder: Die wohl unterwiesene Köchinn*, (1732), n. pag.

<sup>11</sup> M. Rumpolt, *Ein New Kochbuch, Mit einem Nachwort von Manfred Lemmer. Nachdruck der Ausgabe Frankfurt 1581*, (1982), p. 8.

Anna Wecker confesses that despite her old age and declining strength she managed to make all the effort and prepare the book for printing. She dedicated it to Countess Louise Juliana of Orange, the wife of the Rhine Palatine, Frederick IV. The author also quoted quite a bitter reproach by the duke and elector on the authorship of the book she prepared. On the one hand the duke appreciated her work and praised her for her devotion to the sick and the needy, yet on the other hand he put into question the rights she claimed for the manuscript, suggesting that it was rather due to the intellectual work of her husband. At the end of her preface the author named the factors which enabled her to print the book despite the fact, as she emphasised, she was not a person known by name and her knowledge was unrecognised. Firstly, the duke and elector took a keen interest in therapeutics, also a motive which reappears in Frantz de Rontzier's writing. Secondly, her book included not only a description of curative dishes, but also of delicious and – as she wrote herself – expensive food which she could only serve to highborn dukes and counts. Thus, it may be presumed that her surname was in fact well known in high society. Thirdly, the book's usefulness in the service of others was appreciated, which at the same time was a fulfilment of her Christian duty.

Maria Schellhammer did not write much about the process of writing the book. She mentioned that the recipes included in her publication are mainly the result of her own experiments, although she also used other books (or collections of recipes) which she received from her friends. The book was reprinted several times in her lifetime. At first it was published anonymously, yet it was noted in the title that the author was a woman (“von einem vornehmen Dame”). It was only in the second edition from 1697 that the author signed with the MSSGC initial, which meant Maria Sophia Schellhammer née Conring<sup>12</sup>. In the third edition in 1704 she refers to the name of her father and she signs the next one, from 1706, with her full name and surname<sup>13</sup>. With every new edition the content of the preface to the reader was slightly modified. As the author wrote herself, she was pleased with the popularity of her work since the first edition had sold out in just a few years.

---

<sup>12</sup> See: H. Notaker, *Printed cookbooks in Europe. 1470–1700. A Bibliography of Early Modern Culinary Literature*, rev. by S. Summerfield Hammerman, (2010), p. 272.

<sup>13</sup> Wurm, *Translatorische Wirkung*, p. 286.

### 3. The perfect cook

Cookery books fulfilled the role of manuals addressed to professionals. The wide variety of competence required from a chef can be best described by the words of Czerniecki, who writes that “a chef should be able to do lots of things”. His knowledge was to concern not only the various ways of preparing dishes, but also the skill in “all the things, which concern human life”. This includes both issues of health and sickness, as well as organizational matters, such as managing banquets, weddings or funerals.

In a Polish cookery book we can read that a chef in Polish means a kitchen teacher. A similar approach was represented by Rumpolt, who thought that the duty of the chef was to pass knowledge to young learners of the culinary art, so that they would avoid making mistakes which could have health-related consequences. A cookery book is to be used for training and making improvements in this art. It is to provide knowledge concerning a catalogue of dishes worthy of being served at the lordly tables.

Czerniecki presents himself to the reader as a teacher who fulfilled this role. He admits that he wrote down his pieces of advice and recipes, having new chefs in mind. He also wanted them to master knowledge regarding tastes and dishes of foreign cuisines, so that “the French, German, Italian and Polish deputies could be fed with French, German, Italian and Polish dishes, respectively”. The cook should also suggest that foreigners try the dishes of Polish cuisine, allowing them to taste the “Polishness”.

Prasmofsky addresses his cookery book not only to male cooks, but to female ones too. They are to treat it as complementing the knowledge they already have. In order to suit different tastes, the cooks should make themselves acquainted with various ways of preparing dishes. Prasmofsky writes that the book is first of all meant for bad cooks, i.e. for the ones who are badly educated in the culinary art, who are – according to Prasmofski – the majority of people dealing in cooking! The chef speaks about them harshly, stating that they cannot even prepare the easiest dishes. Further on the author says that his book would be useful for anybody who wished to follow the recipes it contained. Such an expression significantly extends the scope of potential readers, who do not necessarily have to be professional cooks. Prasmofsky thinks that the content of his book

may be of interest to people who seek variety – on the one hand they are people who had not been acquainted with many tastes and dishes before, as well as those who wish to eat different dishes throughout the week (the latter are bluntly called “spoilt” by the chef).

A cook should also have knowledge regarding the quality of products from which he is to prepare the dishes. Prasmofski provides the following examples: a cook must take proper care so that nobody sells him poison instead of sugar, or mice excrement instead of pepper. He ought to know that animals struck by lightning or attacked by other wild animals, especially by wolves, cannot be eaten. A cook must also be aware of unfamiliar butchers selling the meat of animals fallen in forests, or of fishermen selling dead fish. The aforementioned examples demonstrate the fears of merchants’, butchers’ and innkeepers’ dishonesty, whose deceptions had a direct effect on people’s health and life.

A cook was expected to not only have proper professional competences, but also particular features of character. Both Czerniecki and Rumpolt speak of kindness, diligence, loyalty, humility, a friendly attitude, honesty, sobriety and vigilance. Furthermore, the cook’s appearance was also important; he was to be well-built, neat with short hair and nails, and clean hands.

#### 4. The physician

In early modern times the understanding of the connection between food and drink, health and sickness was informed by the teaching of the two ancient scholars – Hippocrates and Galen. Although their works, read anew, had already inspired Western European medicine in the Middle Ages, it was only in the Renaissance that Galen’s thought underwent a true revival and became the foundation for the scientific canon in the Latin world. The popularization of Galen’s thought was surely greatly supported by the invention of print. The publication of his medical treatises in London in 1523 triggered an avalanche of publications concerning connections between eating and living a healthy life. Food and drink was one of the six elements constructing the system which was to ensure good health. The so-called “six unnatural things”, i.e. things outside the body which influence human health, apart from food and drink, included air,

exercise and rest, sleep and waking, satisfying hunger and defecating, as well as experiencing various emotional states<sup>14</sup>.

A cook was responsible for providing the people he served with meals which helped to maintain a proper humoral balance. This was to influence not only the physical but also the mental sphere of human life. Particular foods, which could be warm, cold, dry or moist, reacted with the humours: phlegm, black bile, yellow bile and blood. The dishes prepared by the cook could therefore balance the humours present in the human body and ensure good health or distort the balance and result in an illness.

Humoral dietetics, constituting the core of the medicine of the time, made the relationship between cookery and medicine almost symbiotic. Hence the statements, frequently appearing in literature, equating the competence of a cook to that of a doctor. Melitta Weiss Adamson suggests that a cook working at a court where physicians stayed on a permanent basis had a chance of training and consulting their knowledge regarding the theory of balancing the four humours<sup>15</sup>. A cook had a great responsibility. He was presented as the one who answers for the health and life of his master, but could also bring illness and death upon him. The consequences of his actions were therefore enormous. This is why, as Rumpolt wrote, the cooks were taught and trained from a very young age how to prepare meals in the proper way, beneficial to their master. According to Rumpolt, the lives of the great masters were put into the hands of their chefs. He also notices that “it is heard everyday that young people become bed-ridden”. He thinks that the reason for this is unhealthy or inappropriate food or drink, which is also confirmed by the physicians. Thus, he aims his criticism at the cooks whose carelessness, inattention, lack of knowledge and understanding become the cause of many serious illnesses.

Prasmofsky also portrays the chef as the one who guards the good health of his master. Food is a cure through which the ill can have their health restored. The responsibility of this profession is to prepare meals in such a way so as to not make healthy people sick. The cook has to know what is right for them and what is not. Every doctor should also

---

<sup>14</sup> D. Gentlicore, *Body and Soul, or Living Physically in the Kitchen*, in: *A Cultural History of Food in the Early Modern Age*, ed. by B. Kümin, (2012), p. 116.

<sup>15</sup> Adamson, *Professional Cooking*, p. 110.

be a good cook and it is he who ought to teach how to prepare the meals in a proper way. Prasmofski emphasises that it is no disgrace for a doctor to “write his prescriptions in the kitchen”, i.e. with the use of groceries.

Similar observations can be found in the statements of the Duke of Brunswick’s chef, Frantz de Rontzier, whose only remark regarding the profession of a cook is its close connection to medicine. Healing therapies consisting in serving proper dishes to the sick do not differ at all from the culinary art, practised daily to keep people in good health and help those who are ill to recover. According to the chef, it is best when one uses the medicine from the kitchen, rather than from the pharmacy.

## 5. The artist and the scholar

The assessment of the role of chefs varied together with changes in the perception of the culinary art. The process of re-evaluation – from treating nourishment as the source of gluttony and sin to celebrating the pleasure it gives – began as early as the late Middle Ages. In the first half of the 15<sup>th</sup> c. the culinary art known under the name of *Spisen Art* (from Ger. speisen – to eat) entered the canon of sciences of the time, in some graphic representations replacing hunting in the catalogue of *septem artes mechanicae*<sup>16</sup>. These were the craft arts, requiring physical work and as such they were presented as second-rate relative to the liberal arts – *artes liberales*, which were concerned with the improvement of the spirit, not the body.

In German the expression Kochkunst, i.e. the culinary art, only appeared in the 16<sup>th</sup> c.<sup>17</sup>. Nevertheless, this word has already been used by Rumpolt, whose book was published in 1581. For Rumpolt providing the table with dishes was not so much a case of satisfying a basic biological need, but a real art. The title of Frantz de Rontzier’s cookery book – *The Book of art of all kinds of food* [Ger. *Kunst-Buch von manchelerley Essen*] is also symptomatic. Czerniecki, too, appreciated the significance of culinary

<sup>16</sup> S. Hartmann, *Vom vrâz zum Parnaß. Ein mentalitätsgeschichtlicher Versuch über die Bedeutung der Kochkunst in Mittelalter und früher Neuzeit*, in: *Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit*, ed. by I. Bitsch, T. Ehlert, X. von Ertzdorff, (1987), pp. 117–125.

<sup>17</sup> *Ibidem*.

art. Referring to the reader he wrote that “among all human characteristics, people have such natural features as enjoying various tastes, not only because of their appetite, but for proficiency, skill and information”. Rumpolt wondered why there had been so few treatises published on the culinary art, although it plays such a vital role in people’s lives. He criticised the laconic character of the previous cookery books which “are so short and brief that they need additional explanations”. His feeling of self worth, or perhaps even superiority, can be noticed in the claim that there had never been a chef before him who could have written a valuable cookery book regarding not only everyday dishes, but also serving them in an artistic way, worthy of lordly tables. The culinary art was therefore not only and exclusively the science of the food’s properties, but also its aesthetic value. Although none of the chefs stated this directly, the preparation of many dishes also required artistic talents which involved decorating and shaping the food in particular ways, especially in the case of time-consuming banquet dishes, which were to astonish the banqueters by their appearance.

## 6. The administrator

A chef was a clerk who headed the kitchen hierarchy. His duties included management of the kitchen servants, control of the kitchen’s provisions, and the organisation of daily and ceremonial meals. In his works Max Rumpolt presented an expanded description, most likely borrowed by him from the Italian, Domenico Romolio’s, book *La singolare dottrina*<sup>18</sup> of a particular kitchen position. Czerniecki, too, devotes an additional passage in his book to instruction regarding the chef’s duties.

One of his obligations, which is particularly stressed by the author of *Compendium ferculorum*, is the skilful organization of banquets. The chef should be neither too thrifty, nor too spendthrift; he must remember *not to put his master to shame with his stupid miserliness*. However, every banquet, according to Czerniecki, had to be spectacular and demonstrate

---

<sup>18</sup> According to Notaker the fragment of Rumpolt’s book regarding kitchen positions is the translation of Domenico Romolio’s book *La singolare dottrina*, published in Venice in 1560. See: Notaker, *Printed cookbooks*, pp. 42–44.

the hosts' wealth, thus "luxury is necessary, for it is the ornament of the banquet's authors".

The saying quoted by Czerniecki, that "it is better to suffer the loss of one pound than have half a penny of shame", is in contrast with the opinion of another chef, Prasmofsky, according to which the prime virtues ought to be thrift and economy.

A chef has to suit the dishes to the banqueters' liking, knowing – first of all – the taste of his master, but also, thanks to the variety of dishes he can serve, providing every banqueter with what he or she likes best.

As Czerniecki writes, the chef's function is also to dispense the products and dishes from the larder to the kitchen, assign tasks to the cooks, tasting the dishes prepared by them. The chef also has to be a skilful administrator, watch the time of opening of the banquet, supervise all the kitchen servants, make sure the cooks are obedient and, what seemed to be the most difficult task, sober.

## 7. Women's cookery books

The last decade of the 17<sup>th</sup> c. brought about the first cookery books directed at professional female cooks, although the sphere of professional cooking was still dominated by men. A female cook's place of work was mainly a bourgeois house in which she was often the housekeeper too, which was not the case for professional cooks, especially those serving at grand manors. As Eva Barlösius notices, the catalogue of requirements set for a woman cook agreed with the values appreciated by the townspeople: economy, tidiness, love of orderliness<sup>19</sup>. A woman cook working in a bourgeois house was expected to cook in a simple way, prepare healthy meals and avoid any luxuries.

The analysed cookery books by Anna Wecker and Maria Sophia Schellhammer presented a completely different attitude to the understanding of women's role as cooks.

Anna Wecker published a cookery book which was mainly supposed to fulfil the function of a medical guidebook. In the introduction the author wrote more of her medical knowledge and skills concerning healing

---

<sup>19</sup> Barlösius, *Köchin und Koch*, p. 217.

treatments in the case of an illness, pregnancy or confinement than of her experiences in the culinary art. She also referred to men's authority in this field. She emphasised that both her husband and other experienced physicians used not only the mixtures from the pharmacy but also those from the kitchen in their practice. As an example, she quoted the names of herbarium authors of the time, such as Peter Andrew Mattioli<sup>20</sup>, Joachim Camerarius the Younger<sup>21</sup> and Jacob Dietrich Tabernemontanus<sup>22</sup>. Their books, next to descriptions of herbs, contained recipes for soups, salads, cakes, herbal alcoholic beverages, liqueurs and healing beers, which belonged both to the medical and culinary sphere. The author must have known the rules of the Galen system regarding the six unnatural things, for she wrote, addressing the reader, that the recipes she gave would only be efficient for those who needed them if as well as being guided by one's own knowledge and wisdom or the doctors' advice, one also took into consideration additional factors, such as one's own nature, age, season of the year, place of living, lifestyle and habits.

Anna Wecker wrote that for her culinary art had two dimensions: nourishment and healing. However, in her introduction to the cookery book she did not devote attention to cookery as the art of preparing, serving or organising meals. Even though the relationship between medical and culinary knowledge was symbiotic, Anna Wecker clearly emphasised the medical aspect of her experience, distancing herself from being a female cook. The examples of women from the Old Testament which she quotes, Sarah, Rebekah, Lea and Rachel, who all achieved extraordinary skilfulness in the art of cooking, are not used to construct her image as a professional female cook. She rather wants to appear as a woman who, thanks to becoming acquainted with the properties of food, is able to serve others, mainly the sick and needy. Therefore, Wecker does not call herself a cook, but a housekeeper who, motivated by religious reasons, wrote down her knowledge with the utmost care so that it could be of use to others. At the end of her preface the author

---

<sup>20</sup> He wrote several works regarding herbs, plants and herbal medicine. One of them was published in German in 1590, in the translation of Joachim Camerarius the Younger.

<sup>21</sup> He translated the Mattioli's herbarium into German, adding several of his own descriptions of herbs: *Kreutterbuch deß hochgelehrten unnd weitberühmten Herrn D. Petri Andreae Matthioli*, (1590).

<sup>22</sup> J.T. Tabernaemontanus, *Neuw Kreuterbuch*, (1588).

writes that she was not driven by the pursuit of fame, but by the Christian duty of love for her neighbour.

Maria Schellhammer, in turn, who published her book nearly a hundred years later than Anna Wecker, entitled it, significantly enough, *A well taught woman cook* (Ger. *Die wohl unterwiesene Kochin*). Her advice, regarding the skilful management of the servants and the table, is mainly directed at women, both housekeepers and domestic cooks, as well as to housewives. Schellhammer thought that her book would most frequently be read by women, since it was them to whom men left the housekeeping. According to her, although noblewomen do not have to be concerned with cooking, similar to women from the middle class who maintain servants, they should still have some knowledge about managing the kitchen and the table. The author also confronts areas attributed to the daily sphere of male and female activity. She endeavours to raise the value of cookery, writing that cooking or managing the kitchen are female duties and require similar knowledge, diligence and reason as is needed for writing a letter or a book or advising a grand master on important matters.

## 8. The chefs and the visions of the world

Max Rumpolt begins the introduction to his cookery book reflecting more on the order of the world and the functions of the written word and print connected to it, than those concerning the value of the culinary art. The chef describes the world from a traditional perspective. The social class hierarchy, elite regime and the subordination of the common man are all the design of God, who loves order and discipline. All kinds of knowledge and talent regarding, among other things, speaking languages or being proficient in learning, also come from the Almighty, who bestows them as gifts upon outstanding individuals. Writing plays an important role, for the most talented people have a responsibility to pass their knowledge to others – not only orally, but also in writing. The teaching which Rumpolt writes about should concern three spheres: moral, social and professional. According to the chef, the main role of writing is to pass the rules, orders, prohibitions, good habits and virtues of social life to future generations, as well as to show good examples for the young to follow, to make it easier for them to take their first steps in the professions they have chosen.

The need to preserve knowledge in writing for future generations is explained by awareness of the fragility of human life and the quick passing of time. The change from speech to writing is explained by Rumpolt with the biblical example of those people who lived for several hundreds of years, thanks to which they could teach their children and grandchildren how to lead a good and virtuous life. However, the length of human life has been shortened by God as a punishment for sins and “nowadays, living so short”, man has to teach his descendants by means of writing.

Continuing his reflections on the functions of writing and print, Rumpolt enumerates and describes three main types of book: the Holy Scripture, books on *artes liberales* and *artes mechanicae*. Teachings resulting from reading the Bible are of three kinds: the regularization of moral principles, explaining the origins of the world and a reference point for political and social life, since they describe the fates of former empires, kingdoms, particular peoples and outstanding individuals. A book which is a source of knowledge is not only the Holy Scripture, but also the printings which concern the liberal arts. Rumpolt names in the first place law and theology as fields of study which teach people how to live in accordance with divine and worldly laws.

Apart from them, there are also *artes mechanicae* which focus on practical activities or those requiring physical work. The liberal arts concerned the spiritual sphere, which is why they were perceived as ‘higher’. Among *artes mechanicae* Rumpolt names craftsmanship, construction, military art, agriculture, metallurgy, trade and cookery.

One of the most interesting fragments here is the one in which the chef tries to prove why the culinary art is not the least important of all the *artes mechanicae*. He emphasises that without the practical arts which remained in the background of the liberal arts, the latter could not be developed. However, thanks to printing, people can appreciate the value and usefulness of writings created with great benefit for the whole of society.

The thoughts which Prasmofsky, the chef, shares with his readers, although not touching upon subjects other than food, concern the issue of the hierarchy of values in human life. His statement consists of an impressive number of quoted stories connected with food, with the rich of this world as the main characters. Individual sentences of the author

or proverbs, functioning as commentaries, are put between the particular stories. The author demonstrates his erudition and extensive reading to the reader, quotes Holy Scripture, mentions stories of the classic authors and of scholars closer to his own time.

The chef makes himself known to the reader as a moralizer. The object of his criticism is mainly the lack of economy, modesty and moderation in the life of the rich, for whom splendour and excess are elements used for emphasising their own position. Thus Prasmofsky even quotes the German proverb five times: “He who owns much, spends much, while he who has little, can do little with it too”<sup>23</sup>.

The negative characters of the stories quoted by Prasmofsky are Cleopatra and Mark Anthony who made a bet with each other on who would give the most expensive banquet in human history, King Alfonso V of Aragon, whose steward bid at a fair in Rome with a steward of the pope for the last lamprey and paid for it a tremendous sum of thirty guldens, and Dionisus, the tyrant of Smyrna, who lavished expense to taste the famous Spartan black sauce. The positive characters are, in turn the Lacedaemonians (Spartans), Pericles, Octavian Augustus, Charles the Great, Matthias Corvinus and the wife of the emperor Ferdinand I – Anna Jagellonica. All of them – according to Prasmofsky – were bound by a love for moderation and, despite their high birth and enormous wealth, the care taken in order not to have unnecessary luxuries on their tables.

Prasmofski writes from the perspective of an observer whose contemporaries had got lost in splendour and squandering. He calls wastefulness and the willing to display one’s wealth “bad pride”. The chef appears to be very severe in his judgement. Gluttony, which is the result of a lack of moderation in enjoying the delights of food is, in his opinion, an offence which cannot be justified. He also criticises the rules governing banquets, saying that contemporary people ought to learn economy from the Spartans, who never prepared more food than they actually could eat for their feasts. An example to follow, which Prasmofski sets before his reader, is a person who lives modestly, contents himself with what he has and enjoys little things.

---

<sup>23</sup> The proverb in German: “Mit viel hält man Haus, mit wenig kommet man auch aus”, see: K. Simrock, *Die deutschen Sprichwörter*, (1846), no 4451.

The narration led by Prasmofski, the lack of dedication to or mentions of the master whom he served, the lack of reference to work in the manor kitchen and, furthermore, the criticism of extravagance, may suggest that he addressed his book to a wider audience than the other chefs – to the provincial nobility and perhaps to the townspeople.

\* \* \*

A chef presented his profession with all its splendours. He emphasised his professionalism, the enormous amount of knowledge required and experience regarding culinary, medical, and dietary issues. He perceived himself as a master, professional, courtier and clearly separated himself from the common cooks and kitchen servants dealing in physical work and obeying orders.

Not only men were the authors of cookery books at the time. Treatises written in German by women begin to appear at the end of the 16<sup>th</sup> c. Women's activities as cooks was restricted to the private sphere. The profession of a female cook did not involve the prestige of a chef, as women had always been perceived as those who were supposed to prepare the daily meal for their families. Men, in turn, were able to become professionals and, subsequently, seek employment in towns, in professions connected with food distribution or in the houses of aristocrats, clergy or rich townspeople. If they chose the second path and were lucky, they could achieve the highest possible position in this career, i.e. become a chef. One of the chef's functions, undoubtedly the most splendid, was the organisation of manorial banquets. Thus, the difference in perceiving the profession of female and male cooks lies in the contrast between what is necessary and relates to daily life and what is ceremonial and full of splendour.

The image emerging from the gathered statements of the chefs represents a broad-minded people proud of their profession, whose knowledge and interests went beyond the kitchen area. References to ancient sources and being acquainted with the works of the scholars of the time were to demonstrate that a chef was not only a craftsman, but also erudite and a writer.

Magdalena Liliana Figurniak

Uniwersytet Opolski

## EGO-DOCUMENTS IN THE CORRESPONDENCE OF THE ZAMOYSKI FAMILY

from the Period of the Chancellor Line (Jan ‘Sariusz’,  
Tomasz, Jan ‘Sobiepan’ Zamoyski)

### 1. Introductory remarks

The goal of the present considerations is to analyze the correspondence of the Zamoyski family from the period of the Chancellor Line (between the second half of the 16<sup>th</sup> c. and the second half of the 17<sup>th</sup> c.), from the viewpoint of epistolary sources with features of ego-documents. In these considerations, I will try to present and analyze fragments of the assorted letters of the Zamoyski family, in which I have found expressions evidencing the self-consciousness of their authors. The study will mainly concentrate on the analysis of ego-documents and its signs, as well as relations with the family, and how he stood socially, and politically, which may be found within the content of the assorted correspondence of the Zamoyski family members. A special emphasis will be put on relations with the family.

The Chancellor Line referred to in the title began with Jan ‘Sariusz’ Zamoyski (1542–1605), the Grand Chancellor and Hetman of the Crown, founder of the Zamoyski family fee tail or entail<sup>1</sup> in the second half of the

---

<sup>1</sup> Fee Tail or Entail: an old feudal expression for a title to real property, which in the Polish-Lithuanian Commonwealth was called *Ordynacja*, an estate in land subject to

16<sup>th</sup> c., and ended with his grandson, Jan ‘Sobiepan’ Zamoyski (1627–1665), the Voivode of Kiev and Sandomierz, the third Ordynat<sup>2</sup>, in the second half of the 17<sup>th</sup> c.. The analysis will primarily cover assorted letters of Jan ‘Sariusz’, his son Tomasz (1594–1638), the Great Crown Chancellor, Tomasz’s mother and Jan’s wife Barbara Tarnowska (1566–1610), and Jan ‘Sobiepan’ Zamoyski (1627–1665) which have survived in the original or in copy. Regarding the correspondence of the Zamoyski family, it is important to note that the source basis is extensive, if regarded quantitatively, although it shrinks radically when we search for signs of ego-documents. By ego-document<sup>3</sup>, a term that has already been used, one should understand specific historical resources, mainly of a personal nature, such as autobiographies, memoirs, journals, or letters in which the thoughts and feelings of the text’s author are unconsciously or directly expressed. The Zamoyskis, particularly the founder of the Chancellor Line, Jan ‘Sariusz’ Zamoyski, Great Chancellor and Hetman, founder of the Zamoyski family fee tail, have been of great interest to researchers for many years. This has led to a considerable number of elaborations, the authors of which focus not only on the biographies, but also on many aspects related to the activity of the Zamoyski family<sup>4</sup>. I have yet to encounter, however, a work directly dedicated to ego-documents contained in the correspondence written by the Zamoyski family members. In the literature on the subject, the Zamoyski line derived from Florian, son of Tomasz of Łaźnin who was the founder of the great family which ended without issue of Jan ‘Sobiepan’, is referred to as the ‘older’ line<sup>5</sup>. I intend to focus on this branch of the family, but I shall deal only with the Chancellor Line, to which Jan ‘Sariusz’, Tomasz, and Jan ‘Sobiepan’ Zamoyski belonged and whose name refers to the post of the Great Chancellor of

---

a restriction regarding inheritance and which could be inherited in full only by the eldest son or certain heirs who were blood relatives.

<sup>2</sup> The Ordynat: formerly the title of the principal heir of Ordynacja (Fee tail).

<sup>3</sup> We find some broader reflections on the subject of ego-documents in among others the work of S. Roszak, *Ego-documents-some remarks about Polish and European historiographical and methodological experience*, “Biuletyn Polskiej Misji Historycznej”, 8 (2013), p. 27–42.

<sup>4</sup> K. Kowalczyk, *W kręgu kultury Jana Zamoyskiego*, (1980); *Jan Zamoyski wódz – mecenas – polityk 1542–1605*, ed. by P. Kondraciuk et al., “Zamojsko-Wołyńskie Zeszyty Muzealne”, 3 (2005), p. 5–41.

<sup>5</sup> T. Zielińska, *Poczet polskich rodów arystokratycznych*, (1997), p. 463, 468.

the Crown, held in their respective times by Jan ‘Sariusz’ and his son Tomasz. I should mention that this subject matter is connected with my scholarly research on the Zamoyski latifundium in the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> c., concerning the areas both belonging to the Zamoyski family fee tail and those freely inherited.

## 2. The Three Ordynats

Jan ‘Sariusz’ Zamoyski, the creator of the Zamoyski family’s power, was born in 1542 in Skokówka<sup>6</sup>, the oldest son of Stanisław Zamoyski (1519–1572) and Anna Herburtówna. From his early years particular attention was paid to his sound education, which was later reflected in the great successes of his career. He achieved the highest posts in the Commonwealth of that time<sup>7</sup>. Between the years 1576 and 1578 he held the post of Vice Chancellor, but as of mid 1578 he held the post of Chancellor, later to attain the post the Great Crown Hetman in 1581. Zamoyski had great influence both at home and abroad. The times elevated him to the forefront of the gentry movement<sup>8</sup>. The great fortune, which he was able to amass during these years, enabled him to establish the city of Zamość (founded in 1580) and the Zamoyski Academy there in 1595, a well-known centre of science and culture in the Polish-Lithuanian Commonwealth bringing together great scholars. Jan ‘Sariusz’ became famous not only as the founder of the significant economic and cultural centre that Zamość had become, but also of the huge feudal latifundium<sup>9</sup>. Zamoyski’s important achievement was the founding of the Zamoyski Family Fee Tail in 1589, the aim of which was to secure the future of the family’s property base in the hands of its heirs, exempt as it was from the statutory succes-

---

<sup>6</sup> A. Tarnawski, *Działalność gospodarcza Jana Zamoyskiego. Kanclerza i hetmana wielkiego koronnego (1572–1605)*, (1905), p. 13–14; S. Grzybowski, *Jan Zamoyski*, (1994), p. 14; M. Kozaczka, *Poczet Ordynatów Zamoyskich*, (2009), p. 5.

<sup>7</sup> A.A. Witusik, *Młodość Tomasza Zamoyskiego. O wychowaniu i karierze syna magnackiego w Polsce w pierwszej połowie XVII wieku*, (1977), p. 25.

<sup>8</sup> *Ibidem*, p. 27.

<sup>9</sup> J. Janicka, *Maurycy hrabia Zamoyski. Zarys losów życiowych i politycznych oraz wgląd w struktury gospodarcze ordynacji*, (2000), p. 15.

sion and covered by the prohibition of division<sup>10</sup>. The means of succession was established based on majority, seniority, and primogeniture<sup>11</sup>. In 1605 the Great Chancellor and Hetman died and the fee tail or entail he established along with the whole property was transferred to his son, the 2<sup>nd</sup> Ordynat, Tomasz Zamoyski.

Tomasz Zamoyski was born in 1594. His mother was Barbara Tarnowska, daughter of the Crown Sword-Bearer Stanisław Tarnowski (1541–1618)<sup>12</sup>. She was the fourth wife of Jan Zamoyski and the only one to bear him offspring. Tomasz inherited his deceased father's entire property alongside the high social standing. This facilitated a rapid rise on the political scene. With no greater difficulty he achieved elevated posts in the Polish-Lithuanian Commonwealth. In 1628 he became the Vice-Chancellor and in 1635 like his father he was nominated as Great Chancellor of the Crown<sup>13</sup>. Katarzyna Ostrogska (1602–1642), the very well-endowed daughter of the governor of the Volhynia Province, became his wife. This marriage produced two daughters<sup>14</sup> and a son, the last male issue of the family line, Jan 'Sobiepan'. Tomasz Zamoyski, the 2<sup>nd</sup> Ordynat, died in 1638 and the property came under the rule of the grandson of the entail's founder the 3<sup>rd</sup> entailer, Jan 'Sobiepan' Zamoyski (1627–1665).

Jan 'Sobiepan' Zamoyski was born in 1627, the son of Tomasz and Katarzyna Ostrogska. He inherited a great fortune, which, thanks to his mother's dowry, was even more impressive.<sup>15</sup> The early deaths of both his parents had a great influence on him. Unlike his predecessors he had no grand political ambitions<sup>16</sup> but he proved himself to be a brilliant soldier and commander. In 1654 he became the Royal Cup-bearer and then in 1658 Governor of the Kiev Province and a year later Governor of the Sandomierz Province<sup>17</sup>. In the history of the Polish-Lithuanian Commonwealth he is noted as a supporter of King John II Casimir Vasa and a de-

<sup>10</sup> T. Zielińska, *Ordynacje w dawnej Polsce*, "Przegląd Historyczny", 68, 1, (1977), p. 17.

<sup>11</sup> Witusik, *Młodość Tomasza Zamoyskiego*, p. 33.

<sup>12</sup> *Ibidem* p. 36 and 38.

<sup>13</sup> Zielińska, *Poczet polskich rodów arystokratycznych*, p. 467.

<sup>14</sup> Kozaczka, *Poczet Ordynatów Zamoyskich*, p. 25.

<sup>15</sup> Zielińska, *Poczet polskich rodów arystokratycznych*, p. 467.

<sup>16</sup> J.S. Dąbrowski, *Senat koronny. Stan sejmujący w czasach Jana Kazimierza*, (2000), p. 28.

<sup>17</sup> M. Kozaczka, *Ordynacja Zamoyska 1919–1945*, (2003), p. 14.

fender of the state during the Swedish invasion<sup>18</sup> and Bohdan Khmelnytsky's uprising. He married Maria Casimire Louise de La Grange d'Arquien<sup>19</sup> (the future wife of Jan III Sobieski) with whom he had three children. All of them died in childhood<sup>20</sup>. In 1665 Jan 'Sobiepan' died and the Chancellor Line of the Zamoyskis came to an end.

### 3. The Correspondence of the Zamoyski family

A major part of the correspondence of the Zamoyski family, dating back to between the 16<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> c., has survived, either in the original or in copy. Descendants of the family were aware of the value of family documents and preserved them long ago; therefore, these documents were accorded appropriate care. The turbulence of history, however, has caused some to be irretrievably lost<sup>21</sup>. It is interesting that the extensive correspondence of Jan 'Sariusz' Zamoyski has already been edited and was published in four volumes as Jan Zamoyski's Archive in early 20<sup>th</sup> c.<sup>22</sup>. This is a collection of letters, addressed to Zamoyski and written by him. Other letters by the founder of the fee tail can be found in the Archive of the Radziwiłł Family of Nieśwież<sup>23</sup>, which has also been edited. As for the letters of Tomasz Zamoyski, some have been meticulously edited by Stanisław Żurkowski<sup>24</sup>. The remaining letters, along with most of the family's correspondence, are found in collections of the Archive of His-

---

<sup>18</sup> M. Komarzyński, *Maria Kazimiera d'Arquien Sobieska królowa Polski 1641–1716*, (1983), p. 18.

<sup>19</sup> T. Boy-Żeleński, *Marysienka Sobieska*, (1983), p. 15.

<sup>20</sup> *Ibidem*, p. 16.

<sup>21</sup> A.B. Sidorowska, *Klucz szczebrzeski Ordynacji Zamoyskiej w XVII i XVIII wieku*, (2009), p.12.

<sup>22</sup> *Archiwum Jana Zamoyskiego kanclerza i hetmana wielkiego koronnego* (further AJZ), ed. by W. Sobieski, 1: 1553–1579, (1904); AJZ, ed. by J. Siemiański, 2: 1580–1582, (1909); AJZ, ed. by J. Siemiański, 3: 1582–1584, (1913); AJZ, ed. by K. Lepszy, 4: 1585–1588, (1948).

<sup>23</sup> *Archiwum domu Radziwiłłów: listy księcia Mikołaja Krzysztofa Radziwiłła Sierotki, Jana Zamoyskiego, Lwa Sapiehy*, in: *Scriptores rerum Polonicarum*, 8, ed. by A. Sokołowski, (1885).

<sup>24</sup> S. Żurkowski, *Żywoć Tomasza Zamoyskiego kanclerza wielkiego koronnego*, ed. by A. Batowski, (1860).

torical Records in Warsaw, e.g. in the collection of the Zamoyski Family Archive and the Radziwiłł Family Archive<sup>25</sup>. The multitude of publications concerning Tomasz has meant some fragments of his letters have been printed. The letters of Jan Zamoyski's grandson, on the other hand, have as yet not been published, but fragments of his correspondence can be found in the literature on the subject.

#### 4. Ego-documents of Jan 'Sariusz'

A large part of Jan 'Sariusz's' surviving correspondence is connected primarily with the interests, both political and economic, which he had keenly conducted throughout most of his life. This, however, does not prevent signs of ego-documents and his political standing in his correspondence. For instance, Jan, in his letter of 12<sup>th</sup> September 1574, replies to Mikołaj Krzysztof, the 'Orphan', Radziwiłł<sup>26</sup> that the latter can fully trust and rely on him with regard to passing important information about political affairs in Warsaw, which is also stressed in his signature: "V.X.M. nanissi sluga Jan Zamoiski"<sup>27</sup> ["Your Grace's most humble servant, Jan Zamoiski"].

This signature may be treated as no more than a sign of the good manners and conventions required in the correspondence of the day<sup>28</sup>, but it can be assumed that this is a result of relations between Radziwiłł and

---

<sup>25</sup> A substantial collection of the Zamoyski's family correspondence can be found in Archiwum Główne Akt Dawnych w Warszawie [Central Archives of Historical Records in Warsaw] (further: AGAD), precisely in Archiwum Zamoyskich [Zamoyski Family Archive] (further: AZ), fond No. 358 and in Archiwum Warszawskie Radziwiłłów [Radziwiłł Family Archive in Warsaw] (further: AR), fond No. 354, section 2 (further: ARII) and 5 (further: ARV).

<sup>26</sup> Mikołaj Krzysztof "The Orphan" Radziwiłł (1549–1616) – Court Marshal of Lithuania (1569), Grand Marshal of Lithuania (1579), castellan of Trakai (1586), voivode of Trakai Voivodeship (1590), voivode of Vilnius Voivodeship (1604) and also ordynat of Nieśwież.

<sup>27</sup> Letter from Jan Zamoyski to Mikołaj Krzysztof Radziwiłł, Knyszyn 12<sup>th</sup> September 1574: AJZ, 1, p. 73.

<sup>28</sup> W. Walecki, *Przeniknąć w tamten świat, czyli jak czytać dawne teksty użytkowe, na przykład listy*, in: *Epistolografia w dawnej Rzeczypospolitej*, 1, ed. by P. Borek, M. Olma, (2011), p. 313.

Zamoyski. Jan ‘Sariusz’ wanted to marry Krystyna Radziwiłł<sup>29</sup>, Mikołaj Krzysztof, the ‘Orphan’s’, sister. Through this marriage, he wanted to realise a great many of his personal ambitions. He knew very well that he was far, far away from the most important families in the country. He also knew that in order to attain the highest offices in the country, he needed meaningful affinities and connections. The Radziwiłł Family was one of the most powerful in the Polish-Lithuanian Commonwealth.

In other words from the same letter he declares that: “Weisrze i w ten i w ow kąt, czo się dzieie. Czo pobacze, V.X. M nieomieszkam osnaimie”<sup>30</sup> [“I shall look here and there to see what is happening. Whatever I see, I will not fail to tell Your Grace about”].

Zamoyski, still relatively young at that time, revealed his astuteness and interest in politics, but not only that. He also showed himself to be a keen observer of the world around him. The letter was written when Zamoyski was working as royal secretary to Sigismund II Augustus, so it was the very beginning of his career. He cared about valuable acquaintances, so he tried to make them. In other pieces of Zamoyski’s correspondence with Jan Chodkiewicz<sup>31</sup>, the would-be chancellor and hetman wrote about his friendship with the addressee and assured him again about his services as an observer and intercessor to the King<sup>32</sup>. He finished his letters with meaningful closing salutations, e.g.: “WM. powolny przyjaciel i sługa J. Zamoyski m.p.”<sup>33</sup>, or “WM. sługa I. Zamoyski”<sup>34</sup> [“Your obedient friend and servant, J. Zamoyski”, or “Your servant J. Zamoyski”].

---

<sup>29</sup> W. Dworzaczek, *Genealogia*, 2 (1959), array 135; Kozaczka, *Poczet Ordynatów Zamoyskich*, p. 11.

<sup>30</sup> Letter from Jan Zamoyski to Mikołaj Krzysztof Radziwiłł, Knyszyn 12<sup>th</sup> September 1574: AJZ, 1, p. 73.

<sup>31</sup> Jan Karol Chodkiewicz (1560–1621) – a military commander of the Polish-Lithuanian Commonwealth army, Field Hetman of Lithuania (1601) and Grand Hetman of Lithuania (1605).

<sup>32</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jan Chodkiewicz, Toruń 22<sup>nd</sup> October 1576: AJZ, 1, p. 109.

<sup>33</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jan Chodkiewicz, Ciechanów, 31<sup>st</sup> July 1576: AJZ, 1, p. 106.

<sup>34</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jan Chodkiewicz, Bydgoszcz 12<sup>th</sup> February 1577: AJZ, 1, p. 114.

At this time Zamoyski was selected by the new monarch to be close to the throne. Therefore it is necessary to add that Jan ‘Sariusz’ could promise more to Chodkiewicz than in the previous letter to Radziwiłł. The future dignitary was probably aware of the social differences separating him from the Lithuanian dignitary.

It is significant that Jan ‘Sariusz’ had very far-reaching contacts among the magnates, especially with the Radziwiłł family. 1580 saw the death of Jan’s second wife, Krystyna Radziwiłł, while the chancellor’s marriage ended as sadly as his previous one to Anna Ossolińska<sup>35</sup>. In his letter of 29<sup>th</sup> February of that year, Jan wrote to his brother-in-law, Jerzy Radziwiłł<sup>36</sup>, about his profound grief for his wife and sense of bereavement. The chancellor’s first words, directed to the bishop are the most meaningful:

Zal i smutek moy wielki, [...] to, czom ia na szwieczie najmilszego w towarzystwie nierozdzielnym zywota swego miał, małżonkę bogoboyną, uczciwą, wstydlivą, pokorną, powolną y posłuszną, wziacz mi y z tym szwiatem noczy poszley [...] rozlaczic raczy!<sup>37</sup>.

My grief and sorrow is great, [...] the kindest thing in the world that I have had is my inseparable companion, my wife, so pious, honest, modest, humble, dutiful and obedient, He has deigned to take away from me and [...] part from this world on the previous night.

That Zamoyski cherished Krystyna greatly is evidenced, among other things, by the many qualities of her character he mentions in the letter. The feelings that overcame him, grief and sorrow, were natural and most certainly justified. A week after his wife’s death, Jan wrote to his brother-in-law again: “Bo nie tilko wsitko ine w tem zalu, ale niemal i sloncze, które mi swieczci, osmierslo mi”<sup>38</sup> [“For as well as everything else even the

<sup>35</sup> A.A. Witusik, *O Zamoyskich, Zamościu i Akademii Zamoyskiej*, (1978) p. 26.

<sup>36</sup> Jerzy Radziwiłł (1556–1600) – Polish-Lithuanian nobleman, Catholic bishop and cardinal.

<sup>37</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jerzy Radziwiłł, Warszawa 29<sup>th</sup> February 1580: AJZ, 2, p. 4–5.

<sup>38</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jerzy Radziwiłł, Knyszyn 9<sup>th</sup> March 1580: AJZ, 2, p. 5–6.

sun that shines on me is loathsome to me in such grief”]. Here, Zamoyski writes again about the immense grief that made even the sun unbearable to him. He also informs the reader that, due to his misfortunes and bad health, he would not be able to spend more weeks in Warsaw. Zamoyski was connected with Krystyna not only as a marriage of convenience but also with a commitment to his wife. Like most people at that time he was conscious that, if socially advanced, one adds value to one’s family and one must pass the success on to one’s offspring.

Jan ‘Sariusz’ became famous in his time as an excellent soldier and commander<sup>39</sup>. In one of his letters from 1581 he expresses his interest in quarters for his troops, and even mentions to Spytek Wawrzyniec Jordan, who was responsible for them, specific conveniences to be located near the camp.

Patrzećby na tho, żeby przy sieniach było i orzy innej żywności [...] Ithem *żeby* co niedaleko od siebie derewień było [...]<sup>40</sup>.

Take heed that it should be near barns and other food [...] that some timber should be nearby [...].

This fragment mentions the proximity of a forest and barns, so that the soldiers could easily avail themselves of timber and food. The fragment implies that Zamoyski took the preparation of good quartering conditions for his troops into account, confirming his care for subordinates and his prudence. In a letter of 17<sup>th</sup> January 1582, Zamoyski wrote to Wojciech Baranowski<sup>41</sup>, then Bishop of Płock, as follows: “Jakbym się thesz na syem pospieszel, chocia się nie kocham w nim”<sup>42</sup> [“As if I hurried to the Sejm, although I do not love it”]. One may advance the thesis that Zamoyski was tired of politics at that moment.

---

<sup>39</sup> J. Tazbir, *Jan Zamoyski w opinii potomnych*, in: *Świat Panów Pasków. Eseje i studia*, ed. by J. Tazbir, (1986), p. 312.

<sup>40</sup> Letter from Jan Zamoyski to Spytek Jordan, of Psków, 15<sup>th</sup> December 1581: *AJZ*, 2, p. 114.

<sup>41</sup> Wojciech Baranowski (1548–1615) – later Primate of Polish and Lithuanian.

<sup>42</sup> Letter from Jan Zamoyski to Wojciech Baranowski, of Psków, 17<sup>th</sup> January 1582: *AJZ*, 2, p. 317–318.

## 5. Ego-documents among the letters of Tomasz and Barbara Zamoyski

Among the surviving correspondence of Tomasz Zamoyski, one can find both private and official letters, beginning in the times of his education and ending with those connected with his state function. In the collection of manuscripts, the most interesting letters with regard to information about the author, are those from between 1607 and 1609<sup>43</sup> between him and his mother Barbara Zamoyski. Here is one example. In one of the letters, of 23<sup>rd</sup> November 1607, Tomasz writes as follows:

[...] najmniejsze rozkazanie WMści mojej MPani u mnie jest jako prawo, którego we wszem przestrzegać powinienem [...]<sup>44</sup>.

[...] to me, the slightest demand of Your Honour my Gracious Lady is like a law I should observe in everything [...].

This fragment clearly shows that this young nobleman respected his mother immensely. It is clear that Tomasz was brought up in a world where the primary duty was respect for one's parents. The expression in which he emphasises that every demand of Barbara is as important to him as observance of the law is of particular significance. Moreover, he writes about his great joy from the frequent contacts recommended by his mother:

[...] WMść moja MPani w liście swym jednym rozkazać raczyła, żebym przynajmniej raz w tydzień dawał o sobie znać WMści mojeje Pani, z chęcią i z ochotą to wielka czynię [...]<sup>45</sup>.

[...] Your Honour my Gracious Lady, in one of her letters, deigned to order me to let Your Honour my Lady hear from me at least once a week, so I hereby do it willingly and with pleasure [...].

---

<sup>43</sup> Witusik, *Młodość Tomasza Zamoyskiego*, p. 74.

<sup>44</sup> Letter from Tomasz Zamoyski to Barbara Zamoyski, Zamość 23<sup>rd</sup> November 1607: AGAD, AZ, No 713, letter 1.

<sup>45</sup> *Ibidem*.

Slightly earlier, in a letter of 18<sup>th</sup> August 1605, Barbara addresses her only child as follows:

Najmilszy Synu. [...] Temeś mnie ucieszył..., że nie tęsknisz, dziękując za to, żeś tak baczny, cieszy mnie tym. Głupiem synom to przyzwoite tęsknić do matek, a mądrym starać się, aby matki cieszyć, służąc Panu Bogu, ucząc się pilno [...]<sup>46</sup>.

Dearest Son. [...] You have pleased me..., in that you do not miss me, thanking you for being so diligent, I am pleased. It befits foolish sons to long for their mothers, and the wise ones to seek to please their mothers by serving our Lord and learning diligently [...].

Jan 'Sariusz' died on 3<sup>rd</sup> June 1605, so Tomasz had already been a half-orphan at the moment of writing this letter, which probably gave rise to the intimacy between mother and son revealing itself in the very first words in which Barbara addresses Tomasz. One can also deduce from the fragment of the letter quoted that the widow, as a caring mother concerned primarily with the good of her child, also supervised her son's education. In a letter of 15<sup>th</sup> May 1609, Barbara writes to Tomasz again with great tenderness:

Mój najmilszy synu. Nie dziw, żeś cię poprzedziła pisaniem, bom cię miłością poprzedziła. Odpoczynek mój na świecie jeno ta uciecha, abym to o tobie słyszała... czego dobra matka po dobrym synu czeka<sup>47</sup>.

My dearest son. Do not wonder that I have preceded you with writing, since I have also preceded you with love. My only rest in the world is the joy of hearing about you... what a good mother expects of a good son.

In those few words, Barbara expresses her entire motherly love for Tomasz. Her deep feelings for her son are again confirmed. She must have been an unusually devoted mother. Unfortunately, Tomasz did not enjoy

<sup>46</sup> Letter from Barbara Zamoyski to Tomasz Zamoyski, Krzeszów 18<sup>th</sup> August 1605: AGAD, AZ, No 282, letter 1.

<sup>47</sup> Letter from Barbara Zamoyski to Tomasz Zamoyski, Krzeszów 15<sup>th</sup> May 1609, AGAD, AZ, No 282, letter 31.

the good advice of Barbara for long. She died on 26<sup>th</sup> April 1610 when he was 16. Tomasz spent the next years on further education and travels abroad. Thus, during foreign peregrinations, when staying in Italy, Tomasz writes in his letter of 20<sup>th</sup> July 1617:

[...] ja ojca swego drogi trzymać się chcę... i nie inszych dróg sobie w ojczyźnie szukać, ale ta utorowaną iść [...] <sup>48</sup>.

[...] I want to follow the way of my father... and I do not want to look for other ways in the homeland, but to go along the paved one [...].

The fragment quoted shows how ambitious and confident of his life goals the young son of the hetman was. His father was an excellent role model, and the education he instilled in Tomasz, either himself or through teachers, finally revealed itself. In his letters, Tomasz also showed himself to be a real patriot and a dutiful state official. In a fragment of a letter of 5<sup>th</sup> October 1620, addressed to the nobility, he writes:

Nie przywłaszczam nic sobie między Waszmościami, coby mi nie należało. Jednak jako brat i sługa Waszmościów oznajmuję o niebezpieczeństwie, w którym są Ichmość PP. hetmiani i wszytka Rzeczpospolita <sup>49</sup>.

I do not appropriate anything from you which is not due to me. Although, as your brother and servant, I inform you of the danger in which their Honours the Hetmen and the entire Commonwealth has found itself.

Thus Tomasz urged the noblemen to be vigilant and ready to take up the fight against the enemy, in such a manner that he could gain their sympathy and let them know the gravity of the situation. In another fragment, he refers to God several times, and Zamoyski, as we know, was an extraordinarily pious nobleman <sup>50</sup>.

---

<sup>48</sup> Letter from Tomasz Zamoyski to Unknown, Padua 20<sup>th</sup> July 1617, AGAD, AZ, No 289, letter 13.

<sup>49</sup> Letter from Tomasz Zamoyski to the nobility, Zamość 5<sup>th</sup> October 1620, in: Żurkowski, *Żywot Tomasza Zamoyskiego*, p. 46.

<sup>50</sup> Żurkowski, *Żywot Tomasza Zamoyskiego*, p. 8–9.

Dla Boga poczuwajcie się WM. ja wszystkiem siłami staram się stawić tam[...]. Pan Bóg Waszmościom nadgrodzi tę *pobożność*, a ja odstuję [...] <sup>51</sup>.

By God, be concerned, Gentlemen. I am trying my best to come there [...]. Our Lord will reward you for such piety, and I will serve [...].

In another letter, written on 22<sup>nd</sup> October 1620, Zamoyski addresses the king with the following information:

[...] na cienkiej nitce wisi i zdrowie i całość Rzeczypospolitej. Nieprzyjaciel państwo W.K.M. uczynił sobie własnym domem, czyni w nim co furor hostilis i okrucieństwo każe, ostatka dla siebie samego i przyszłej wojny ochrania. Już te kąty popluskane krwią poddanych W.K. M, [...] ruszyć się z kim nie masz; nie masz wodzów, pieniędzy, ludzi; kupić się nie da nieprzyjaciel <sup>52</sup>.

[...] the health and integrity of the Commonwealth is hanging on a slender thread. The enemy has made Your Majesty's state his own home [...]. Its corners have already been splashed with the blood of Your Majesty's subjects [...] there is no one to advance with; no commanders, no money, no men; the enemy cannot be bought.

The fragment shows the extent to which Tomasz cared about the Commonwealth. The content reveals his patriotism insofar as he tried to influence the addressee with regard to the danger that threatened the homeland.

## 6. Jan 'Sobiepan' and his self-narratives

From the prevailing viewpoint of scholars, Jan 'Sariusz's' grandson did not go down in history too favourably. However, analysing his assorted letters, one may come across self-narratives that show him in a com-

<sup>51</sup> Letter from Tomasz Zamoyski to the nobility, Zamość 5<sup>th</sup> October 1620, in: Żurkowski, *Żywot Tomasza Zamoyskiego*, p. 46.

<sup>52</sup> Letter from Tomasz Zamoyski to King, Kamionka 22<sup>nd</sup> October 1620, in: Żurkowski, *Żywot Tomasza Zamoyskiego*, p. 49.

pletely different light, as a patriot defending the homeland and a valiant soldier. A particularly meaningful example in this regard was a letter of 20<sup>th</sup> April 1657 written by Jan ‘Sobiepan’ in reply to a letter from Jerzy II Rakoczy<sup>53</sup>. The letter contains harsh words, considering the earlier agreements, referring to an unexpected attack by Rakoczy, who had invaded the Commonwealth by force, allying himself with the enemy (the Swedes<sup>54</sup>). Zamoyski is openly outraged by a proposal to defect to the enemy: “[...] abym się na stronę WXM przekinał nie ujdzie *żadną* przyczyną”<sup>55</sup> “[...] by no means would I join your Grace’s side”].

In this, Jan ‘Sobiepan’ recalls his ancestors: his father Tomasz and grandfather Jan ‘Sariusz’, who were models for him in remaining faithful to king and country. Zamoyski is sufficiently convinced that, in order to emphasise his position, he says as follows:

teraźniejszego króla JM Pana N. Miłciwego jako Ojciec jego równemi głosami obranego nawet przy straceniu żywota i dóbr bronić będę [...]<sup>56</sup>.

I will defend His Majesty the current King, Our Gracious Lord, elected by equal vote just as his Father had been, even if I have to lose my life and wealth [...].

On the basis of the words quoted, one can see that Jan ‘Sobiepan’ was a sincerely devoted subject of the king and a real defender of the country. In another letter, dated 18<sup>th</sup> January 1653, Zamoyski reveals himself as a good administrator of his estates and a protector of the law. The affair described in this letter was connected with an election to the noble assembly of Szczebrzeszyn<sup>57</sup>. Jan ‘Sobiepan’ was outraged because they

---

<sup>53</sup> Jerzy II Rakoczy (1621–1660) – a Hungarian nobleman, Prince of Transylvania (1648–1660).

<sup>54</sup> This involves the events related to Treaty of Radnot which was signed during the Second Northern War in Transylvania on 6<sup>th</sup> December 1656, between the signing parties e.g.: King of Sweden – Charles X Gustav and Rakoczy. The treaty had predicted a division of the Polish–Lithuanian Commonwealth.

<sup>55</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jerzy II Rakoczy, Zamość 20<sup>th</sup> April 1657: AGAD, ARII, No 21, 421–422.

<sup>56</sup> Letter from Jan Zamoyski to Jerzy II Rakoczy, Zamość 20<sup>th</sup> April 1657: AGAD, ARII, No 21, 421–422.

<sup>57</sup> M. Stankowa, *Dawny powiat szczebrzeski XIV–XVIII w.*, (1975), p. 48.

presented single candidacies to him, which was: “przeciwko dawnym zwyczajom”<sup>58</sup> [against the old customs]. Initially, Zamoyski demanded four or at least two candidates to be presented. However, he finally stressed that, in connection with the possible delays, citizens may encounter injustice or “niewygoda wielką”<sup>59</sup> [great inconvenience], so he decided to accept the candidacies presented.

An even earlier letter, of 5<sup>th</sup> June 1643, to Prince Albrycht Stanisław Radziwiłł<sup>60</sup>, legal guardian of young Jan after the death of Tomasz Zamoyski, shows Jan ‘Sobiepan’, who at sixteen years of age was then still an obedient young man. Zamoyski thanks the addressee for his care and promises to obey his orders and discharge his duties<sup>61</sup>.

To sum up, I would like to indicate that this presentation has not allowed me to show many more examples of the ego-documents I succeeded in finding during my analysis of the Zamoyski family correspondence from the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> c. I have given only the most characteristic examples.

Ego-documents are the kind of source where the author unconsciously or directly determines himself somehow, not only expresses his feelings and sensitivity, but also his values, life goals and even desires. The correspondence of those who occupied prominent positions in the Polish-Lithuanian Commonwealth is extremely valuable historic material for many disciplines. This also applies to the individuals themselves.

As mentioned above, I have put a special emphasis on the Zamoyskis’ family relations. Comparatively, manifestations of ego-documents were rather harder to find in the correspondence of Jan ‘Sariusz’ than in that of Tomasz or Jan ‘Sobiepan’. The letters of Tomasz and Barbara Zamoyski seem to be particularly meaningful with regard to the feelings and values, and family relations revealed.

---

<sup>58</sup> Letter from Jan Zamoyski to Unknown, Lipsk 18<sup>th</sup> January 1653, in: Stankowa, *Dawny powiat szczebrzeski XIV–XVIII w.*, p. 49.

<sup>59</sup> *Ibidem*.

<sup>60</sup> Albrycht Stanisław Radziwiłł (1595–1656) – the Lesser Lithuanian Chancellor (1619), the Grand Chancellor of Lithuania and Starosta of Vilnius (1623), a member of the powerful Radziwiłł family.

<sup>61</sup> Letter from Jan Zamoyski to Albrycht Stanisław Radziwiłł, Zamość 5<sup>th</sup> June 1643: AGAD, ARV, No 18436, 81878, 3–4.



Adam Perłakowski

Uniwersytet Jagielloński

## IMMER FÜR SICH FREMDE

### Polen und der Dresdner Hof in der Zeit August II. und August III. von Wettin

Die polnisch-sächsische Union, die mit der Wahl des Kurfürsten Friedrich August I. von Wettin zum polnischen König, August II. (genannt August der Starke), 1697 beginnt, hat eine neue Ära in der Geschichte der beiden Staaten eingeleitet. Die Rolle und die Bedeutung der beiden Staaten im politischen System dieses Teils von Europa wurde schon mehrmals hervorgehoben, und die Diskussionen darüber, ob die Union Sachsens mit der Adelsrepublik Polen-Litauen mehr Vor- oder Nachteile mit sich brachte, sind gewissermaßen zu einer „Sportdisziplin“ geworden, die mit Leidenschaft von den nachfolgenden Generationen polnischer und deutscher (sächsischer) Forscher betrieben wird. Es geht hier jedoch um etwas mehr als um diese reine akademische Diskussion. Denn wir wissen eigentlich nicht, ob die Union lediglich als eine politisch-juristische Maßnahme zu betrachten ist, oder ob sie vielleicht Spuren im Bewusstsein der Bürger in den beiden Ländern hinterlassen hat? Es handelt sich dabei um ein wesentliches Problem. Wenn man die allgemeinen Ziele des polnisch-sächsischen Bündnisses kennt, ist es nämlich schwierig eindeutig festzustellen, ob durchschnittliche Bürger an der Elbe und an der Weichsel so gern wie August II. und seine polnischen Mätressen einander „in die Arme gefallen sind“.

Ein Ort, an dem es zum gegenseitigen Kennenlernen kommen konnte, war ohne Zweifel der königlich-kurfürstliche Hof in Dresden und, wie es

die Ereignisse während des Siebenjährigen Krieges zeigten, in Warschau. Nur dort konnten die Träume August II. verwirklicht werden, der die Idee hegte, zumindest zu einem gewissen Zeitpunkt, die politischen Eliten der beiden Staaten einander anzunähern und eine neue Generation zu etablieren, die möglicherweise imstande wäre, den neuen, reformierten Staat zu leiten. August II. war sich dessen bewusst, dass solche Pläne wahrscheinlich zu seinen Lebzeiten nicht umsetzbar sind aber doch in der Regierungszeit seines Sohns verwirklicht werden könnten. Und diesen Sohn wollte er auf dem polnischen Thron sehen und ordnete daher dieser Idee eine Zeitlang dem größten Teil seiner politischen Vorhaben unter. Damit ist unter anderem auch die Stiftung einer für den polnischen und sächsischen Adel prestigeträchtigen Auszeichnung, nämlich des „Ordens des Weißen Adlers“ verbunden. Wie Gustav Adolph Ackermann feststellt, wollte August II. durch eine große Anzahl polnischer Adelige in seiner Umgebung den Prozess der kulturellen Integration zwischen Polen und Sachsen einleiten<sup>1</sup>. Die Stiftung des Ordens des Weißen Adlers 1705 eignete sich sehr gut zur Umsetzung dieser Idee. Es muss jedoch beachtet werden, dass relativ lange, bis in die 40er Jahre des 18. Jahrhunderts, die Ritter des Ordens aus Sachsen und Polen separat verzeichnet wurden. Erst später bürgerte sich die Praxis ein, alle Namen ohne Rücksicht auf die nationale Zugehörigkeit, sondern lediglich nach der zeitlichen Reihenfolge der Ordensverleihung, zu verzeichnen. Aus den Plänen, eine gemeinsame Elite zu etablieren, scheiterten schließlich<sup>2</sup>.

Was war denn also dieser, sagen wir, magische und sagenumwobene königlich-kurfürstliche Hof? War er, wie es vor einigen Jahren Katrin Keller bemerkte, eine „virtuelle Erscheinung“?<sup>3</sup> Diese eindeutige Position dürfte eher auf fehlende Kenntnisse der Quellen über die Rezeption der höfischen Idee und Mode durch den polnischen Adel, als auf gründliche Forschungen der Autorin zurückzuführen sein. Denn woher weiß man, dass der Hof nur „virtuell“ war? Die Tatsache, dass er nur während der Aufenthalte des Monarchen in der Adelsrepublik hier gastierte, bedeutet noch lange nicht, dass man darüber nicht diskutierte oder ihn nicht nach-

---

<sup>1</sup> G.A. Ackermann, *Ordensbuch sämtlicher in Europa blühender und erloschener Orden und Ehrenzeichen*, (1855), passim.

<sup>2</sup> K. Keller, *Dwór sasko-polski w Dreźnie. Postacie i inscenizacja*, in: *Rzeczpospolita wielu narodów i jej tradycje*, hg. v. A.K. Link-Lenczowski, M. Markiewicz, (1999), S. 78.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 76.

zuahmen versuchte. Dass hier niedrigere Posten nicht ‚funktionierten‘, wie Katrin Keller suggeriert, ist übrigens eine unbegründete Bemerkung, denn es reicht, allein die Verzeichnisse der am Hof August II. „angestellten“ Kammerherren auszuwerten, die im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden in großen Mengen in den Beständen des Oberhofmarschallamts überliefert sind, um festzustellen, dass es anders war<sup>4</sup>. Es fällt auch schwer, völlig mit der Feststellung übereinzustimmen, dass der Hof des polnischen Großadels erfolgreich mit dem Hof Kursachsens konkurrierte und daher die sächsische Hofkultur durch Polen nicht akzeptiert wurde, was u. a. auch eine Folge der schwachen Repräsentanz Polens in Dresden gewesen sein soll. Ohne Zweifel steckt jedoch ein Korn Wahrheit im Urteil über die gegenseitige Abneigung und Distanz, die faktisch bis zum Ende der polnisch-sächsischen Union zwischen den königlichen Untertanen in den beiden Ländern bestand. Problematisch bleibt jedoch die Erklärung dieses Zustands. Die Polen waren auf dem sächsischen Hof doch vertreten, zu nennen wäre etwa der Mann, der rasant eine glänzende Karriere in Dresden machte, nämlich Aleksander Józef Sułkowski als Kabinettsminister, Leiter von drei Departementen im Geheimen Kabinett. Das Ende seiner Karriere kam am 5. Februar 1738, als er unerwartet vom August III. von Wettin entlassen wurde<sup>5</sup>. Ich will hier nicht auf die Gründe dieser Entlassung eingehen, aber nur auf einen von deren Aspekten hinweisen. Eine Woche nach diesem Ereignis berichtete ein anonymes Informant, dass jegliche Einflüsse des königlichen Favoriten unterbunden worden seien und es dazu führte, dass „wir Polen traurig sind, es freuen sich aber die Deutschen“<sup>6</sup>. Der sog. nationale Faktor spielte hierbei also eine große Rolle. Man sieht auch, dass Polen nicht besonders gern an der Seite des Königs gesehen wurden, auch wenn seit dem Unionsschluss 40 Jahre vergangen waren und Polen in großer Anzahl an die Elbe kamen. Zu

---

<sup>4</sup> K. Keller, *Der Hof als Zentrum adliger Existenz? Der Dresdner Hof und der sächsische Adel im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchie bis zur Revolution (ca. 1600–1789)*, hg. v. R.G. Asch, (2001), S. 207–233.

<sup>5</sup> Mehr über die Entlassung und deren Hintergründe vgl. A. Perlakowski, *Kariera i upadek królewskiego faworyta. Aleksander Józef Sułkowski w latach 1695–1738*, (2013).

<sup>6</sup> Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden [weiter: SHStA], 10026, Geheimes Kabinett [weiter: GK], locat [weiter: loc.] 3579/5, *Polnische Angelegenheiten betr. namentlich aufgefangenen Briefe 1733–1734, 1736–1738 1740*, K. 142v: Exzerpt aus einem anonymen Brief aus Dresden vom 12.02.1738.

ihnen zählten jene, die auf die königliche Gnade hofften, Karriere machen zu können, etwa als Page (zum Beispiel Jan Kanty Moszyński) oder als Hofleute, sog. Hofpolen, und solche, für die ein Besuch in Dresden nur kurz dauern sollte, weil es dabei nur um das königliche Versprechen ging, befördert zu werden, oder ein ertragreiches königliches Dominium zu erhalten<sup>7</sup>.

Die Befunde Katrin Kellers, auf die ich noch einmal Bezug nehmen will, bringen noch eine gefährliche Vereinfachung mit sich. Die Autorin stellt fest, indem sie ihre These über den „virtuellen“ polnischen Hof zu belegen versucht, dass es in der Umgebung August II. und August III. zu wenige Polen auf Hofposten gegeben habe, als dass man über einen sächsisch-polnischen Hof im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen hätte können. Die Beispiele Sułkowski, Moszczeński, Adam Mielczyński, Stallmeister bei Friedrich Christian von Wettin (dem Sohn August III.) oder die einzelnen Vertreter der Familien von Bratkowski, Kurowski, Lubieniecki, Lubomirski und Podoski könnten daran nichts ändern<sup>8</sup>. Eigentlich könnte man so einem Urteil zustimmen, aber K. Keller berücksichtigt nicht eine sehr wichtige und zahlreiche Gruppe von Personen, die sich auf dem Hof aufhielten, ohne dabei eine bestimmte Funktion wahrzunehmen. Die Anzahl dieser Personen war relativ groß und sie lebten in Dresden lange Zeit, manchmal sogar einige Jahre. Sie hielten sich jeden Tag an der Seite des Königs auf, der von ihren Diensten Gebrauch machte, ohne sie zu festangestellten Bediensteten zu machen. Sie nahmen am alltäglichen Hofleben teil, trafen Minister, unterhielten sich mit ihnen, machten Bekanntschaften (was selbstverständlich ist) und sogar Freundschaften. Erst wenn man die Tätigkeit von solchen Personen genau untersucht, wird man entschiedenere Schlussfolgerungen ziehen können. Dass jemand formell kein Angehöriger des Hofes ist, bedeutet noch nicht, dass er sich damit nicht identifiziert.

Aus dem bisher Gesagten, wird ersichtlich, dass ein Forscher, der sich in dieser Problematik mehr oder weniger auskennt, mit einer schwierigen Fragestellung konfrontiert ist. Als ob es nicht schon kompliziert genug wäre, so muss man sich vor Augen halten, dass man in Bezug auf die Regierungszeiten August II. und August III. mit großer Vorsicht

---

<sup>7</sup> J. Staszewski, *Polacy w osiemnastowiecznym Dreźnie*, (1986), S. 89.

<sup>8</sup> Keller, *Dwór sasko-polski w Dreźnie*, S. 78.

vom Königshof sprechen sollte, da er sich aus mehreren kleineren Höfen zusammensetzte, nämlich denjenigen des Monarchen, der Königin und des Thronfolgers (im Taschenbergpalais). Wie August Philipp, ein sächsischer Historiker am Anfang des 20. Jahrhunderts, berechnete, stieg die Personenzahl am kurfürstlichen Hof innerhalb von einigen Jahrzehnten von 350 im Jahre 1688 auf ca. 2000 im Jahre 1746, inklusive Personen aus der Umgebung des Königs, der Königin Maria Josepha von Habsburg und des jungen Prinzen<sup>9</sup>. Darüber hinaus ließen sich einflussreiche Minister das prunkvolle Leben nicht nehmen und versuchten das Vorbild ihres Herrschers nachzuahmen. Man hat ja viel etwa von den Höfen Jakob Heinrich Flemmings oder Heinrich von Brühls gesprochen.

Die Strukturen des Hofes sind also sehr kompliziert, und besonders dann, wenn dieser Hof in einem Unionsstaat funktionieren sollte. Wir sollten auch nicht vergessen, dass bis 1697 Kontakte zwischen Polen und Sachsen sporadisch blieben und sich nahezu ausschließlich auf Bildung und Wirtschaft beschränkten. Polnische Studenten besuchten die Universität Leipzig, und Kaufleute nahmen gerne an der Leipziger Messe teil, die zugleich ein Absatzmarkt für typische polnische Exportprodukte, u. a. Ochsen war. Nach Sachsen wurde jedoch oft gereist und es stimmt nicht, dass die größere Reishäufigkeit nach dem Unionsschluss eine Folge des freieren und mutigeren Denkens war, das endlich ins katholische, erzadelige, landwirtschaftlich geprägte und zivilisatorisch verspätete Polen vorgedrungen sei<sup>10</sup>. Sachsen kannte man schon früher, aber es wurde als eines der „Transitländer“ betrachtet, in denen man sich während der Reise nach dem Westen Europas aufhielt und Geschäfte machte. Paradoxe Weise wurde die Reishäufigkeit weder durch den Großen Nordischen Krieg noch durch die angebliche Ideologie des Sarmatismus beeinträchtigt: „[...] aus deren Blickwinkel jegliche Auslandsreisen und alles Fremdländische zu kritisieren oder sogar zu verurteilen waren [...]“<sup>11</sup>.

---

<sup>9</sup> A. Philipp, *Sulkowski und Brühl und die Entstehung des Premierministeramtes in Kursachsen. Ein Zeitbild aus dem augusteischen Sachsen*, (1920), S. 110–113.

<sup>10</sup> Diese und ähnliche Feststellungen findet man in dem Artikel von Kazimierz Bartkiewicz, der von ähnlichen, interpretatorischen und fachlichen Fehlern wimmelt, vgl. K. Bartkiewicz, *Podróżowanie między Dreznem a Warszawą*, in: *Polska-Saksonia w czasach unii (1697–1763). Próba nowego spojrzenia*, hg. v. K. Bartkiewicz, (1998), S. 73.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 74.

Zwar bereitete sich der sächsische Kurfürst sehr frühzeitig zum Kampf um den polnischen Thron vor<sup>12</sup>, dies bedeutet aber noch nicht, dass sich seine Untertanen oder der polnische Adel ebenso fleißig vorbereiteten. Ich wage die Feststellung, dass der größere Teil der Gesellschaft über den Nachbarn überhaupt keine Ahnung hatte und mit diesem Zustand zufrieden war. Zumindest ist nichts bekannt von Unruhen und inneren Reibereien in Polen, die eine Folge dieser Unkenntnis gewesen wären, was in Kursachsen passierte. Der polnische Adel machte sich aus dieser Unkenntnis nicht viel, schloss keine Konföderationen und schrieb keine Manifeste, in denen regelmäßige Nachrichten aus Sachsen gefordert wurden. Vielleicht, und davon wissen wir auch wenig, wurden nur die vertrautesten Politiker in die königlichen Vorhaben des Kurfürsten Friedrich August I. eingeweiht.

Man muss ehrlich zugeben, dass die deutschsprachige Literatur über den sächsischen Hof umfangreich ist. Dies gilt sowohl für ältere Arbeiten, u. a. die Eduard Vehses<sup>13</sup>, Cornelius Gurlitts<sup>14</sup> oder die kontroverse Arbeit Paul Haakes über das Leben August II. von Wettin<sup>15</sup>, aber auch für Veröffentlichungen, die sich mit einigen Aspekten des Hoflebens beschäftigen, z. B. Theater, Opernaufführungen, Rolle des Hofes als Organisator von Erholung und Unterhaltung für Adelige<sup>16</sup>. Es gibt jedoch wenige Bücher, die sich komplex mit der Tätigkeit des wettinischen Hofes in Dresden und in Warschau auseinandersetzen würden. Beachtet zu werden verdienen mit Sicherheit die Veröffentlichungen Karl Czoks<sup>17</sup> und Helen

---

<sup>12</sup> J. Staszewski, *Elekcja 1697 roku*, in: ders., „*Jak Polskę przemienić w kraj kwitnący...*”. *Szkice i studia z czasów saskich*, (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie 168, 1997), S. 7–8.

<sup>13</sup> E. Vehse, *Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation*, 5: *Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen*, (1854).

<sup>14</sup> C. Gurlitt, *August der Starke, ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock*, 1–2 (1924).

<sup>15</sup> P. Haake, *August der Starke*, (1926).

<sup>16</sup> M. Fürstenau, *Zur Geschichte des Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden*, (1862); R. Prölls, *Geschichte der Hoftheaters zu Dresden. Von seinen Anfängen bis 1862*, (1878); ders., *Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters zu Dresden in actenmässiger Darstellung*, (1879); H. Schnorr, *Dresden. Vierhundert Jahre deutsche Musikkultur. Zum Jubiläum des Staatskapelle und zur Geschichte der Dresdner Oper*, (1948); U. Rosseaux, *Freiräume: Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694–1830*, (2007).

<sup>17</sup> K. Czok, *Am Hofe Augusts des Starken*, (1989).

Watanabe-O’Kellys<sup>18</sup>. Besonders die Arbeit K. Czoks, die in der Zeit der politischen Wende 1989 veröffentlicht wurde, birgt sehr viele wichtige Informationen über das höfische Leben. Hier werden detailliert alle Aspekte des Hoflebens (Familie, Hofadel, Kindheit des Thronfolgers, Hofkultur, Unterhaltung) nicht nur in Dresden, sondern auch in Leipzig, das in den Zeiten August II. zu einer „Nebenresidenz“ avancierte, beschrieben.

Wie präsentieren sich vor diesem Hintergrund die Erkenntnisse der polnischen Geschichtsschreibung? Man muss zugeben, nicht besonders beeindruckend. Noch vor dem 2. Weltkrieg gab der Posener Historiker Stefan Truchim ein nicht sehr umfangreiches Buch über den Hof August II. heraus. Es ist eher eine Beschreibung der Hofsitte, wobei es der Autor nicht vermeidet, auf Skandale hinzuweisen, die sich in der Umgebung des Königs ereigneten<sup>19</sup>. Dies war übrigens einer der Vorwürfe, die gegen dieses Buch mit Recht der Thorner Historiker Jacek Staszewski formulierte. Eben Staszewski ist der Autor der bisher einzigen Monographie über das Leben der polnischen Bürger im Dresden des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Obwohl diese Arbeit vor fast 30 Jahren erschienen ist, so können wir dort interessante und aktuelle Beobachtungen finden<sup>20</sup>. Wir verfügen auch, was sehr wichtig ist, über die zurzeit wohl vollständigste Monographie zur Geschichte der Musik am Warschauer Hof August II. von Alina Żórawska-Witkowska<sup>21</sup>.

Polnische und deutsche Arbeiten haben eines gemeinsam. Keine von ihnen geht auf die Rolle des Hofes als Integrationsfaktor ein, oder eines Ortes, an dem versucht wurde, gegenseitiges Misstrauen und Distanz abzubauen, das zwischen den in Dresden bzw. Warschau weilenden Polen und Sachsen herrschte. Vor einigen Jahren versuchte auch ich einen bescheidenen Beitrag zur Erforschung des Hoflebens zu leisten, indem ich Berichte und Briefe aus Dresden analysierte, die von Antoni Sebastian Dembowski, Kronreferendar, Bischof von Płock und Kujawien, einem der führenden Köpfe der sächsischen Ära, geschrieben wurden. Eine große Rolle im Leben dieses Mannes spielten die Aufenthalte am kurfürstlichen

---

<sup>18</sup> H. Watanabe-O’Kelly, *Court Culture in Dresden: From Renaissance to Baroque*, (2002).

<sup>19</sup> S. Truchim, *Na dworze Augusta Mocnego. Studium historyczno-obyczajowe*, I. Aufl. (1925).

<sup>20</sup> Staszewski, *Polacy w osiemnastowiecznym*, passim.

<sup>21</sup> A. Żórawska-Witkowska, *Muzyka na dworze Augusta II w Warszawie*, (1997).

Hof in Dresden in den Jahren 1714–1719, 1721–1723 und am Anfang der 1730er Jahre. Die umfangreiche Sammlung der Briefe Antoni S. Dembowskis, die ein paar hundert Schriftstücke umfasst, wird u. a. in der Biblioteka Czartoryskich in Krakau und im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden aufbewahrt<sup>22</sup>. Auf dieser Grundlage veröffentlichte ich 2011 einen kurzen Text über den wettinischen Hof im Dresden des 18. Jahrhunderts, wie dieser mit den Augen Dembowskis gesehen wurde<sup>23</sup>. Diese Briefe sind nicht nur eine wichtige Quelle für die Informationen darüber, was am kurfürstlichen Hof passierte, sondern auch darüber, was Polen tatsächlich von diesem Hof hielten und ob sie ihre Aufenthalte dort nutzten, um das Land und dessen Bewohner besser kennen zu lernen. Ich will hier nicht auf die Einzelheiten der Beschreibung des Hofes der Wettiner, wie ihn A.S. Dembowski verfasste, eingehen. Es wäre eine klassische „unendliche Geschichte“, die mit Sicherheit eine umfangreiche Veröffentlichung verdienen würde, am besten auf Deutsch, weil dies den allzu schnellen Urteilen und Schlussfolgerungen vorbeugen könnte, und dass es solche gibt, davon zeugen am Besten die von mir genannten Beiträge Katrin Kellers.

Ich vertrete die Ansicht, dass es eine der größten Herausforderungen ist, vor denen der ganze Historikerkreis steht, der sich mit der sächsischen Ära beschäftigt, seriöse und systematische Forschungen zur polnischen Präsenz in Dresden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einzuleiten. Das Buch von Jacek Staszewski ist eine synthetische Skizze, indes kann man, abgesehen von einigen Namen, die ich eben nannte (Dembowski, Sułkowski, Moszyński), wenig über andere Reisende aus Polen erfahren. Es ist also wohl an der Zeit, und die scheint günstig zu sein, dass man ein möglichst umfassendes Verzeichnis von Polen, die Dresden besuchten, erarbeitet. Man kann es rekonstruieren, obwohl der Weg bis dahin sehr mühselig und lang sein wird. Erst anhand eines solchen Katalogs wird man die Ziele untersuchen können, welche die Einzelnen bei der Reise nach Sachsen hatten, und was und in welchem Maße sie während ihres

---

<sup>22</sup> Vgl. SHStA, 10026, GK, loc. 684/1, *Des General-Feldmarschall Graf von Flemming gehabte Correspondenz mit dem Cron-Secretario Dembowski gepflogene Correspondenz ao 1719. Seq.*, passim.

<sup>23</sup> A. Perlakowski, *Osiemnastowieczny dwór Wettynów w Dreźnie widziany oczami Antoniego Sebastiana Dembowskiego*, in: *Człowiek w Europie. Migawki z podróży człowieka poprzez dzieje*, hg. v. M. Franz, B. Siek, (2011), S. 301–317.

Aufenthalts am Hofe interessant fanden. Es ist mir bekannt, dass zur Zeit Dr. Monika Wyszomirska aus Thorn einen Text über den sächsisch-polnischen Hof August III. in den Beschreibungen und Berichten der Krongroßkanzler Jan Małachowski und Andrzej Stanisław Załuski zur Veröffentlichung vorbereitet<sup>24</sup>. Ihre Berichte stammen aus den Jahren 1736–1746. Wenn man den Briefwechsel A.S. Dembowskis aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mit berücksichtigt, verfügen wir lediglich über drei Quellen-Korpora. Zwar agierten all diese drei Personen unabhängig voneinander, dennoch haben sie aber doch eines gemeinsam. Alle waren in die Arbeiten der Kronkanzlei engagiert, Małachowski und Załuski als deren Vorgesetzte, Dembowski wiederum als Kronreferendar, also als ein Mann für die schwere, alltägliche Arbeit. Er kam zum ersten Mal nach Dresden im Dezember 1710. Jedoch erst im Januar 1717 fasste er für einige Jahre Fuß in Sachsen (natürlich mit Unterbrechungen). Hier war er ein Verbindungsmann zwischen seinem direkten Vorgesetzten, Krongroßkanzler Jan Szembek und König August II.<sup>25</sup> Seine vereinzelt Briefe stammen auch von 1737, d. h. aus der Regierungszeit August III. Dembowski hatte also die Möglichkeit, Veränderungen am Hof zu verfolgen, die innerhalb von einigen Jahrzehnten stattfanden. Das höfische Leben, das er laufend beobachtete, war sehr reich. Außer den Beschreibungen von großen und üppigen Festen, Gastmahlen, Karussellen und Empfängen<sup>26</sup>, Besuchen von fremden Botschaftern und bevollmächtigten Gesandten<sup>27</sup>, wunderbaren Theater- und Operaufführungen<sup>28</sup> finden wir auch Informationen über religiöse

---

<sup>24</sup> M. Wyszomirska, *Dwór sasko-polski Augusta III w opisach i relacjach kanclerzy Jana Małachowskiego i Andrzeja Stanisława Załuskiego (1736–1746)*, [im Druck]. Ich danke Dr. M. Wyszomirska dafür, dass sie mir die von ihr gesammelten Materialien zur Verfügung gestellt hat.

<sup>25</sup> Perlakowski, *Osiemnastowieczny dwór Wettynów*, S. 304.

<sup>26</sup> Archiwum Narodowe w Krakowie [weiter ANK], Archiwum Sanguszków [weiter: AS], TR, Mappe LVIII, Dembowski an Paweł Karol Sanguszko, den Hofmarschall Litauens, aus Dresden 6.08.1727, S. 194–195. Der Empfang, den August I am 3.08.1727 veranstaltete, war mit der Verleihung der Orden des Weißen Adlers verbunden. Biblioteka Czartoryskich w Krakowie [weiter: B. Czart.], Hs. 484/IV, Dembowski an Jan Szembek aus Dresden 10.12.1727, S. 1099–1100.

<sup>27</sup> B. Czart., Hs. 473/IV, Dembowski an Szembek aus Dresden 10.07.1717, S. 321.

<sup>28</sup> B. Czart., Hs. 476/IV, Dembowski an Szembeka aus Dresden 4.08.1719, S. 40; ANK, AS, Mappe 259, Bündel 4, Dembowski an Sanguszko aus Dresden 23.01.1737;

Festakte (Beisetzungen<sup>29</sup>), Großjagden<sup>30</sup> und, was zu betonen ist, über die Leserschaft und die Bücherpräsenz im alltäglichen Leben der königlichen Familie und des Dresdner Hofes. 1719 überreichte Antoni Sebastian Dembowski dem Monarchen ein großes Bündel von Büchern. Eines davon war die ins Französische übersetzte Beschreibung der Hochzeit des polnischen Königs Michał Korybut Wiśniowieckis mit Eleonora von Habsburg<sup>31</sup>. Wir sollten uns dabei vor Augen halten, dass 1719 der ganze Hof mit den Vorbereitungen zu der prunkvollen Hochzeit des Thronfolgers Friedrich August II. mit Maria Josepha beschäftigt war<sup>32</sup>. Dieses große politisch-gesellschaftliche Ereignis wird auch in den Briefen A.S. Dembowskis und anderer Korrespondenten thematisiert.

Die beiden anderen Korrespondenten, Małachowski und Załuski, beschreiben den sächsischen Hof aus der Zeit der Wende von den 1730er zu den 1740er Jahren. Beide gehörten zu der sog. Hofpartei und ihre Aufenthalte an der Seite August III. in Dresden konnten als eine Form der Prämie für die treue Unterstützung des Monarchen noch in den Zeiten des Kampfes um die polnische Thronfolge (1733–1736) gewertet werden, auch wenn der Herrscher gegenüber Andrzej Stanisław Załuski eine gewisse Vorsicht zeigte. Dies ist auf dessen enge Verbindungen zu den Czartoryskis (der „Familia“) und die Distanz zurückzuführen, mit der der Hof auf solche Verbindungen blickte. Die beiden Kanzler hinterließen einen umfangreichen Briefwechsel, der das Leben und die Tätigkeiten nicht nur des königlichen Hofes in Dresden zeigen, sondern auch jenen in Warschau. Wir sollten uns vor Augen halten, dass August III. von Wettin mit Familie und Hof viel Zeit in der Adelsrepublik Polen verbrachte, als die innere Befriedung des Landes nach dem stürmischen Interregnum 1733–1736 stattfand. Er kam regelmäßig zu den Sitzungen des Sejms, und um Urkunden zu unterschreiben (Privilegien, Schenkungen, Schuldpapiere, Bekanntmachungen), wozu ihn u. a. die Bestimmungen des Stummen Sejms von 1717 verpflichteten. Der lange Aufenthalt in Warschau während des Siebenjährigen Kriegs wurde durch die Besetzung

---

<sup>29</sup> B. Czart., Hs. 427/IV, Dembowski an Szembek aus Dresden 1.09.1718, S. 226–227.

<sup>30</sup> B. Czart., Hs. 473/IV, Dembowski an Szembek aus Dresden 1.06.1719, S. 522.

<sup>31</sup> B. Czart., Hs. 746/IV, Dembowski an Szembek aus Dresden 5.04.1719, S. 213.

<sup>32</sup> Über Vorbereitungen zu diesem Festakt: B. Czart., Hs. 476/IV, Dembowski an Szembek aus Dresden 27.05.1719, S. 495.

Dresdens durch die Truppen Friedrich II. von Preußen erzwungen. Die polnische Hauptstadt wurde damals, ohne zu übertreiben, zu einer der Kulturhauptstädte Europas, denn es kamen mit dem königlichen Hof auch zahlreiche Künstler und Schriftsteller mit, die hier Ruhe und, was genauso wichtig war, einen großzügigen Mäzen fanden. Der König plante damals, die Hauptstadt architektonisch nahezu komplett umzubauen und daraus einen repräsentativen Sitz für den Unionsstaat zu machen. Leider wurde nur ein Teil dieser Vorhaben umgesetzt („die Sächsische Achse“, pol. Oś Saska).

Das Themenspektrum in den Briefen der beiden Korrespondenten, d. h. Małachowskis und Załuskis, ist grundsätzlich ähnlich mit jenem in den Briefen A.S. Dembowskis. Wir bekommen auch Informationen über Reisen des Hofes zwischen Dresden, Moritzburg und Hubertusburg<sup>33</sup>, Reisen zu der Leipziger Messe<sup>34</sup>, Besuche der ausländischen Gesandten<sup>35</sup>, Verteilungspolitik<sup>36</sup>, politische Pläne August III., u. a. über die Bemühungen um die kaiserliche Krone nach dem Tod Karl VI. von Habsburg 1740<sup>37</sup>, sowie über die sehr wichtigen Angelegenheiten rund ums Kurland<sup>38</sup>. Ab und zu liest man in dem Briefwechsel auch eine sehr vorsichtige, um nicht zu sagen sublimale Kritik am Hof und dessen Politik gegenüber Polen. Die Schuld dafür wird dabei in der Regel Heinrich von Brühl oder einem seiner Berater (z. B. dem Piemontesen Jean Baptist d'Aloy) und nicht dem König oder seiner Familie zugeschoben<sup>39</sup>.

Während ihrer Aufenthalte am königlichen Hof, sei es in Dresden, sei es in Warschau, mussten die Polen selbstverständlich Kontakte mit säch-

---

<sup>33</sup> Archiwum Główny Akt Dawnych w Warszawie [weiter: AGAD], Archiwum Radziwiłłów [weiter: AR], V, Hs. 9197, T. I, Małachowski an Jan Fryderyk Sapieha aus Moritzburg 21.08.1737, S. 28.

<sup>34</sup> AGAD, AR, V, Hs. 9197, T. I, Małachowski an Sapieha aus Leipzig 24.04.1741, S. 94.

<sup>35</sup> AGAD, AR, V, Hs. 9197, T. I, Małachowski an Sapieha aus Dresden 27.06.1741, S. 1.

<sup>36</sup> AGAD, AR, V, Hs. 9197, T. I, Małachowski an Sapieha aus Dresden 5.02.1738, S. 34, aus Dresden 22.02.1738, S. 35, aus Dresden 17.12.1740, s. 80; ebenda, ZP, Hs. 314, Załuski an Jacek Ogrodzki aus Warschau 29.12.1745, K. 259v. Załuski beklagte sich sehr darüber, dass Berufungen zu Ämtern in falsche Hände geraten, woran polnische und litauische Senatoren schuld.

<sup>37</sup> AGAD, AR, V, Hs. 9197, T. I, Małachowski an Sapieha aus Dresden 4.03.1741, S. 2.

<sup>38</sup> AGAD, *Zbiór Popielów* [weiter: ZP], Hs. 314, Załuski an Ogrodzki aus Warschau 9.11.1743, K. 130, aus Warschau 4.12.1745, K. 254.

<sup>39</sup> AGAD, ZP, Hs. 314, Załuski an Ogrodzki aus Warschau 7.07.1745, K. 187.

sischen Hofleuten und Ministern haben. Diese Tatsache unterliegt keinem Zweifel. Es stellen sich jedoch Fragen nach anderen Aspekten: Trugen diese Kontakte zum Abbau von kulturellen und mentalen Barrieren bei? Wird dies in den Briefen Dembowskis, Małachowskis und Załuskis thematisiert? Wie sah der gesellschaftliche Umkreis von Personen aus, mit denen sie auf dem Hof verkehrten? Fühlten sie sich unter ihnen wie unter *ihresgleichen* oder schauten sie auf sie mit Distanz oder sogar mit einem Gefühl einer gewissen Überlegenheit?

Man muss zugeben, dass langjährige Aufenthalte in Dresden und am Hof in Warschau letztlich keine dauerhafte Annäherung zwischen Personen, die sich dort aufhielten und aus zwei unterschiedlichen Staaten kamen, brachte. Trotz vieler Bemühungen besonders zu Lebzeiten August II. und Versuche, diese Politik durch seinen Nachfolger fortzusetzen, kam die kulturelle Integration der Polen am Dresdner Hof nicht zustande. Sie hielten sich separat und die von dem ersteren der Wettiner besonders befürworteten Mischehen sorgten für keine größeren Folgen im Bereich der Kultur und Sittlichkeit. Die Polen in Dresden, die Sachsen in Warschau wurden bis zum Ende der Union als fremdes Element betrachtet, mit dem man korrekte Beziehungen aber nur auf offiziellem, dienstlichem Fuße pflegte. Zwar kannten Dembowski, Małachowski oder schließlich Załuski viele Personen aus dem königlichen Umfeld, sie griffen aber nicht einmal auf ihre Hilfe zurück. Zwischen den Polen und Sachsen am Hofe kam keine Vertrautheit zustande. Als Paradox muss man die Tatsache betrachten, dass z. B. Andrzej Stanisław Załuski sich mit Herman von Keyserling, dem beim König akkreditierten russischen Gesandten, anfreundete, wie er es selbst bezeichnete. Er interessierte sich sogar für sein Privatleben<sup>40</sup>. Dies ist nicht verwunderlich, da er ja eben Kayserling im hohen Maße seine Berufung zum Kanzler zu verdanken hatte. Was wiederum überraschen muss, dass er selten Kontakte mit Brühl oder der anderen einflussreichen Persönlichkeit, nämlich Joseph Gabaleon Wackerbarth-Salmour pflegte, den er mindestens seit dem Interregnum 1733–1734 kannte. Er schrieb ihm des Öfteren vom Respekt für ihn, thematisierte sogar die Freundschaft. Diese war jedoch, wie es scheint, nur deklarativ, und hatte nichts mit der Wirklichkeit zu tun.

---

<sup>40</sup> AGAD, ZP, Hs. 314, Załuski an Ogrodzki aus Warschau 8.01.1746, K. 267.

Wenn wir also den Versuch unternommen haben, einen derartigen Zustand der gegenseitigen polnisch-sächsischen Beziehungen auf dem Königshof zu erklären, müssen wir auch nach der Antwort auf die Frage suchen, warum es dazu kam. Persönlich denke ich, dass es keine einzelne Antwort gibt. Es gibt aber einige Aspekte, die uns vielleicht helfen werden, die außerordentliche Zurückhaltung besser zu verstehen, die in den Beziehungen zwischen Polen und Sachsen im königlichen Umfeld herrschte:

1. Das Problem der Religion: Wir sollten nicht vergessen, dass das lutherische Sachsen und die offiziell katholische Adelsrepublik Polen-Litauen, in der wohlgemerkt Katholiken in der Minderheit waren, einander wegen der Konfession misstrauisch gegenüberstanden. Die Konversionen Friedrich August I. 1697 und Friedrich August II. 1711 stifteten in Kursachsen, der Wiege des Protestantismus, Unruhe. Die antikatholische Phobie, deren ein Teil der sächsischen Bürger ja anheimfiel, machte sich zwar nicht in den höheren Gesellschaftsschichten breit, sie trug aber nicht zum gegenseitigen Vertrauensgewinn bei.
2. Fehlende Traditionen gegenseitiger polnisch-sächsischer Beziehungen im Mittelalter, und in der Neuzeit, keine gemeinsame Grenze: Die beiden Staaten trennte das kaiserliche Schlesien, und seit 1742 das preußische Schlesien und die brandenburgischen Gebiete voneinander. Dieser eigentümliche Transitstreifen, der auf dem engsten Abschnitt ca. 50 km breit war, trug nicht gerade zu engen Kontakten bei. Die Initiativen, einen Landstreifen in der Nähe von Schwiebus (Świebodzin) 1698 und 1711 zu kaufen, sind im Sande verlaufen.
3. Differierendes Verständnis der Hofrolle: Stellte der Hof in absolutistischen Staaten ein gewisses „Sein oder Nicht-Sein“ jedes Adligen oder Aristokraten in der Politik dar, so wurde in der Adelsrepublik mit ihren sarmatischen Ideen der „goldenen Freiheit“ auf diesen misstrauisch geschaut, als auf einen Ort, wo immer neue Verschwörungen angezettelt werden, welche die Freiheiten des Adels einschränken sollten. Es kann daher auch nicht wundern, dass die Bezeichnung „Hofmensch“ eine Zeit lang als Schimpfwort fungierte, und dass diejenigen, die die königliche

Gnade verloren haben, sich immer an ihre „Herren Brüder“ wenden und eine Art Tribunen des Adels werden konnten.

4. Gegenseitige Geringschätzung: Es würde irren, wer behaupten würde, dass solche Haltung den Sachsen und Polen fremd gewesen sei. Das Gefühl der Überlegenheit bei den Polen ist vor allem auf das Leben in einem Staat zurückzuführen, in dem ein Adelliger Privilegien hatte, die anderen Staaten (vielleicht mit Ausnahme Englands) fremd waren. Es wundert daher nicht, dass man *von oben herab* auf diejenigen schaute, die in einem Staat lebten, der hart durch Erbmonarchen regiert wurde- und dies war ja in Sachsen der Fall. Die Sachsen wiederum hielten Polen für völlig fremd, für Menschen, die ihrer Meinung nach allein wegen ihrer Kleidung, Mode und Sitten eher der Welt des Orients angehörten.
5. Besondere Struktur des Unionsstaates: Ein Teil der Historiker ist der Ansicht, dass diese eng mit dem in der englischen Geschichtsschreibung entwickelten Konzept des sog. „zusammengesetzten Staates“ (eng. „composite monarchy“) verbunden sei. Dieses Modell setzt voraus, dass es einen Dualismus zwischen der königlichen Macht und den Standesprivilegien gibt<sup>41</sup>. Unter den in Polen herrschenden Bedingungen würde dies bedeuten, dass nach der Krönung August II. (15. September 1697) und August III. (17. Januar 1734) bilaterale Beziehungen zwischen Sachsen und Polen aufhörten und eine Konstellation Herrscher – Untertanen in beiden Staaten entstanden sei. Der königlich-kurfürstliche Hof übernahm also die Rolle eines Vermittlers in den gegenseitigen Beziehungen<sup>42</sup>. Dies erschwerte mit Sicherheit direkte Beziehungen zwischen den politischen Eliten der beiden Länder, obwohl ich ernsthafte Zweifel habe, ob es ausreichende Prämissen dafür

---

<sup>41</sup> H.G. Koenigsberger, *Dominium Regale or Dominium Politicum et Regale. Monarchies and Parliaments in Early Modern Europe*, in: *Politicians and virtuosi. Essays in early modern history*, (1986), p. 1–25. In Polen setzte sich mit der Theorie der *zusammengesetzten Staaten* P. Hanczewski auseinander: *Teoria „compositive monarchies“ w historiografii brytyjskiej*, in: *Między Wschodem a Zachodem. Studia ku czci Profesora Jacka Staszewskiego*, hg. v. J. Dumanowski, B. Dybaś, K. Mikulski, J. Poraziński, S. Roszak, 2 (2003), S. 207–218.

<sup>42</sup> M. Markiewicz, *Stosunki między Rzeczpospolitą i Saksonią za panowania Augusta II i Augusta III*, in: *Europa unii i federacji. Idea jedności narodów i państw od średniowiecza do czasów współczesnych*, hg. v. K. Ślusarek, Vorwort F. Ziejka, (2004), S. 84.

gibt, um die Beziehungen zwischen Polen und Sachsen als die der „zusammengesetzten Staaten“ zu betrachten.

6. Funktionsweise und Vision des Staates in den Plänen der beiden Herrscher: Wenn der Königshof ein Forum für die Kontakte zwischen Polen und Sachsen sein sollte, so muss man anerkennen, dass er diese Aufgabe in einem dramatisch geringen Ausmaß erfüllte. August II. gab sehr schnell den Gedanken über eine engere Anbindung Polens und Sachsens sowie der Schaffung einer neuen politischen Elite auf und konzentrierte sich auf den Kampf um die polnische Thronfolge für seinen Sohn, was schon Anfang der 1720er Jahre deutlich wird. August III. hatte wiederum keinen Überblick über den Staat und war ganz einfach den aufkommenden Herausforderungen nicht gewachsen. Die Eliten als solche waren nicht besonders gewillt, einander besser kennen zu lernen, und schützten eifersüchtig ihre Unabhängigkeit und Neutralität.

Die genannten Prämissen können zu einem gewissen Ausmaß behilflich sein, wenn man jene dauerhafte *Fremdheit* in den Beziehungen zwischen den Eliten Polens und Sachsens verstehen will. Ich möchte jedoch betonen, dass die genannten Schlussfolgerungen anhand der Lektüre lediglich eines kleinen Teils der überlieferten Quellen gezogen wurden. Vielleicht kommt man nach Auswertung und Abgleich eines umfassenderen Korpus zu ganz anderen Ergebnissen, was ich jedoch persönlich bezweifle. Immer noch wissen wir wenig über Polen, die in ihrer Jugend zum Militärdienst in Sachsen eingezogen und davor im Kadettenkorps ausgebildet worden waren. Nach den Berechnungen Jacek Staszewskis kann ihre Zahl auf ca. 650 Personen geschätzt werden<sup>43</sup>. Es ist verwunderlich, dass die polnisch-sächsische Union, die ich persönlich für ein Bündnis mit großen aber ungenutzten Chancen halte, zu keiner dauerhaften Annäherung zwischen den beiden Völkern geführt hatte. Lag es an den Herrschern? Ich glaube, nein. Es waren Polen und Sachsen selbst, die ihr gegenseitiges Misstrauen und ihre Zurückhaltung nicht überwinden konnten und es wohl auch nicht sehr wollten. Eine derartige Haltung hielt lange vor. Als in der Regierungszeit Stanislaus August Poniatowskis, nach der Verabschiedung des Regierungsgesetzes (der Verfassung) vom 3. Mai

---

<sup>43</sup> Staszewski, *Polacy w osiemnastowiecznym*, S. 140–141.

1791 der polnische Thron gemäß dessen Bestimmungen dem Vertreter des Hauses von Wettin, Friedrich August III. angeboten wurde, lehnte er ihn ab. Es stimmt, dass seine reservierte Politik zum Teil durch eine entschiedene Haltung Russlands bedingt war, das nicht wollte, dass die polnische Krone noch einmal einem der Wettiner zuteil werden würde. Zwar war die kurze Zeit des Bestehens des Herzogtums Warschau und der sächsischen Dynastie auf dem herzoglichen Thron eine Anknüpfung an die Geschichte und langjährige Tradition, es gelang aber nie wieder, so ein Zwei-Staaten-Bündnis zu wiederholen, wie es in fast 70 Jahren des 18. Jahrhunderts der Fall gewesen war. Wer weiß, vielleicht waren wir von der Verwirklichung der unerfüllten Träume August II. im Jahre 1832 am wenigsten entfernt, als die polnischen Flüchtlinge nach dem Novemberaufstand in Dresden sehr herzlich empfangen wurden, und viele von ihnen sich dort ganz einfach niederließen, um ein neues Leben zu führen? Nur gab es aber die Adelsrepublik Polen-Litauen nicht mehr auf der Landkarte Europas, und die Haltung der Sachsen war im gleichen Maße sowohl von der Erinnerung an die gemeinsamen Bindungen wie auch durch das menschliche Mitleid bedingt.

Katarzyna Pękacka-Falkowska

Uniwersytet Medyczny im. Karola Marcinkowskiego w Poznaniu

## LIVING AND DYING IN THE TIME OF PLAGUE

### Introductory Remarks on Terror and Fear in Plagued- Stricken Thorn

Weil leider! Wir in Thorn empfinden schlechte Ruh.  
Indem der schnelle Tod schon mit verpesteten Leichen,  
Vor unser Maur und Thor die Felde angesteckt,  
Vielleicht wird Euer Flehn, dort Gottes Zorn erweichen,  
Der Euch in Zeiten noch zum fortziehen auffgewecket.

*Friedrich Bergmann (1708)<sup>1</sup>*

Obviously in times of plague the causes of fear were many and frequent. In 1710 Manasse Stoeckel from Danzig, a former plague-barber, published a forty-page-long booklet entitled *Anmerkungen welche bey der Pest, die Anno 1709 in Dantzig grassirte etc.*<sup>2</sup> The *Anmerkungen* were one of

---

<sup>1</sup> F. Bergemann, *Die Himmels=Berge, als selbige, die [...] Fr. Anna Catharina, geb. Kiesslingin, des [...] Herrn Johann Gottfried Roesners [...] Burgermeisters, Vice=Präsidentens, und Proto=Scholarchens Koenigl. Stadt Thorn ... Eh=Liebste, durch ihren [...] seeligen Tod, im Jahr [...] 1708. den 22. Septembr. in Thorn erlanget, in der Koenigl. Poln: Stadt Fraustadt abgebildet, und dem [...] Wittiber, als [...] Ohm eingesendet von Friedrich Bergemann LL. AA. Studios, Thorn 1708*, p. 3: in the collection of Wojewódzka Biblioteka Publiczna – Książnica Kopernikańska w Toruniu, Zbiory Specjalne [Regional Public Library – Copernicus Library in Thorn, Special Collections] (further: WBP), Starodruki [Imprints], sign. 113580.

<sup>2</sup> *Anmerkungen/ Welche Bey der Pest/ Die Anno 1709. in Dantzig grassirte/ beobachtet/ Und dem gemeinen Besten zu gut mittheilen wollen/ Manasse Stöckel/ Friedenbergå Siles.*

post-epidemic medical publications issued in the first fifteen years of the eighteenth century by surgeons and physicians from Royal Prussia – in particular from Thorn (Toruń), Danzig (Gdańsk) and Elbing (Elbląg) – and one might say they were not essentially different from other such imprints published in plague-stricken cities all over Europe. Nevertheless, that what made them distinct was the comparative analysis of “timor pestis” (fear of plague) in Thorn and Danzig during the epidemics of 1708 and 1709.

Stoeckel, who practiced in both above-mentioned cities, first as a plague-barber’s apprentice in Thorn and afterwards – due to his professional advancement and gained empirical knowledge – as a plague-barber in Danzig<sup>3</sup>, clearly stated that although the prevalence of the disease in both cities was one and the same, significantly more people died in Thorn in 1708 than in Danzig in the following year. “Those who fell sick, died as well – and so they all perished”. The increased mortality in Thorn had been caused – according to Stoeckel – by spread of fear, terror and dread, that were evoked by, among others, the sight of corpse carriers clad in black or white capes, the sight of plague-surgeons wearing pitch-black hats bound with white ribbons, and the sight of the sick themselves who, holding one-and-a-half-meter-long white sticks or wearing white arm-bands<sup>4</sup>, were being escorted by city guards (Stadt-Soldaten, Stadt-Militz)

---

*Chirurgus, Danzig, gedruckt bey Simon Reinigen, (1710). Digital edition: <http://vd18.de/de-sbbpk-vd18/content/titleinfo/15093451>.*

<sup>3</sup> Archiwum Państwowe w Toruniu, Akta miasta Torunia, Kat. II [State Archive in Thorn, Records of Thorn, Catalogue II] (further: APT), II-14, p. 45; *Anmerckungen/ Welch Bey der Pest*, pp. 1-9.

<sup>4</sup> Cf. APT, XIII-21, p. 155-159: “Sollte aber ein oder mehr gesunde Scheu tragen in demselben Hause zu bleiben, so koennte ihnen die Ausgang gar wohl gestattet werden, doch zu der gestalt, entweder, dass sie sich durch ein gewises Zeichen, etwa ein Weisses Tuch umb den Arm gebunden, von denen andern unverdaechtigen unterschieden“; *ibidem*, I-3516, pp. 119-161: “Sollte aber ein ieder mehr Gesunde Schau tragen in dem selben Hause zu bleiben; so koente ihnen der Ausgang gar wohl gestattet werden, doch zuder gestalt, entweder dass sie dich durch ein gewißes Zeichen von den anderen unverdaechtigen unterscheiden, etwan mit einen weissen Staabe in der Hand, oder mit einem rothen, weissen, oder mit einem rothen, weißen, oder ander faerbichehten Kenntlichen Zeichen auf dem Hutte, Muetze, Kragen oder Rocke, welches umb gewiße Kaentniss willig auf ein gewisses determinirt werden muss”.

to local lazaretto situated on the northern outskirts of Thorn<sup>5</sup> or numerous makeshift sheds in open fields etc.:

[D]ie Krankheit selbst war fast mit allen Zufaelen ueberein, und habe keinen Unterscheid darinn mercken koennen, allein der Schreck oder die Pest=Angst war in Thorn im Anfang viel groesser als in Danzig, denn alle Pest=Bediente wuesten sich in *a parte* Zimmer auffhalten, auch nicht zu den Ihrigen kommen, damit sie selbige nicht ansteckten moechten. Der Terror ward auch noch mehr vermehret, indem der Pest-Chirurgus allzeit eine grosse Masche weissen Band an seinem Hute tragen musste, damit ein jeder ihn kennen, und also aus dem Weg gehen konnte, weil die Leute alle sehr furchtsam waren. Hierzu kam noch, dass die Todten-Einleger vor den Leichen, die getragen wurden, auch vor den Todten-Wagen mussten vorhergehen, mit einem weissen leinen Kittel, worauff hinten und vorn ein gross schwarz Kreutz, auch auff beyden Armen ein schwarz Kreutz stund, welches von fern entsetzlich und klaeglich anzusehen. Vor vornehme Buerger und mehr gesehener Leute Leichen, gingen andere, so schwarz gekleidet mit weissen Kreuzen bezeichnete Maenner, umb die auff den Gassen gehende Leute zu wahrschauen. Auch musste im Anfang einer mit einem langen weissen Stock vor den Leichen gehen, welches letztere aber bald abgeschaffet wurde<sup>6</sup>.

This is the reason why Stoeckel stated explicitly: “ich sage mit gutem Gewissen, dass unter meinen Haenden vielmehr von Angst, als Grausamkeit der Krankheit gestorben”.

Ubiquitous fear was also indicated by Christian Balthasar Wiel, a plague physician from the war-torn Thorn<sup>7</sup>, as the primary cause of death and disease among the city dwellers. In a sixty-two-page-long

---

<sup>5</sup> More about Thorn’s lazaretto (plague hospital) founded in 1581 cf. APT, XVI–101; XVI–113.

<sup>6</sup> *Anmerkungen/ Welche Bey der Pest*, pp. 12–13. Cf. H. Zerneck, *Das verpestete Thorn oder summarischer Auszug der Pestilenz-Seuchen womit nach Gottes willen die Stadt Thorn von Anfang ihrer Erbauung bis an gegenwärtige Zeiten heimgesuchet ist*, (1710), passim. Digital edition: [http://kpbk.umk.pl/dlibra/docmetadata?id=46221&from=&dirids=1&ver\\_id=&lp=1&QI=7BDF78EEBF36259C6F5B8649A8B03D99-26](http://kpbk.umk.pl/dlibra/docmetadata?id=46221&from=&dirids=1&ver_id=&lp=1&QI=7BDF78EEBF36259C6F5B8649A8B03D99-26).

<sup>7</sup> In 1709 he became a physician of Russian tsar Peter I the Great and moved to Petersburg. Cf. Zerneck, *Das verpestete Thorn*, p. 27.

paperback, published in 1709, entitled *Wohlgemeinte Nachricht von der in hiesiger Stadt Thorn etc.*, the doctor noticed that just uttering the word ‘plague’ evoked such a great dread in the city dwellers that their bodies weakened immediately<sup>8</sup>, thereby becoming susceptible to the bubonic *fermentum* in the polluted air<sup>9</sup>.

The physician also reported numerous cases of people “plague-stricken” due to great fear evoked by certain sensations and passions of their souls. For example, inhabitants of Thorn fell stricken with illness because they heard both, the painful human cries or the rattle of the wheels of carts filled with corpses, glimpsed an undignified burial in common respectively public graveyards, or they were simply touched unawares by a member of anti-epidemic service<sup>10</sup>. Likewise, the disease could be caused by a horrible stench of decomposed human and animal corpses, “inflamed” imagination or a dreadful nightmare resp. incubus. Referring to his daily medical practice and experience, Wiel stated:

Ersuchte ich einen dergleichen Krancken und fragte nach der Ursache seiner ploetzlichen Verenderung, so war die Antwort, ich habe einen Todten tragen gesehen. Es ist mir der Pest-Wagen vorbey fuhr und empfaende ich einen so hesslichen Gestanck, ich habe mich vor diesem oder jenem Menschen weil er sehr Schlimm aussahe alterirt, und was dergleichen Vorgeben mehr waren. Noch mehr, etliche legten sich gesund schlaffen, bekamen im Schlaf ein gewaltige Furcht, sich einbildende ob sehen sie etwas entsetzliches, worauff immediate die offenbahre Zeichen als Beulen oder Carbuncel, erfolgten. [...] Auch sind mir Exempel bekandt, dass die bestellten Pest-Fuehrer bey dem Wagen aus Bossheit die vor ihnen gehenden oder stehenden Weibs-Bilder wann sie ihnen unversehens sich naeherten hinterwarts umbfasten, erschroeckten, auch

---

<sup>8</sup> Ch. B. Wiel, *Wohlgemeinte Nachricht von der in hiesiger Stadt Thorn [...] bey Beschluss des Monaths Augusti in dem siebenzehenden hundert und achten Jahre angefangenen, und biss in den Monath Januarium folgenden Jahres beständig angehaltenen Seuche der Pestilenz, sowohl derselben Ursprung als auch derselbe Natur und Eigenschafte in moeglichster Kurtze entworfen*, (1709), p. 6 [in the collection of WBP, Starodruki, sign. 65].

<sup>9</sup> The existence of words bringing a particular disease on those who heard them is a leitmotiv of early modern plague-writing. Cf. *Representing the Plague in Early Modern England*, ed. R. Totaro, E.B. Gilman, (2011), *passim*.

<sup>10</sup> It was organized by the provisors of local lazaretto who administered the so-called Pest-Cassa – a special plague fund. Cf. APT, Akta Luźne, 5178–5183; *ibidem*, 5554–5555.

wohl mit Worten invitirten, durch welche Alternation sie von Stund an in das Uber verfielen, und sind auf diese Weise unterschiedliche Haeuser verunglueckt worden. [...] Aus blosser Entsetzen wuerde das ueber dem Weichsel-Fluss gelegene Kloster der Reformanten angesteckt, und zwar auff folgende Weise: Es verfuegte sich einer aus ihrem Orden auff den Kirch-Thurm, umbzusehen was in dem Staedtchen vorgehe, und als er gewahr wird das der daselbst bestellte Todten-Graeber ob schon von ihme ziemlich entfernet mit Beerdigung eines Verstorbenen beschaefftiget ist, alteriret er sich ueber diesen Anblick, weil wie ich vernommen diss seine Begrabnuess von ungewoehnlicher Art und Ceremonien gewesen, wird von Stund an bettlaegerig, und als er verstorben, folgen ihme seine Ordens-Brueder in kurtzer Zeit biss auf zwey Personen [...] Auch kann ich mit mir selbst erweisen, dass die Einbildung und Furcht besonders im Anfange mehr vermoege, als viele wohl glauben doerfften; indem ich bey Besuehung der Krancken zu etlichen mahlen durch zufaellige und unvermuthete Begebenheiten so nachdruecklich alterirt worden, dass ich einen biss zwey Tage das Bett huetten muessen [...].

Yet there was an easy way to conquer the plague and to regain one's lost health. According to Wiel, recognizing one's psychosomatic condition, overcoming the corporeal and spiritual *fear* and restraining one's unfettered imagination was enough to recover (of course if one "received" sanctifying grace and was chosen by God to live).

Ich habe aber jedesmahl meine Schwachheit erkennt, und glaube festiglich, wann ich nicht zuvor gewusst dass der Krancke an der Pestilentz darnieder laege, es sollte mich nicht leicht eine Furcht ankommen seyn, haette ich auch den gantzen Tag bey und umb ihn zubringen sollen<sup>11</sup>.

The increasing number of plague deaths in Thorn in 1708 occurring due to the diffusing fear and dread was also observed by Ephraim Praetorius, the senior of local Lutheran Ministerium, and by local clergymen, both Evangelical and Moravian Brethrens. Christian Gersten Tobian, one of the Moravians, on the eve of the outbreak of the dreadful plague wrote with

---

<sup>11</sup> Wiel, *Wohlgemeinte Nachricht*, pp. 47–51.

the trembling heart in a letter to his close friend, a bishop of the Unity of the Brethren, Daniel Ernst Jabłoński:

[V]on unsern orthe muss dieses berichten: wie das ungezogener Pest-Schwerdt des gerechten Gottes sich bereits auch in unserer naehe 2 ½ meilen von uns sein Verwichen Freutag gezeuger, und schleunig 7. Personen weggerafft, aller dennoch Verschiedene Krancken sich befinden. Wir sindt zwar moeglichst Vorsichtig, allein alle umbstaenden moegende, doerfften wir dieser Plage nicht entgehen. Der Gott der Troester und Vatter der Barmhertzigkeit stehe uns beye<sup>12</sup>.

And only two weeks later he reported:

[W]as der Vaeterrl. mitleiden unter dem entbloesten schwerdt des Herrn, dancke demuettigst: desseo gewehrung, wolle von barmhertzigkeit reiche Gott, ueber uns ausschuettn! In Zwischen [*uncertain*] es das ansehen als wann der Gerechte Gott, taeglich mehr der todten pfeilen Vom Seinen gespannten bogen, auf uns abzuschiesten gesonnen, in dem das schnell todtende gifft., auch zwischen unsern mauern sich ausbreiten will. Menschen tag schonet unser der Herr, dass mann nur einer, oder zweyen, oder auch keiner Leichen hoeret: dagegen muss man oeffters gantz bestuertzt von 20 und mehren Vernehmen.

Yet, at the same time the pastor cherished and reaffirmed the coreligionists' hope for staving off the disaster:

doch mitten in dieser grosten angst unserers hertzen, stehen wir fest, und herren unter unseren bussthrauen, auf den Herrn, bis dass Er uns gnaedig seye. Er wirdt seine plage von uns wenden, Seines Volkes verschonen und Sein Erbtheil nicht zu schanden werden lassen: sondern uns eynen beyzustehen, als der Herr, unserer Huelffe!<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Archiwum Państwowe w Poznaniu, Akta Braci Czeskich [State Archive in Poznań, Archives of Moravian Brethrens], 1038, pp. 17–18.

<sup>13</sup> Ibidem, pp. 21–22.

Similar opinions could be found in various Lutheran writings. Yet Lutherans from Thorn, citing contemporary medical authorities, preached:

Verstaendige Medici zeigen an, dass ein grosses und geschwindes Schrecken unsern Coerper gleichsam wie ein penetranter Soner-Strahl beruehret, und durch die beschaedigte und gestroehnte Circulation des Gebluets gar gefaerliche Zuefalle verursacht. Wer kann zweiffeln, dass eine stete aengstliche Furcht von gleich=schaedlicher Wirkung sey?<sup>14</sup>

They tried to manage the spreading fear among the city dwellers.

Comparable information on death toll and surges of fear in Thorn also appeared in numerous handwritten newspapers (form of newssheets) that circulated in districts and provinces of Polish-Lithuanian Commonwealth. E.g. in a 4-page-long newspaper that was delivered to Masovia one of its authors, probably the eyewitness of the recounted horrible event, wrote:

w Toruniu większego od dawnej bojaźni przybyło strachu, kiedy X. Wewlewander S.J., po udzieleni Najświętszego Sakramentu, przyszedłszy do klasztoru, nagle zmarł z zarazy i pochowany bez obrzędów; i co dzień ludzi wywożą w pola chorych i zarażonych i przy użyciu lekarstw nic nie pomaga<sup>15</sup>.

Last but not least, a range of information on a direct, casual relationship between fear, dread resp. terror and new plague cases cropped up in

---

<sup>14</sup> E. Praetorius, *Christliche Patient aus Luc. XVII 11–19. In einer Predigt zur Pest-Zeit, Anno 1708, XIV Trinit.*, in: idem, *Worte geredet zu seiner Zeit, Oder Sonderbahre Casual=Predigten, Bey mercklichen Begebenheiten, Zu besondern Zeiten, An unterschiedlichen Orten, und ueber mancherley Texte gehalten, Auch ehemahls einzeln ausgefertigt, Jetzt aber zusammen in ein Volumen gebracht von Ephraim Praetorio, Pastore zu S. Marien in Thorn, und Seniore E. Ehrw. Ministerii daselbst*, (1718), p. 544 [in the collection of WBP, Starodruki, sign. 110454].

<sup>15</sup> *Pamiętnik Wawrzyńca Rakowskiego rotmistrza pospolitego ruszenia Ziemi Wiszej pisany od roku 1701 do roku 1711*, ed. by E. Pitrowski, (1860), p. 100. Cf. S. Borącz, *Pamiętnik dziejów polskich z aktów urzędowych lwowskich i rękopismów*, (1855), p. 150: “Z Torunia 17a 7bris. W dzień wtorkowy prostino timori w obywatelach tutecznych majorem addidit metum śmierć Xdza Jezuity sacrificantis, tudzież kilku ludzi w kamienicy piwowara Gierynka, to jest żony, syna i ancillae. Po kilkoro na dzień tak w starym jako i nowym mieście umiera, których w polu grzebią. Dla których budy postawione, którym miasto kosztem swym victualia i doktora provident”.

official administrative writings, both secular<sup>16</sup> and church ones<sup>17</sup>, in various records of court proceedings<sup>18</sup>, and in private notes of the Thorners themselves, among others in memories (“Denckwuerdigkeiten”) of local apothecary and merchant, Georg Hancke<sup>19</sup>, for whom the post-plague writing in 1710 could probably be a way to cope with... posttraumatic stress disorder<sup>20</sup>.

Therefore – as we can see – not without reason did an early modern German proverb say that “fear is worse than bubonic plague / schlimmer als Pest ist die Furcht davor”. Another of its variants ran as follows: “imagination is more furious than bubonic plague / argerer als die Pest selbst ist Einbildungskraft”<sup>21</sup>. Yet none of the contemporaries treated the above-cited sayings metaphorically; for them they had the literal sense.

German-speaking historians working on early modern medicine and emotions (or more precisely passions) do not take fear as a psychological constant or cultural invariant. They rather emphasize historical (and thus diachronic and discursive) explanations of fear, dread resp. terror, contextualizing them within various early modern medical, philosophical, religious etc. theories and notions of both imagination (“Einbildungskraft”) and affects defined as passions of the soul<sup>22</sup>. Such a methodological approach seems to be exceedingly fruitful, as it allows new interpreta-

<sup>16</sup> Cf. APT, I–3798, p. 268.

<sup>17</sup> WBP, Rękopisy [Manuscripts], Ms. 130, pp. 171–172v.

<sup>18</sup> Stadtarchiv Stralsund, Rep. 14/89 (records referring to Thorn). Cf. APT, I–3701, pp. 929–940.

<sup>19</sup> Cf. APT, IV–15, pp. 71–74. Cf. the appendix.

<sup>20</sup> Cf. R. Totaro, *Introducton*, in: *Representing the Plague*, p. 16.

<sup>21</sup> Cf. *Anmerkungen/ Welche Bey der Pest*, p. 12.

<sup>22</sup> Cf. *Christian Sigismund Fingers Dissertation «Ueber den schaedlichen Einfluss von Furcht und Schreck bei der Pest» (Halle 1722). Ein Beitrag zur Geschichte psychosomatischer Konzepte und zur Psychologie der Seuchenbekaempfung. In deutscher Uebersetzung*, ed. by H.M. Koelbing in cooperation with U.B. Birchler, (1979); E. Fischer-Homberger, *Krankheit Frau und andere Arbeiten zur Medizingeschichte der Frau*, (1979); A. Baehr, *Die Semantik der Ungarischen Krankheit. Imaginationen von Gewalt als Krankheitsursache zwischen Reformation und Aufklaerung*, in: *Gewalt in der Fruehen Neuzeit. Beitrage zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Fruehe Neuzeit im VHD*, ed. by C. Ulbrich, C. Jarzebowski, M. Hohkamp, (2005); idem, *Furcht, divinatorischer Traum und autobiographisches Schreiben in der Fruehen Neuzeit*, “Zeitschrift fuer Historische Forschung”, 34/1 (2007); idem, *Die Furcht der Fruehen Neuzeit. Paradigmen, Hintergruende und Perspektiven einer Kontroverse*, “Historische Anthropologie”, 16/2 (2008); idem, *Von Nutzen der Paradoxie*

tions of “worn-out” sources including ego-documents and other private writings.

In early modern times the body affected the mind and the mind affected the corpse. The onset mechanism was as follows. A certain sensory stimulus (e.g. the stench of decomposed corpses) evoked an affect (e.g. fear) lasting for a long time. This affect excited certain thoughts or fancies (e.g. fear of God as judge) which maintained the affect (e.g. fear) leading to a permanent organic change, called alteration. Obviously, the given stimulus had an effect on both the external senses (i.e. sight, hearing, smell, touch, taste) and the internal ones (first and foremost the imagination, but also *phantasia*, memory, estimation etc.). It also required an appropriate corporeal “disposition” of a human being (e.g. “looseness” of one’s body, its wetness) in order to make this pathogenic effect possible. It means that the affect took place at the junction of the body and the soul and, therefore, its beginning took place in the spirit. Withal that what caused the corporeal disease, could also disturb the soul and its faculties, as both the body and the mind were interconnected through the spirit(s)<sup>23</sup>.

Thus the key to health laid in maintenance of corporeal and spiritual balance, avoiding all extremes. The passions of the soul, one of »six non-naturals« of early modern physicians and philosophers<sup>24</sup>, had to be carefully managed in order to conserve or restore one’s health. Strong affects – like sorrow, despair, anger, fear, hearted, desire etc.<sup>25</sup> – performed

---

*fuer die Kulturhistorie. Furchtlose Furcht in fruehneuzeitlichen Selbstbeschreibungen*, in: *Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen*, ed. by F.X. Eder, (2006).

<sup>23</sup> In early medicine spirits – spiritus vitalis (life spirit who originated from heart), spiritus naturalis (natural spirit who originate from liver) and spiritus animalis (animal spirit who originated from brain) – were “the most subtle and volatile parts, or juices of the body; by means whereof, all the functions and operations thereof are performed”. Ephraim Chambers’ *Cyclopaedia or, An Universal Dictionary of Arts and Sciences*, (1728), II, p. 111. More about medical notion of spirits cf. G. Klier, *Die Drey Gesier des Menschen. Die sogenannte Spirituslehre in der Physiologie der Fruehen Neuzeit*, (2002).

<sup>24</sup> More about Galenic and neo-Hippocratic theory of six non-natural things (sex res non naturales) – i.e. air, food and drink, sleep and waking, motion and rest, excretions and retentions, and passions of the soul – that must be practiced in moderation in order to conserve one’s health cf. J.W. Berryman, *Motion and rest: Galen on exercise and health*, “The Lancet”, 380/9838 (2012), pp. 210–211.

<sup>25</sup> More about affects – both concupiscible and irascible – in post-Aristotelian religious and medical tradition cf. P. King, *Aquinas on the Passions*, in: *Aquinas’s Moral Theory. Essays in Honor of Norman Kretzmann*, ed. by S. MacDonald, E. Stump, (1999), pp. 101–132.

in excess or put into imbalance were perceived as a major cause of plague and other diseases, as a first grave-digger of a man.

The belief that the fear of something could be as harmful as the fearful thing itself was as much part of the popular tradition as of the learned one<sup>26</sup>. Popular and learned discourses overlapped to the extent that they among others shared the knowledge that “depending on the kind of fear blood may rush into the head to produce blushing – if the object is shameful – or away from the head to produce paleness – if the object is terrifying. If the onset of fear is sudden and sharp, control over bodily limbs and functions will be lost etc.”<sup>27</sup> And indeed, they also stated that the fear of plague could result in a plague itself.

According to early modern medical tradition, fear could be efficient and material cause of every pathogenic event<sup>28</sup>. Yet among fear’s sensual or corporeal dimension, there always existed the spiritual one; after all, in early modern Europe the final cause of the disease was always the supernatural one, was not it?

	<b>God / Goodness</b>	<b>Affects (+) and their metaphysical equivalents</b>	<b>Servile Fear / timor servilis</b>			
<b>R E L A T I O N</b>	„towards”	1° Love	vs	3° Hatred	„backwards”	<b>R E L A T I O N</b>
		2° Hope	vs	2° Despair		
		3° Happiness	vs	1° Sorrow		
	<b>Filial Fear / timor filialis</b>		<b>Affects (-) and their metaphysical equivalents</b>	<b>God / Goodness</b>		

Figure 1. Affects/passions and their metaphysical equivalents in the relation towards/backwards God and Goodness

<sup>26</sup> D. Gentilcore, *The fear of disease and the disease of fear*, in: *Fear in Early Modern Society*, ed. W.G. Naphy, P. Roberts, (1997), p. 195.

<sup>27</sup> Thomas Aquinas, *Summa Teologica*, IaIIae.44.

<sup>28</sup> Cf. Baehr, op.cit.

Thomas Aquinas, who had a great impact on European Christian tradition, distinguished two kinds of metaphysical fear: *timor servilis* and *timor filialis*. In this way – according to the theologian – fear was not a single, mingled feeling of dread and reverences towards God the Lord; fear was twofold and fears were two; servile, whereby God’s punishment, not fault, was dreaded; and filial, by which fault and not God was feared.

Early modern Lutherans ought to fear God only – not Satan, not their neighbors, not the loss of the property etc.<sup>29</sup> That is why those, who did not fear God “in advance” and did not obey the Ten Commandments, in border situations (*Grenzsituationen*), e.g. plagues, descended into terrible fear and terror, while free of them were those „*qui solum Deum timent*”<sup>30</sup>. Indeed, those who both loved God and were afraid of Him, i.e. who felt “*timor filialis*”, were not scared of punishment for their sins, that after all... had to be sentenced<sup>31</sup>. God-fearing were not afraid of God’s punishment that they fully understood and accepted; they were afraid of committing sins that could carry sad effects and consequence in form of purgatory eternal damnation. As a result in “normal times” they had tried to live piously and did not have to tremble before God in “times of plague or other cataclysms”. In their case fear that reigned during epidemics became an instrument of God’s grace and was designed to cultivate the piety<sup>32</sup>. Last but not least, in their case “*timor filialis*” could reduce “dangers” of plague understood as a punishment for the sinners and alleviate natural, psychosomatic fear – the passion of the soul – that caused disease of individuals.

---

<sup>29</sup> Many Lutheran theologians thought that Satan was father of fear. Cf. E. Stockmann, *Hodegeticum pestilentialia sacrum sive quaestiones Quinquaginta plurimam partem Casuales De Peste, Generales & Speciales, Theoretico-Practicae*, (1667), p. 53: “*insuper diabolus nimiae melancholiae et pavoris autorem esse*”. Digital edition: <http://diglib.hab.de/drucke/1271-17-theol/start.htm>.

<sup>30</sup> T. Dietz, *Der Begriff der Furcht bei Luther*, (2009), p. 90.

<sup>31</sup> Praetorius, *Christliche Patient*, *passim*.

<sup>32</sup> B. Daetrius, *Goettliche furcht-befreyung in allen noethen*, (1657), s. 8: “nach der zuechtigung und pruefung sich wieder erbarmen wollte” (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, no. M: Db 3747).

	Objects	Dimensions	Types of Love	Consequences	Types of Fear
<b>First Level</b>	God	grace	God's love (amor Dei)	eternal damnation	fear of God (timor Dei)
<b>Second Level (-)</b>	I / me	sensuousness	love of self (amor sui)	punishment (malum poene)	servile fear (timor servilis)
<b>Second Level (+)</b>	other people	morality	love of one's neighbor	guilt / fault (malum culpe)	filial fear (timor filialis / timor castus)

Figure 2. Types of fear and their determinants

In contrary, another type of metaphysical fear – “timor servilis” – was characteristic of sinners. Those, who had not fear both venal and deadly sins in “normal times” and who had accepted them in the past, in border situation plunged into fear of God that came straight from Satan<sup>33</sup>. That type of fear was not only dreadful; it was sinful itself (as it led toward hatred of God), so it had dire consequences, God's punishment in form of... increasing fear – both corporeal and spiritual one. As Brandanus Daetrius stated:

Gott laasset auch solchen, den furchtloses, den ungottfuerchtigen, den ruchlosen, denen die weissheit und zucht verachten und gute lehre hasen, nicht sagen, dass sie sich nicht fuerchten sollen in unglueck, sondern vielmehr das gegentheil drewet er unlaasset ihnen vorher ankuendigen, dass sie Gott am tage der rache wolle dahin geben, und sie ohne huelle und trost in angst und schrecken lassen umbkommen<sup>34</sup>.

We have to remember that God of Lutherans was “ein Feste Burg”. Consequently one had to put blind trust in him and his love to people. In other case, God turned his backs on the sinner and abandon him – and that applied to epidemics.

<sup>33</sup> F. Hatje, *Leben und Sterben im Zeitalter der Pest, Basel im 15. bis 17. Jahrhundert*, (1992), p. 49.

<sup>34</sup> Daetrius, *Goettliche furcht-befreyung*, p. 14. Cf. ibidem, p. 15: “die sichern und ruchlosen sollen und muessen endlich umbkomen mit angst und schrecken, die frommen aber, die Gott gehorchen, sollen sicher sein auch in noethen und kein unglueck fuerchten”.

Der Mann, der Gott nicht vertraut und keine Acht auf Gott hat, von dem zieht auch Gott seine Hand ab. Und hierauf folgt, dass die, so Gott zur Zeit der Pestilenz nicht vertrauen, wenn die [Pestilenz] sonst zur Straf regiert, eine heftige Furcht anstoest, und die selbige Furcht gebiert einen starken Willen und die allerheftigste Imagination, diese Krankheit zu gebaeren. Warum? Der Fuerchtige vertraut Gott nicht; daraus folgt, dass er an nichts anderes denn allein an das Sterben und an seine Krankheit, von der er die grosse Furcht empfangen hat, denkt<sup>35</sup>.

Obviously the fear of *God's punishment* could kindle the imagination of both the sick and the healthy. Thus Joachim Weickman, Lutheran pastor from Danzig, wrote in his booklet *Theologischer und ausfuehrlicher Unterricht von der Pestilenz*:

Die Phantasie macht uns lauter verdriessliche Bilder und Vorstellungen von dem, das wir fuerchten, und mahlet es uns so abertheuerlich ab, dass uns die blosser Furcht ja so sehr, wo nicht heftiger, aengstiger, als das Unglueckselbst, wenn es uns trifft [...] in der Pest-Zeit ist solches gefaehrlich, und kann wenigstens so viel thun, dass das Gifft, welches ausser uns ist, so viel leichter uns angreifen, durchdringen, und von der gestoehrten Natur ohne gnugsamen Widerstand, den sie sonst thun wuerde, angenommen werden; oder, wo es sich schon bey uns heimlich haelt, so viel eher ausbrechen und ueberhand nehmen kann<sup>36</sup>.

\* \* \*

---

<sup>35</sup> Paracelsus, *De Pestilitate. Das ist vom Ursprung und Herkommen Pestis und hernach von der selbigen Krankheit eigentlichen und gruendlichen Kur*, geschrieben durch den hochgelehrten Herrn T.v.H., beider Arzneien Doctorem, in: *Theophrastus Paracelsus Werke*, 5: *Pansophische, magische und gabalische Schriften*, ed. by W.E. Peuckert, (1968), p. 240. Quote after: Baehr, *Von Nutzen der Paradoxie fuer die Kulturhistorie*, p. 305.

<sup>36</sup> J. Weickmann, *Theologischer und ausfuehrlicher Unterricht von der Pestilenz, darinnen von dieser Seuche so wol ins gemwin, als auch besonders in sechs und zwanzig, grossen Theils, schweren und wichtigen Fragen gehandely wird, durch Veranlassung der grossen Pest, mit welcher der gerechten Gott, die Koeniglich-Polnische Stadt Danzig in Preussen A. 1709 heimgesucht [...]*, Danzig 1710, p. 132–133 [Polska Akademia Nauk, Biblioteka Gdańska / Polish Academy of Sciences, Library of Danzig, sign. Od 13662.8°].

I argue that historians working on fear and epidemics may apply David Clark's modified cognitive model of anxiety (cf. figure 3 and 4) to describe and to explain the mechanism of "timor servilis" and its conditioning<sup>37</sup>. Social situation activates some negative assumptions that shape and define perceived dangers. It leads a man to appraise the situation as dangerous and to predict future events as leading to a dead-end. "Once a social situation is appraised in this way, the social phobic becomes anxious. Several interlinked vicious circles then maintain the individual's distress and prevent disconfirmation of the negative beliefs and appraisals"<sup>38</sup>.

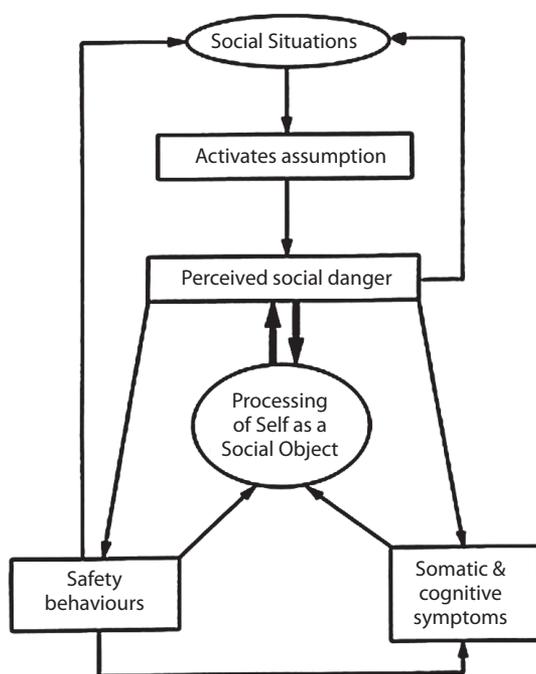


Figure 3. D.M. Clark's cognitive model of anxiety

Source: D.M. Clark, *A Cognitive Perspective on Social Phobia*, p. 7.

<sup>37</sup> D.M. Clark, *A cognitive approach to Panic*, "Behaviour Research and Therapy" 24, 1986, p. 461–470.

<sup>38</sup> Idem, *A Cognitive Perspective on Social Phobia*, in: W. R Ray Crozier, L.L. Alden, *The Essential Handbook of Social Anxiety for Clinicians*, (2005), p. 407. Digital edition: <http://www.homepage.psy.utexas.edu/HomePage/Class/Psy394U/Bower/12%20Anxiety%20Disorders%20/CLARK-SOCIAL%20PHOBIA.pdf>. 407.

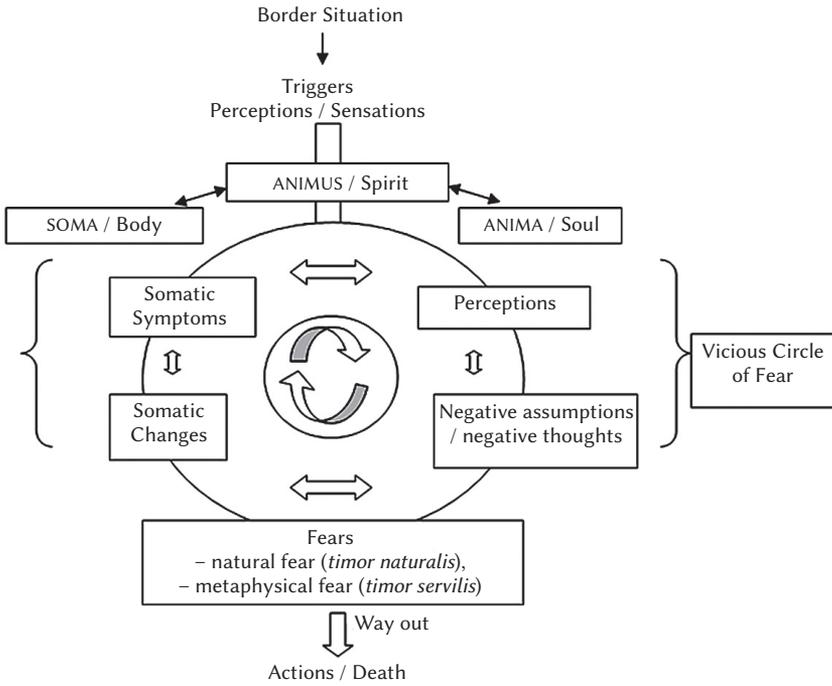


Figure 4. D.M. Clark's modified cognitive model of fear  
 Source: cf. T. Dietz, *Der Begriff der Furcht bei Luther*, Chapter 9.

In early modern times existed a “vicious circle” of *evil fear*. According to early modern *episteme*, in border situations, i.e. occurrence of “traumatic” events (e.g. plague), appeared some triggers that made one to perceive the situation as “perilous”. E.g. thinking about death and punishment triggered all inner senses (first of all imagination). The human being examined his/her conscience, estimated the probability of being plagued and being damned, and if he/she was a sinner than he/she plunged into fear (“*timor servilis*”) – as the activated religious, social, medical etc. assumptions defined both current and future dangers. In consequence negative passions such as sorrow, despair and hatred were reinforced; whereas love, hope and happiness (both affects and cardinal virtues) were weeded out. Metaphysical fear was next translated into pathogenic physiologic processes that accelerated negative thoughts (assumptions) – and everything repeated over and over again, yet more and more intensely. Of course various negative psychosomatic changes res. alterations could

weaken bodies of those who feared (“timor servilis”), and when “kommt nun ein Schrecken oder Furcht, so verlaesst die Anima ihre Hut oder Posto, ut ita dicam, und die Infectio ab extra hat freyen Zutritt”<sup>39</sup>. To break away from such a vicious circle of fear one had to die or to take up fearless actions legitimized by mighty God.

Undoubtedly ego-documents from Polish-Lithuanian Commonwealth written in years of plague need a new reading in light of the discussed theories of (early-modern) fear(s).

## Appendix

Critical edition of Georg Hancke’s private notes from the years of plague (1708/1709, 1709/1710)

Archiwum Państwowe w Torunia, Akta Miasta Torunia, Kat. II, IV–15: *Aufzeichnung denkwürdiger politischer Ereignisse zu Thorn*, p. 71–76.

Demnach der Grosse Gott uns auch mit der Pest nach unserem verdienst hat abstraffen wollen Sint Anno 1708 in dem Julio einige Haeuser zu Kaszczorek<sup>40</sup> von dehnen aus Warshau wegen dortiger Contagion sich auffheltenden Leuten inficiret worden, auch noch u[nd] noch biss auff den Weinberck<sup>41</sup> undt auff die Vorstadt vor dem Jacobs Thor<sup>42</sup> d[as] Sterben

<sup>39</sup> J.G. Kanold, *Einiger Medicorum Schreiben, Von Der in Preussen An. 1708 in Dantzig An. 1709 in Rosenberg An. 1708 und in Fraustadt An. 1709 Grassireten Pest Wie auch Von der wahren Beschaffenheit des Brechens, des Schweisses, und der Pest-Schwären, sonderlich der Beulen: Und denn folglich Von rechtem Gebrauch der Vomitoriorum und Sudoriferorum*, (1711), p. 19. Digital edition: <http://www.bsb-muenchen-digital.de/~web/web1072/bsb10727515/images/index.html?digID=bsb10727515&pimage=00001&v=pdf&md=1&l=de>.

<sup>40</sup> In written sources the village Kaszczorek located north-east of Thorn was first mentioned in 1242 (as an Episcopal village). Since 1509 it was a property of Thorn’s city council.

<sup>41</sup> One of the eastern suburbs of Thorn. The first settlement in Weinberg (Winnica) was founded on the embankment of Vistula River close to Trzeposz mill (1259). In Middle Ages the vineyards belonging to the richest merchants were located on the Vistula River terraces between the town and a village of Kaszczorek.

<sup>42</sup> St. Jacob’s Gate – one of twelve city gates, it was located in the western part of the New City.

angefangen, im Augusti ist dass Einwohners welcher vor dem Gerechten Thor<sup>43</sup> in dem Keller auff meinem Garten platz wohnt seine Tochter, welche bei einer Kann macherschen auff der Bach<sup>44</sup> gedienet, bei ihr Krank geworden, weihl sollte<sup>a</sup> dies Mann dieses Megdl[ein] zu den Eltern getrieben, ist<sup>b</sup> solches auch den 3ten tag gestorben, den 4ten tag ist bald die anderen Tochter nebst dem Vater in diesem Keller gestorben, weihl niche gahr in keiner sachen in solche<sup>c</sup> gefehr gestehen sollte eine vorsorge gethan<sup>c</sup> gefehrlieden ehenden zustande vorsorge gethan, solten diese leichen nicht in dem Keller verfaulen, habe ich mussen mit grosser muhe, auch wohl ess Arme Leute wohnen drei hatest Kerll annehmen mussen<sup>d</sup> u[nd] ihren 24 fl. geben mussen sindt also Man u[nd] Weib u[nd] wie auch 5 Kindern, u[nd] also alle so viel vorhanden in 14 tagen gestorben, weihl in solcher Zeit ich nichts von ihres verlassenschafft verlangt zu mir zunehmen ist<sup>e</sup> auch der Contagion niche d[en] blosse Rest gesinden, wolle der liebe Gott dieses den meinen durch Seinen Goettligen Seegen wieder versetzen, ultimo Augustii hat der Iren des Grossen Gottens auch die Stadt angeguttet, bei dieser gedachten Kane macherschen einen anfang gemacht, dieses Hauss ist gantz augestorben, in dieser wochen hin undt wieder biss endlich fast in allen Gassen eingeristen, endlich dass Sterben so ueberhandt genommen, dass die leichen kaum haben koennen zur<sup>f</sup> unter die erden gebracht werden, weihl leider ein gesto schlichter anstalt gemacht wahr, sindt. die armen so keine Sarge gehabt, auff einem ehenden wagen vor auff nuhr 2 beinen u[nd] ein bret gelagen hinausschleppet, weihl ein Coerper ober<sup>g</sup> auff den andern geleget wort[en], hang<sup>h</sup> bald ein bein bald arm oder kopff von dem wagen<sup>i</sup> wie hangen<sup>i</sup>, ist mancher von diesem Spectakell inficiret worden u[nd] gestorben dieses stachr Zeich hat zu wege gebracht ein floehleischer<sup>j</sup> Junger Mensch welcher nach der Stadt reitende von dem pferde gefallen auch bald gestorben, welches fferd die Toten traeger gerrebet u[nd] vor diesen wagen gebrauchet, biss dem Herrn Jacob Giering einer Alter Ratsherr dieses erbahrmliege grau sahme hinausschleppen zu hertzen hangt<sup>k</sup> hangen einen mit schwertzer lein wandte bedecken wagen machen lassen auch seine eigene 2 pferde da zugeben hin zu auch 6 kerll angenommen welche<sup>l</sup> u[nd] sindt mit mit

---

<sup>43</sup> Rightful Gate – one of twelve city gates, it was located in the northern part of the New City.

<sup>44</sup> Bache (Struga Toruńska, Bacha) – stream in and nearby Thorn dug in the Middle Ages, a right tributary of the Vistula River.

weisten roecken mit schwertzen Kreutzer besetzt bekleidet warden, die Gemeine Leichen hin auss zu fuehren, die Buergerliche Leichen hinaus zutragen haben<sup>m</sup> Staedt die Buerger zusammen kommen, 10 Buerger angenommen diese zu unter halten hat ein jeder Buerger wochendtlich 3, 6 biss 30 gr. gegeben, dareben werden von den Buergern auch 4 Kerlls angenommen, welche in die Hauser gehen musten die Verstorbenen anzuziehen in die Sarge zu legen undte<sup>n</sup> auss dem Hause zu tragen u[nd] auff die Bahr zu setzen, diese traeger undt einlages bekamme auch vor eine jede leiche nach dem dass von moegen, weihl diese 10 Burger sich nicht burgerlich halten, sondern sich dem sauffen in so gefehrlicher Zeit begaben undt liederlich worden, sindt sie fast alle gestorben Burgerlige Leute sindt alle vor der Stat auff die Kirchhoffe begraben, die gemeinen aber auff die Berge undt die meisten wo sie vor d[er] Stadt gestorben da wahr auch ihr Kirchhoff Damit die Armut nicht imb Kohen haben gott[liche] hertzen in dass Krenckenheus sspeise Geschickt auch vor den Thoren durch gewisse leute auss theilen lassen, den 10 Septembris ist mir mein Jung Kranck werden welchen ich in der Garten vor die Muntze habe kriegten lassen, 16 Septembris ist mir die Magt kranck worden welche ich auch dahin herbekriegten lassen, d[en] 20 Septembris ist der Kerll welcher sie gepflegt nach den er 9 tage kranck gelegen gestorben, diese 2 habe ich 26 wochen mit sspeiche warmer Stuben umdt Medicament. und pest balbier versehen, welches nur nicht wenig gekostet, d[ie] 22 Novembris ist mein Gessel in die Apothecken °Jacob Ebell° Kranck werden, wie well keine flecken noch baeulen an ihm zusehen wahren, niche hette<sup>p</sup> ist dem vierten tag<sup>p</sup> diesen habe ich in das Staedtchen neben dem hause bringen lassen, der Hr. Doctor Will hat ihn 3 tage etzliege mahl[e] besucht auch Seinen moeligsten fleissen ihm gewant, weihl er aber schwach wart, u[nd] an ihm das ende vormercket habe ich den pest balbier zu ihm angenommen, umdt wiehl ich beser[?] Geten ven er sterben solte man niche auss dem hause zu gehen verbieten wuerde, habe ich mich beerbst meiner lieben Ehegattin zu meiner Tochter u[nd] also zu meinen lieben Kindern begeben dero unss Der groste Gott gnadig beschattet undt erhalten hat, nach dein meiner Apothecken undt Haus 4 wochen zugestanden heben ins A[nn] o 1709 d[ie] 28 Januarii mit den lieben meinen wieder in<sup>q</sup> meine Narung<sup>q</sup> das Haus eingestin den unter Gottes Schutz meine nahrung In dem Namen Gottes zu treiben, der Groste Gott wolle ferner unser gnaedieger Gott beschutzer verssoger undt erhalter sein Wille[?]

Es hat die Contagion <sup>r</sup> mit den Januarii des 1709den Jahres der Grossen Gott zimlich gestillet aber demnach bald in der Mocker bald auff der Vorstadt biss endtlich auch A[nn]o 1710 in dem Januario in der Neustadt hinter den Nonnen in ihren Wohnungen inficiret undt gestorben, endtlich in Julio so woll in acht auff der Vorstadt die massen Storck angegriffen dass in einigen Hausern kein Mensch ueberblieben, den 29 Juli hat der liebe Gott auch mein Huws wiederhein geseuchet da mein discipil Friedrich Romberg auss Marienwerder geburtig des Abendss gegessen gesindt sich schlaffen geleget dem Morgenss aber ohne schprach sich befunden da ich ihn bald <sup>s</sup> das Abend<sup>s</sup> durch den Barbier undt Doctor versehen lassen, wohl aber die sehenh. sich nicht hat wieder finden wollen, habe ich ihn durch zwo kerll sanffte in den Garten bringen lassen, zwo weiber zur auffwartung gegeben, auch alda der barbier ihn in alherrael gehalten, undt es ihn nichtess ermanglen lassen, weihl aber Sein lebens Zeit sich genehert ist Er das Morgenss in den Horren endt schlaffen, undt zu Saint Catharinen neben anderen theliegen Burgerl. Leuten begraben, auch von Buerger dahin getragen, weihl die Nachlichen undt andern Leuter sich gescheiet, habe ich Zeil nahe loss gegessen dieses. D[ie] 28 Septembris hat der liebe Gott mein Hauss weiter heingesucht undt meine Tochter Elisabetha auffs Sichbett geleget, dess 3dritten tages zwo beilen aussgesetzt bald drauff ein Korfunkell, undt sehr boesen Hals, weihl es bei uns enge undt nirgenss wohin wusten habenwie unss den Grossen Gott in Seinen gnadiegen Schutz Gefohlen[?], in einer Stuebe mit ihr geschlaffen undt Sie gepfleget, da dan der Grosse Gott Sie wieder unser verhoffen gnaedig wieder geholffen, nach dem wir uns von unsern Lieben Kindern<sup>t</sup> Tochter undt ihren Kindern <sup>u</sup> und Leute<sup>u</sup> 9 Wochen abgesondert, sindt wie[?] wieder unter die Leute gängen, dem Grossen sei danck vor die grosse gnade undt Guete der Grosse Gott wolle uns ferner gnadig vor aller gefahr behutten schetzen und erhalten.

<sup>[\*\*]</sup> *abbreviations.*

<sup>[?]</sup> *uncertain.*

<sup>a</sup> “sollte“ *crossed out.*

<sup>b</sup> “ist“ *crossed out.*

<sup>c</sup> “gefehr gestehen sollte eine vorsorge gethan“ *crossed out.*

<sup>d</sup> “mussen“ *crossed out.*

<sup>e</sup> “ist“ *crossed out.*

- f “zur“ *crossed out.*
- g “ober“ *crossed out.*
- h “hang” *is written smaller, above the line.*
- i “wie hangen“ *is written smaller, above the line.*
- j “floehleischer” *is written smaller, above the line.*
- k “hangt“ *crossed out.*
- l “welche“ *crossed out..*
- m “haben“ *crossed out.*
- n “undte“ *crossed out.*
- o “Jacob Ebell“ *is written smaller, on margins.*
- p “ist dem vierten tag“ *crossed out.*
- q „meine Narung“ *crossed out.*
- r *illegible words, cancellation.*
- s “das Abend“ *crossed out.*
- t “Kindern“ *crossed out.*
- u “und Leute“ *is written smaller, above the line.*

Joanna Orzeł

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## JÓZEF JERZY HYLZEN'S DIARY AS AN EXAMPLE OF AN EGO-DOCUMENT

Józef Jerzy Hylzen (1736–1786) was the son of Jan August, a governor of Minsk, and Konstancja née Plater<sup>1</sup>. He was brought up in the family manor house in Dagda (now a town in Latvia). His father was an armorial scribe for the Lithuanian nobility and chronicled the history of Livonia whereas his uncle – Jerzy Mikołaj – was bishop of Smolensk and he wrote and translated many religious texts. Moreover, they maintained contacts with Józef Andrzej Załuski, cooperated with the Public Library [Biblioteka Publiczna] in Warsaw and were members of the Reading Society [Towarzystwo Czytelnicze] in Warsaw. The Hylzen family belonged to the intellectual elite of the Polish-Lithuanian Commonwealth<sup>2</sup>. Undoubtedly, his family background was a great advantage for the governor of Minsk and Mstsislaw. His family was well known and received in the courts of kings, emperors and prince-electors. In Versailles, after an audience with Queen Maria Leszczyńska (queen consort of France and Navarre from 1725 to 1768), Józef Jerzy Hylzen wrote in his diary: “Królowny i inni wielcy panowie JMC księdza wypytywali się o imieniu moim, kondycji,

---

<sup>1</sup> A biographical entry of Józef Jerzy Hylzen written by E. Rostworowski, comp. E. Rostworowski, *Hylzen Józef Jerzy*, in: *Polski Słownik Biograficzny*, 10, 1 (1961), pp. 130–133. Rostworowski makes a mistake in saying that Hylzen visited Italy during his tour; Hylzen did not go to Italy at that time.

<sup>2</sup> See: S. Roszak, *Koniec świata sarmackich erudytów*, (2012), passim.

godności, bogactwie etc.”<sup>3</sup> In his diary he often mentions his uncle – the bishop of Smolensk – when he encounters various people who then maintain correspondence with him (such as Louis de Bras/Debras – the general superior of missionary priests).

The sixteen-year-old Józef Jerzy set off on his Grand Tour which lasted almost two years (from 15 September 1752 to 25 August 1754). During all this time he wrote a diary which now is kept in the Department of Manuscripts of the Vilnius University Library<sup>4</sup>. The first part of the diary – a travel account – is not signed, but information included there allows us to identify the author. When Maria Theresa (Empress consort of the Holy Roman Empire from 1745 to 1765) visited the Theresianum College [Collegium Theresianum] where Hylzen was staying on 16 May 1753, he wrote down what she had said to him: “A graf Hülzen”<sup>5</sup>. The second volume of the manuscript (written until 1759 after he had returned home from his European travel) contains his stamp. The first volume of the diary also gives us Hylzen’s exact date of birth as on 25 January 1753 he had written: “Dzień narodzenia mego cichusieńko przeszedł”<sup>6</sup>. In current historiography only the year of his birth was known.

The diary records the educational tour of a young magnate. A Grand Tour<sup>7</sup> constituted a significant stage in a person’s education from the mid-17<sup>th</sup> c. onwards making it possible to acquire new contacts and learn about life at European courts (it must be remembered that affluent people who, thanks to their family connections, were to take up political offices, participated in such tours). Popular destinations above all included Italy and Germany, later also France (particularly Paris), Germany (Berlin, Dresden) and Austro-Hungarian cities (such as Vienna), as well as the Netherlands and England. The tendency was to renounce the classic model

---

<sup>3</sup> “Princesses and other royal highnesses questioned the priest about my name, condition, rank, wealth, etc.”, *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754 metų kelionės dienoraštis / Dziennik podróży Józefa Jerzego Hylzena z lat 1752–1754*, ed. by A. Pacevičius, prepared by J. Orzeł, A. Pacevičius, S. Roszak, (2013), p. 204.

<sup>4</sup> See more about how the diary was found in Vilnius in *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 25, 29.

<sup>5</sup> *Ibidem*, p. 131.

<sup>6</sup> *Ibidem*, p. 111. “My birthday was very quiet” [all translations J.O.].

<sup>7</sup> The term used by Richard Lassels, an English preceptor of young aristocrats leaving for their Grand Tour to Italy, in the *Preface* to his *The Voyage of Italy, or, a Complete Journey through Italy*, (1670), [p. 21 – unnumbered].

of education in favour of travelling all over Europe to participate in private classes on foreign languages, history and geography, art and military architecture, as well as playing musical instruments<sup>8</sup>. A bachelor's Grand Tour became one of the stages of a nobleman's education. According to Andrzej Maksymilian Fredro's<sup>9</sup> instructions, young magnates from the Polish-Lithuanian Commonwealth should first visit Vienna, then Rome, Germany, Belgium, Holland and Paris. A young nobleman was to practice his knowledge of foreign languages which he had studied in a monastic college. During educational tours it was obligatory to attend audiences with the families of kings, emperors and prince electors and Polish travellers from high society visited numerous courts of rulers<sup>10</sup>. It was true for Hylzen too and he visited Versailles, Munich and Berlin.

A very important role in the whole venture of a Grand Tour was attributed to a preceptor, an experienced teacher, who was responsible for the intellectual and moral content of the tour. The preceptor of Józef Jerzy Hylzen's tour was a Jesuit, priest Karol Wyrwicz (1717–93). The supervision of the young nobility during their foreign tours was a significant element in the professional development of a teaching career in monastic colleges (particularly the Jesuits and Piarists who competed with each other). Jesuit protection was undoubtedly useful to young Hylzen as he visited a Jesuit college in every major town throughout his tour from Vienna to Paris and on his way back to Gdańsk. Thus, the choice of preceptor was determined not only by his education and spiritual virtues, but also by his contacts through which he could help his young charge<sup>11</sup>. Rectors of colleges gave a warm welcome so that the young magnate might feel secure: "Na obiedzie byliśmy u IMXX jezuitów, którzy nas *humanissime* przyjęli. JMX rektor, żartując, mówił, że gdyby Duch Ś[więty] z jego zgadzał się myślami, prymicje bym moje w krótkim

---

<sup>8</sup> M. Kamecka, "Memoryał *expens na wojażu kasztelanów bieckich*" jako przyczynek do badań nad podróżami szlachty polskiej w XVIII wieku, in: *Nad społeczeństwem staropolskim*, 1: *Kultura – instytucje – gospodarka w XVI–XVIII stuleciu*, ed. by K. Łopatecki, W. Walczak, (2007), p. 193.

<sup>9</sup> Opinions established in the 17<sup>th</sup> c. in the writings of Andrzej Maksymilian Fredro, comp. H. Barycz, *Andrzej Maksymilian Fredro wobec zagadnień wychowawczych*, (1948), p. 31.

<sup>10</sup> A. Mączak, *Peregrynacje. Wojaże. Turystyka*, (1984), p. 142.

<sup>11</sup> Roszak, *Koniec świata*, pp. 29–30.

czasie odprawiał<sup>12</sup>. Religious feelings and the community of faith united people. As it was rightly pointed out by Marian Chachaj, a pilgrim from the Polish-Lithuanian Commonwealth, the traveller constituted part of the community of the Catholic Church and encountered elements of the religious culture with which he identified himself<sup>13</sup>. He also visited churches, monasteries and other places of worship, participated in masses, worshipped holy relics, admired miraculous paintings, etc.<sup>14</sup> In this way Hylzen manifested his religious feelings and strengthened his sense of religious community. He felt comfortable wherever he encountered his fellow-believers and took part in identical religious rites.

The story of Hylzen's tour started at the beginning of September 1752 when he left Gdańsk with Karol Wyrwicz and they originally headed for Vienna. On 9 October he commenced his education at the Jesuit Theresianum College – an elite school set up by Maria Theresa named after its founder<sup>15</sup>. The young magnate remained in the college after his preceptor left on 1 November, graduating on 22 May 1753, a few days after Wyrwicz arrived back. Together with his preceptor he left for Paris (visiting Munich on his way) where he took private classes. Over a year later he returned to Poland and to Gdańsk through the Austrian Netherlands (having visited Brussels and Amsterdam) and Germany (visiting Berlin especially).

Józef Jerzy's manuscript is typical in that he gave an account of events, reporting them as they happened without applying any particular literary genre. It seems that his daily notes concentrated mainly on the macro-world and his observation of reality. In the early modern period the author of the diary, both its narrator and its protagonist, focused on his surroundings as well as events, people, places and time. It is significant that Hylzen used Polish almost exclusively. The young nobleman spent

---

<sup>12</sup> *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 151. “We were invited for dinner by the Jesuits who received us *humanissime*. His Magnificence the Rector joked that if the Holy Spirit agreed with what he thought, I would celebrate my first Mass very soon”.

<sup>13</sup> M. Chachaj, *Europejczycy czy Sarmaci? Tożsamość staropolskich studentów i podróżników we Włoszech*, in: *Staropolski ogląd świata, 2: Rzeczpospolita między okcydentalizmem a orientalizacją. Przestrzeń kontaktów*, ed. by F. Wolański, R. Kołodziej, (2009), p. 223. Despite the fact that M. Chachaj concentrates on the tour of Italy, it is a general principle connected with the religious identity of Polish Catholics.

<sup>14</sup> *Ibidem*.

<sup>15</sup> See more about the Theresianum College in K. Puchowski, *Jezuickie kolegia szlacheckie Rzeczypospolitej Obojga Narodów*, (2007), pp. 148–167.

a significant time on his diary almost every day (sometimes he introduced the wrong date, which he later crossed out and corrected). Descriptions of cities he visited are conventional – formulaic guidelines based on manuals of rhetoric<sup>16</sup>. As Hanna Dziechcińska points out, the literary conventions, awareness of literary genres, canons and literary norms with which the young nobleman was conversant thanks to his education affected the shape of his diary<sup>17</sup>. It can be seen particularly in the first pages of the diary written in Latin. Hylzen provided only basic information about cities: their size and general appearance (using such phrases as 'big/small', 'very beautiful/not very beautiful', etc.), their defences (walls and other fortifications), essential buildings (town hall, churches, palaces), inhabitants (number and confession), the quantity of holy relics, religious souvenirs and curiosities etc. Additionally, information about the weather, the condition of roads, entertainment (theatre, opera, balls, etc.) were part of literary convention. The diary includes little information about food. Hylzen wrote about drinking coffee or chocolate; he also underlined shortages of butter, eggs and meat, which he found very surprising.

The writing of the Saxon period brought about a new attitude towards reality. Words referring to emotions and moods such as joy, sadness, pride, surprise and disappointment started to creep in. Hanna Dziechcińska underlines that the writing of this period was something between a traditional reserved account of the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> c., and a diary full of personal confessions from the Enlightenment; the writing of the period drifted towards sensualism and sentimentalism<sup>18</sup>. On the other hand, the duty of taking notes every day forces the diary's author to take on a new role – that of a traveller. It is obvious that he compares everything (landform features, the size of cities, features of monuments) to what he knows – the Polish-Lithuanian Commonwealth. As a result of this confrontation he could have been impressed by the new, the unknown, the wealthy, the great size, the splendour as well as the craftsmanship, machines, buildings and other items. The use of Polish, and the

---

<sup>16</sup> About patterns for structuring description of landscape and towns in: H. Dziechcińska, *O staropolskich dziennikach podróży*, (1991), pp. 52–53.

<sup>17</sup> Eadem, "Podróż" w druku i rękopisie, in: *Staropolska kultura rękopisu*, ed. by H. Dziechcińska, (1990), p. 120.

<sup>18</sup> Eadem, *Pamiętniki czasów saskich. Od sentymentalizmu do sensualizmu*, (1999), pp. 122–123, see more pp. 28–62.

experience acquired every day, undoubtedly affected the content of the diary: the young magnate started to pay attention to detail, wrote about his feelings, and described himself.

Hylzen's accounts from his stay in the Jesuit college in Vienna make it clear that he did not feel very well there. His notes focus not so much on the classes (he only gives information about what examinations he took and their results), but on the ambiance in the college. He frequently wrote that he had quarrelled with school mates and even had fought with them. Obviously, he also recorded moments when he enjoyed himself at masked balls or theatre performances. Nevertheless, in letters to his parents he asked them to remove him from there as soon as possible. Even during a conversation on 10 May 1753 with the rector of Theresianum College, Ignaz Langetl, who had asked him to extend his stay, he replied: "Barzo mię takowy zasmucił komplement i mu wnet na to odpowiedziałem, że nigdy rodzice moje mię do tego nie obligowali, ale mi na wołę dali tu się bawić lub też stąd wyjechać; ja zaś nie mam rację tam się bawić, gdzie mię tak źle traktowano przez ten czas"<sup>19</sup>. Hylzen dreamt of how to leave the place. He was worried about the whereabouts of his preceptor, Karol Wyrwicz, who was to escort him back home as quickly as possible. It is obvious that he was still a young boy, not a maturing adult, who had been left alone without friends and family, in a country whose language he did not know (Hylzen did not admit this but it is visible in his spelling of German-speaking towns and villages), among people who were not always friendly to him. He confessed that a letter from his mother had made him burst into tears. What is interesting, when he received information that his younger sister had died, he did not write anything about his emotional reaction. The young magnate was devoid of life experience – he had always been with someone or stayed with somebody who was known in the entourage (family, school, magnates). Now, he was deprived of this and he could not cope.

During his stay in Vienna he wrote about his bad general physical and mental state and attacks of melancholy. He usually reduced himself to describing his general well-being in one sentence, avoiding longer

---

<sup>19</sup> *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 130. "I was disappointed having received such an offer and quickly responded that my parents had never obliged me to accept it and left it to my own discretion whether I should stay there or leave; I do not feel it is proper to enjoy myself if I have been treated so badly for such a long time".

descriptions. When he was in a bad mood, he did not write. A sentence which was often repeated in his diary was: "Nic się znacznego nie stało"<sup>20</sup>.

During his journey from Vienna to Paris he visited Munich, where he spent four busy days. He spent most of his time at the summer residences of the Wittelsbachs in Nymphenburg and Schleissheim. The latter impressed him greatly as he described the palace in more detail than the one in Versailles. It was in Schleissheim that he met the Empress Maria Amalia Habsburg, the wife of Emperor Charles VII; Prince Clemens, the prince-elector Maximilian Joseph's cousin; and the rest of the Wittelsbach family. During dinner he was mainly entertained by Prince Clemens's wife, which Hylzen reported in detail: "Nie podobało się jej, że bardzo mało jadł i to mi niemal wymawiała: «*Vous ne faites que gouter et vous ne mange[z] rien*»<sup>21</sup>. [...] mówiła, że jest podobny do księżniczki de Conti"<sup>22</sup>. He also wrote that: "Damy inne mi najdelikatniejsze rzeczy prezentowały i przysyłały"<sup>23</sup>. These pleasant moments in the capital of Bavaria passed quickly and Hylzen set off to Paris with his preceptor.

His experiences in Paris were much better than in Vienna which must have been determined by the kind of people he met there. In his notes written in Paris there is not even one word referring to melancholy or a bad mood. However, he suffered from some health problems such as headaches, catarrh, vomiting. It is obvious that his entourage had a beneficial effect on him. Accompanied by his preceptor, he spent time every day with other noblemen from the Polish-Lithuanian Commonwealth (i.e. sons of the Lithuanian Grand Culinary Master, Jan Prosper Załuski, Antoni Michałowski – the future chamberlain of Kraków, and even Stanisław (then Antoni) Poniatowski – who later became the last Polish king) – with whom he explored Paris, dined, enjoyed himself, went to cafes, the theatre or opera, and attended private classes. Unlike his experience in the capital of the Habsburg Empire, in Paris he was taught by private teachers and also participated in lectures at various academies. He wrote a little about

<sup>20</sup> "Nothing important happened".

<sup>21</sup> "You're just tasting, not eating".

<sup>22</sup> *Jwozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 149: "She did not like that I was eating so little and she reproached me saying «*Vous ne faites que gouter et vous ne mange[z] rien*». She said [...] that I resembled the Princess de Conti".

<sup>23</sup> *Ibidem*, "Other ladies presented me with the most subtle gifts".

his drawing lessons, architecture classes, and horse-riding. However, he provided a more detailed description of his lessons with the abbot Jean-Antoine Nollet<sup>24</sup> whose experiments were carefully recorded by Hylzen, undoubtedly proving his great interest in experimental physics. He succeeded in finding the right words to describe experiments in spite of being unfamiliar with professional terminology which was not introduced into Polish until the 1760s when the works of the Piarist Samuel Chrościkowski (*Fizyka doświadczeniami potwierdzona albo doświadczenia fizyczne z figurami*, 1764) and the Jesuit Józef Rogaliński (*Doświadczenia skutków rzeczy pod zmysły podpadających*, 1765) were published. More and more extensive descriptions of the experiments revealed Hylzen's individual interest.

Visiting Versailles, considered to be a model of courtly etiquette as created by Louis XIV, was obligatory. It was in Versailles that he met the king, Stanisław Leszczyński, and his closest family, the French king, Queen Maria Leszczyńska and their children. In Versailles he celebrated the most important religious festivals (such as Pentecost or Easter Thursday).

Having completed his education in Paris he came back to Poland through the Netherlands and Germany to Gdańsk. Travelling back through various cities he returned to conventional notes which were sometimes accompanied by interesting digressions. For instance, when he arrived on the island of Bingen near Mainz, he recorded the existence of the Mouse Tower named in memory of the archbishop of Mainz, Hatto II (devoured by mice after brutally murdering his peasants). When he reached Berlin, he met Krystyna Elżbieta Brunszwicka – Frederick the Great's wife – in Schönhausen and Zofia Dorota Hanowerska – Frederick William I's wife – in Monbijou. He also visited Sanssouci and Charlottenburg. During a ball the queen asked him about his parents and she said to him in French: "*Je suis fachée, monsieur, de vous voir partir si tôt. Je serais très à l'aise de vous voir encore ici*"<sup>25</sup>.

Throughout his tour he did a great deal of sightseeing and he noted down all his observations. As Hanna Dziechcińska points out, the Sarma-

---

<sup>24</sup> Jean-Antoine Nollet (1700–1770) – French clergyman and physicist.

<sup>25</sup> *Jwozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 288. "I'm angry that you must leave. I would be very happy to see you here again".

tian traveller recorded things 'worth seeing' such as magnificent secular and religious buildings, admired architecture and various 'artistic items' like complicated machines and clocks. He recorded his impressions and the religious experiences evoked by seeing the relics of the saints; he also expressed his opinions and reflections<sup>26</sup>. In his diary Hylzen wrote about the places he visited: palaces, churches, monasteries, public institutions (particularly military ones for war veterans and hospitals), factories and production processes – typical among the magnates of the period<sup>27</sup>. Nevertheless, he was most attracted by devices connected with science such as 'water machines' and heaters. In the garden in Nymphenburg he took special notice of four palaces (*les maisons de plaisance*) and paid particular attention to the bath in one of them. As has been mentioned above, he was keen on such devices after taking lectures at Nollet's. He described how they worked: "[...] wanna albo raczej łaźnia wielka i pokoiki, do tejsze łaźni należące windy, [s. 75] skąd woda lub gorąca, lub zimna do wanny przychodzi, najbarzi[e]j konsydera[c]ji są godne"<sup>28</sup>.

As emphasised by Bogdan Rok, in the second half of the 18<sup>th</sup> c. memoir writing concentrated on souvenirs from the past, monuments of art (particularly architecture), collections of biological specimens, minerals or natural curiosities<sup>29</sup>. Private collections, libraries, valuables and jewellery, paintings, cabinets of biological specimens and curiosities were often admired by Hylzen during his Grand Tour. He described one of the Paris cabinets of biological specimens as follows: "[...] różnych zwierząt s[z]k[i]elety znajdują się, jako to wołów, byków, osłów, baranów, skorpiony, różne motyle, węże, gadziny, ciele morskie. *Sistema copernicanum*<sup>30</sup> barzo piękne, całe pozłocone, na którego wierszu zegar ozdoby znajduje się"<sup>31</sup>.

<sup>26</sup> Dziechcińska, "Podróż" w druku i rękopisie, p. 119.

<sup>27</sup> Comp. Kamecka, "Memeoryał expens na wojażu kasztelaniców bieckich", p. 200.

<sup>28</sup> *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 151. "[...] a bath or rather a bath house and rooms equipped with lifts supplying cold and warm water, are especially worth considering".

<sup>29</sup> B. Rok, *Percepcja rzeczywistości europejskiej staropolskich peregrynantów połowy XVIII wieku*, in: *Staropolski ogląd świata. Tożsamość i odmienność*, ed. by B. Rok, F. Wolański, (2011), p. 13.

<sup>30</sup> *Sistema copernicanum* – Copernican system, Heliocentrism.

<sup>31</sup> *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 184. "[...] it includes skeletons of various animals such as oxen, bulls, donkeys, rams, scorpions, butterflies, snakes, reptiles, sea animals. A beautiful gold-plated *sistema copernicanum* decorated with a clock".

His interest in such issues resulted from his curiosity. Stanisław Roszak maintains that when travelling one should get to know what was recommended by geography books and by other people, and see something that one was not familiar with<sup>32</sup>. Feelings were associated with the material world. As Aleksandra Iwanowska points out, there are two leading criteria: the ‘importance’ in terms of religious values and magnitude, splendour, wealth, precision<sup>33</sup>. Hylzen’s diary also included many descriptions connected with religious worship and the relics of the saints<sup>34</sup>, one of which should be given particular attention. Altötting – a Bavarian town – had attracted believers since the 15<sup>th</sup> c. as a place of worship of the Blessed Virgin Mary. In the medieval chapel there was a statue of the Mother of God and the votive-offerings<sup>35</sup> in honour of her made a great impression on him. Hylzen was delighted in being shown the treasury, exhibits and listening to the explanation provided by the local provost. He described each exhibit item over six pages, which proves how impressed he was by the treasury. It was definitely one of many things in his diary which were ‘worth seeing’. Hylzen also depicted buildings, gardens, and the treasury, underlining their majesty. However, sometimes he focused on details, which can be seen in the description of a horseman<sup>36</sup> from the treasury in Altötting: “[...] koń z arabskiego białego złota, którego masztalerz za wędzidło trzyma nogę jedną czarną, drugą białą mający, która *singularitas*<sup>37</sup> wielce cudzoziemcom podobała się i żadnemu nie dają wiare, że ten skarb widział, gdy nic o tym masztalerzu nie opowiedział”<sup>38</sup>. In Stuttgart he noted down that: “Kobiety

<sup>32</sup> Roszak, *Koniec świata*, pp. 96–97.

<sup>33</sup> A. Iwanowska, *Polskie rękopiśmienne relacje podróżnicze z epoki saskiej*, in: *Staropolska kultura rękopisu*, ed. by H. Dziechcińska, (1990), p. 135.

<sup>34</sup> Dziechcińska, *Pamiętniki czasów saskich*, p. 94.

<sup>35</sup> S. Hofmann, *Die Heilige Kapelle zu Altötting (aus Kirchenrechnungen und Klosterliteralien)*, (1959), particularly the pages with inventories and donations of the 17<sup>th</sup> and 18<sup>th</sup> c.

<sup>36</sup> The Golden Steed – a gift from Isabel of Bavaria (1371–1435) for her husband, the French king Charles VI the Mad (1368–1422), to celebrate the New Year of 1405. See about the history of the precious monument: *Unsere Liebe Frau von Altötting*, ed. by J.B. Mehler, (1898), pp. 46–51.

<sup>37</sup> *Singularitas* – uniqueness.

<sup>38</sup> *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 143. “[...] a horse in Arabic white gold, the parts of which were held by a horseman with one leg black and the other white; its *singularitas* was admired by foreigners – they do not believe anyone who says he has seen the treasure but is unable to say something about it”.

tu pudła wielkie kapustą lub czym inszym napełnione na głowie niosą i acz prędko idą, nigdy z głów ich nie spadają”<sup>39</sup>. In Paris he wrote: “[...] pospólstwo na lodzie ślizgało się i ludzie lód z kanałów wyciągali do napełnienia nim lodowni królewskich”<sup>40</sup>, while in Augsburg he reported that “Sala, w której jadł Józef cesarz, pokój, gdzie 45 konferencji odprawił Józef cesarz, dębowym drzewem z Polski przyprowadzonym zamiast obicia przykryty”<sup>41</sup>.

During all his tour it can be seen that the young magnate was ‘far too big for his boots’. On the one hand, he asked the procurator and the rector of the college in Vienna (sometimes in a very arrogant way) to write to his parents to escort him back home; on the other, he wrote that he had passed all his exams with great success. He also liked to emphasise that women found him very attractive. Ladies at the court conversed with him, provided him with food, paid him compliments and were interested in him and his family. In Brussels he wrote: “I byliśmy potem na promenadzie, na której damy niemal wszystkie mnie się kłaniały”<sup>42</sup>; “Po wieczery byłem u grafa de Calemborg [...] i pożegnawszy się z córkami jego, a najbarziej młodszą, wielce mi sprzyjającą, o 2 po północy do siebie powróciłem”<sup>43</sup>.

The purpose of writing ‘Old-Polish’ diaries is complex. The question is whether diaries belonged to the strictly private sphere, or in addition to the public one. Despite the fact that a diary should be written for oneself<sup>44</sup>,

<sup>39</sup> Ibidem, p. 158. “Women are carrying large containers with cabbages and other things on their heads; despite their speed, nothing ever falls off”.

<sup>40</sup> Ibidem, p. 229. “People were skating and taking the ice out of canals to fill royal ice houses”.

<sup>41</sup> Ibidem, p. 153. “The room where Emperor Joseph dined, and where 45 conferences held by the emperor had taken place, was covered with oak from Poland instead of fabric upholstery”.

<sup>42</sup> Ibidem, p. 261. “And later on we were strolling along a promenade where virtually all the ladies greeted me”.

<sup>43</sup> Ibidem, p. 264–265. “After supper I went to the Graf de Calemborg [...] and having said good night to his daughters, especially to the youngest one, I returned home at 2 o’clock in the morning”.

<sup>44</sup> See the title of Jan Ługowski’s diary: *Diariusz [...] na swój własny pożytek, a nie drugich, żeby kto inny nie śmiał zapuścić własnego sierpa w zboże autora [...] [“The diary [...] is written for oneself, and not for others, so that nobody dares to plunge their sickle into the author’s corn”]*, *Jasia Ługowskiego podróże do szkół w obcych krajach 1639–1643*, prepared by K. Muszyńska, trans. J. Sękowski, (1974), p. 361.

very often relatives used to read it. This practice helped coin the phrase ‘public privacy’. Notes in diaries were frequently read by the father who had financed the costly tour wanting to know how the money had been spent. Fathers’ instructions to noble sons encouraged them to write about their foreign adventures – as with Jakub Sobieski<sup>45</sup>. Some entries from diaries were read out among closest relatives like family books of *silva rerum*<sup>46</sup> to be kept for future generations. ‘Old-Polish’ travel diaries were inspired by the ‘need to remember’<sup>47</sup> – it was not only to record history and support memory (*ad subsidium memoriae*), but also to create tradition and leave some history for future generations (*ad posteritatem*). Thus, despite the fact that diaries were written for oneself, they were not created solely for the author’s pleasure. They integrated a family – both present and future – as well as the whole class of nobles.

Hanna Dziechcińska maintains that this ‘privacy’ of Sarmatian travel accounts is what differentiates the travel literature of Poland with that of Western Europe<sup>48</sup>. Unlike Western European diaries, ‘Old-Polish’ diaries were manuscripts and failed to contain an addressee. Sometimes travel diaries were prepared for print (most often by someone specifically employed to do this) and published<sup>49</sup>. Some diaries were written for the author and his closest family while others were written to be published in the form of travel guides to foreign cities. In Hylzen’s case it can be stated that his diary belonged to ‘public privacy’. It is interesting to read information about his quarrel with Wyrwicz on 25 January 1754: “X Wyrwicz obiad ze mną nie jadł, lecz wyszedłszy (co mu się często zdarza) o godz[inie] 7 z rana, o tejże wieczór godzinie powrócił. Dzień dzisiejszy, jeżeli nie czym innym, to przynajmniej tym dla mnie jest partykularnym, że przez cały dzień (co nigdy od pierwszego dnia poznania [s. 216] mego z X Wyrwiczem

---

<sup>45</sup> *Dziennik podróży po Europie Jana i Marka Sobieskich przez Sebastjana Gawareckiego prowadzony; oraz przydatna instrukcja ojca Jakuba Sobieskiego, wojewody ruskiego, dana synom jadącym za granicę*, (1883).

<sup>46</sup> About *silva rerum* books see in particular S. Roszak, *Archiwa sarmackiej pamięci. Funkcje i znaczenie rękopiśmiennych ksiąg silva rerum w kulturze Rzeczypospolitej XVIII wieku*, (2004), passim.

<sup>47</sup> Dziechcińska, *Pamiętniki czasów saskich*, pp. 20–24.

<sup>48</sup> Eadem, “Podróż” w druku i w rękopisie, p. 118.

<sup>49</sup> Comp. the travel diary of Mikołaj Krzysztof Radziwiłł to the Holy Land. More about the history of the manuscript and its various editions: *ibidem*, p. 113.

nie stało) najmniejszego do mnie nie przemówił słowa”<sup>50</sup>. The nobleman crossed out the whole fragment, nevertheless, he did it very gently so it is easy to make out. When Hylzen made minor mistakes (in dates, names of places, repetitions) he used to write over them carefully. Thus, we can assume that Hylzen wanted the information in the diary to remain.

Józef Jerzy Hylzen left a valuable source. Until then there had been a gap in mid-18<sup>th</sup> c. writing and thanks to this diary, we can trace the changes occurring in memoir writing which started to take on a more personal emotional character. Moreover, we can observe how the young magnate had begun to mature; immediately upon his return to Poland, he commenced his political career as a page-boy in the court of King August III (1734–1763). He delicately slips in information about himself, allowing researchers to observe stages in the shaping of his personality and sensibility.

---

<sup>50</sup> *Juozapo Jurgio Hilzeno 1752–1754*, p. 236. “Wyrwicz did not have dinner with me, but having left (which he often does) at 7 o'clock in the morning, he returned at 7 in the evening. Today is a particular day if only for the reason that all day (and it is the first time it has happened to me since I first met Wyrwicz [p. 216]) that he has not spoken to me”.



Stefanie Neumeister

Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken in Würzburg

## DAS ERSTE REISETAGEBUCH (1753–1757)

des sephardischen Rabbiners Chaim Joseph David Asulai  
und die Darstellung aschkenasischer Lebenswelten im  
Alten Reich

### 1. Einleitung

Der Rabbiner Chaim Joseph David Asulai (1724–1806), der auch unter dem hebräischen Akronym ChIDA bekannt ist, gilt in der jüdischen Tradition bis heute als eine herausragende Gestalt des 18. Jahrhunderts und als Begründer der modernen hebräischen Bibliographie. Seine Vorfahren waren im Zuge der Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492 geflohen und hatten sich später in Jerusalem niedergelassen. Hier kam Asulai im Jahre 5484 des jüdischen Kalenders (1724) zur Welt. Er studierte bei herausragenden jüdischen Lehrern und soll bereits mit 16 Jahren sein erstes Werk verfasst haben. Unter den Juden des Osmanischen Reiches und Italiens war er daher bald anerkannt als führender Gelehrte seiner Generation<sup>1</sup>. Im Winter 1753 wurde der 29-jährige Asulai von der verarmten Gemeinde Hebron als Gesandter nach Europa geschickt, um bei den Glaubensbrüdern in der Diaspora Spenden

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu das Vorwort von Benjamin Cymerman in Azulai [Asulai], H.Y.D. [C.], *The Diaries of Rabbi Ha'im Yosef David Azulai (Ma'gal Tov – The Good Journey)*, 1, übers. v. B. Cymerman, (2006), S. 6f.

zu sammeln. Gemeinsam mit seinem Diener Samuel ben Chaim von Gaza begab er sich auf eine mehr als vierjährige Reise. 1772 unternahm Asulai eine weitere Spendenreise, an deren Ende er sich im italienischen Livorno niederließ.

Asulai schildert seine Reiseerlebnisse in zwei kleinen Notizbüchern, die er unter dem hebräischen Titel *Ma'agal Tov* zusammengefasst hat, was soviel bedeutet wie *Die gute Reise*. Dieses bemerkenswerte Selbstzeugnis gliedert sich in zwei Teile: In seinem ersten Tagebuch beschreibt Asulai seine Reise von 1753 bis 1757, die ihn unter anderem durch Italien, Deutschland, Holland, England und Frankreich führte, in dem zweiten seine Reise von 1772 bis 1778. Asulais Reisetagebücher sind in hebräisch-aramäischer Sprache verfasst<sup>2</sup>. Wie Benjamin Cymerman in seinem Vorwort zur englischen Übersetzung der Reisetagebücher vermerkt, zeichnen sich die Reiseaufzeichnungen des Rabbiners Asulai vor allem durch den ausgewählten Schreibstil aus, der sich an der klassischen literarischen Tradition der sephardischen Rabbiner orientiert<sup>3</sup>. In seinen Tagebüchern verwendet Asulai zahlreiche Bibel- und Talmudstellen und bringt im Text wiederholt seine tiefe Dankbarkeit gegenüber Gott zum Ausdruck, die er zum Teil auch in Form von Gebeten niederschreibt<sup>4</sup>.

Während seiner ersten Spendenreise besuchte Asulai auch eine Vielzahl von Gemeinden im Alten Reich. Seinen Schilderungen zufolge erlebte er seinen Aufenthalt dort als eine große Enttäuschung, worauf im dritten Teil dieser Arbeit näher eingegangen werden soll.

Interessanterweise verfasste Asulai das erste Reisetagebuch, auf das hier der Fokus gerichtet ist, nicht während seiner Reise, sondern rückblickend, also nach seiner Rückkehr nach Jerusalem. In seiner Einleitung

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu das Vorwort von Cymerman in Azulai, *Diaries*, S. 5f. Vgl. auch L. Prijjs, *Das Reisetagebuch des Ch. J.D. Asulai*, „Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte“, 37 (1974), S. 878–916, hier: S. 880. Die Original-Notizbücher befinden sich heute im Besitz des Jüdischen Theologischen Seminars in New York. 1921 wurden sie erstmals vollständig von dem Frankfurter Bibliographen A. Freimann publiziert, vgl. Azulai, H.Y.D. [C.], *Ma'agal Tob Haschalem. Itinerarium (1753–1794)*, hg. v. A. Freimann, (1934) [1. Ausgabe: *Reisetagebuch des R. Hayim David Azulai*, 1 (1921)]. Die erste komplette Übersetzung der Reisetagebücher stammt aus dem Jahr 1997, als Cymerman die beiden Tagebücher ins Englische übertrug.

<sup>3</sup> Vgl. dazu das Vorwort von Cymerman in Azulai, *Diaries*, S. 6.

<sup>4</sup> Azulai, *Diaries*, S. 47, 49, 54f.

notiert er dazu, dass er eines Tages aus eigenem Antrieb den Stift in die Hand genommen habe, um aufzuschreiben, in welchen Orten und Gemeinden er um Spenden für die Juden im Heiligen Land ersucht hatte<sup>5</sup>. In dem knappen Vorwort erklärt Asulai weiter, mit welcher Absicht er diesen Reisebericht verfasst habe. Er wolle nicht nur eine gewisse Übersicht zu all den Stationen erstellen, die er während seiner Reise besucht hatte. Vielmehr hebt er den religiös-traditionellen Kontext hervor. Asulai betont, dass er mit diesem Bericht Zeugnis von der Gnade Gottes ablegen und von all den Wundern erzählen wolle, die er während seiner Spendenreise erfahren durfte<sup>6</sup>.

An welches Publikum richtet sich Asulai mit diesem Reisebericht? Darauf gibt er uns in seinem Tagebuch keine eindeutige Antwort. In der Frühen Neuzeit waren solche autobiographischen Texte oft an die Kinder und die nachfolgenden Generationen adressiert. Darauf verweist auch Michael Graetz, der anhand ausgewählter jüdischer Selbstzeugnisse zeigen konnte, dass viele dieser Texte als „ethisch-religiöses Vermächtnis“ angelegt waren<sup>7</sup>. Im Falle von Asulais Reisetagebuch ist dieses Grundmotiv des Schreibens zwar nachvollziehbar, allerdings sollte dabei nicht die Komplexität seines Textes unterschätzt werden. Zum umfassenden Verständnis seines Reiseberichts ist ein fundiertes religiöses Wissen nötig. Desanka Schwara, die mehrere Reiseberichte von jüdischen Gesandten aus der Frühen Neuzeit untersucht hat, verweist darauf, dass einige dieser Texte explizit für ein heimisches Publikum bestimmt waren, worauf vor allem der Sprachstil schließen lässt<sup>8</sup>. Die sprachliche Ausdrucksweise des Rabbiners Asulai, die man in seinen Reiseaufzeichnungen findet, legt daher die Vermutung nahe, dass sein Text in erster Linie für die Gelehrtenkreise in Palästina bestimmt war.

---

<sup>5</sup> Ebenda, S. 15.

<sup>6</sup> Ebenda.

<sup>7</sup> M. Graetz, *Jüdische Mentalität zwischen Tradition und Moderne. Der autobiographische Text*, in: *Judentum zwischen Tradition und Moderne*, hg. v. G. Biegel, M. Graetz, (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg 2, 2002), S. 117–133, hier: S. 121.

<sup>8</sup> D. Schwara, *Unterwegs. Reiseerfahrung zwischen Heimat und Fremde in der Neuzeit*, (2007), S. 151.

## 2. Zur Person Asulais und zu seiner Mission als Schadar

Zum besseren Verständnis der von Asulai geschilderten Reiseerlebnisse während seines Aufenthaltes im deutschsprachigen Raum, soll zuvor ein kurzer Blick auf die Lebensbedingungen der Juden in Palästina gerichtet werden und auf die Rahmenbedingungen, die zur Entsendung von Gesandten wie Asulai geführt haben.

Palästina gehörte im 18. Jahrhundert zum muslimisch dominierten Osmanischen Reich. In dem multi-ethnischen Imperium wurde nichtmuslimischen Bevölkerungsgruppen wie beispielsweise den Juden eine autonome religiöse Selbstverwaltung zugestanden<sup>9</sup>. Die jüdische Minderheit wurde schon allein wegen ihrer geschäftlichen Gewandtheit und wegen ihres finanziellen Potentials von den Sultanen besonders geschätzt und erfuhr entsprechend großzügige Behandlung<sup>10</sup>. Den osmanischen Juden wurde daher nicht nur die Glaubensfreiheit garantiert, sondern auch der Erwerb von Besitz gestattet. Im Gegensatz zu den europäischen Juden konnten sich die Juden des Osmanischen Reiches außerdem wirtschaftlich frei entfalten.

Die osmanische Judenschaft bestand aus zwei Hauptfraktionen: den Sepharden, die sich nach der Vertreibung aus Spanien 1492 im ganzen Osmanischen Reich niedergelassen hatten, und den Romanioten, die bereits vorher dort ansässigen Juden, die ihre Wurzeln in der Türkei und im Balkan hatten. Im 17. Jahrhundert lag die religiöse Führung zum größten Teil in den Händen der Sepharden. Nach anfänglichem Widerstand akzeptierten die Romanioten die sephardische Autorität und assimilierten sich auch kulturell mit den Sepharden<sup>11</sup>.

Die jüdischen Gemeinden im Heiligen Land waren im 18. Jahrhundert vergleichsweise klein. In Jerusalem lebten gerade einmal 300 jüdische Familien, weitere kleinere Gemeinschaften hatten sich in Hebron, Safed und Tiberias etabliert<sup>12</sup>. Diese Gemeinden befanden sich in dieser Zeit

---

<sup>9</sup> E. Benbassa, A. Rodrigue, *Sephardi Jewry. A History of the Judeo-Spanish Community, 14<sup>th</sup>–20<sup>th</sup> Centuries*, (*Jewish Communities in the Modern World* 2, 2000), hier: S. 17.

<sup>10</sup> Schwara, *Unterwegs*, S. 46.

<sup>11</sup> Benbassa, *Sephardi Jewry*, S. 13f. Vgl. dazu auch J. Barnai, *The Jews of the Ottoman Empire in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, in: *Moreshet Sepharad. The Sephardi Legacy*, hg. v. H. Beinart, 2 (1992), S. 134–165, hier: S. 155.

<sup>12</sup> Vgl. dazu das Vorwort von Cymerman in Azulai, *Diaries*, S. 9.

in großer Bedrängnis, zum einen bedingt durch die hohen Abgaben, die sie an die Sultane leisten mussten, und zum anderen durch die besonderen demographischen Herausforderungen: Immer mehr ältere Juden wanderten in Palästina ein, da sie ihre spätere Ruhestätte im Heiligen Land beabsichtigten, während gerade jüngere Juden ihr Glück häufig in der Emigration suchten<sup>13</sup>. Im 17. Jahrhundert sahen sich die Gemeinden zudem mit einer Zuwanderungswelle von Juden aus der Ukraine konfrontiert, die vor den dortigen Pogromen geflohen waren und völlig mittellos ankamen. Zusätzlich zu diesem Ungleichgewicht hatten die Auswirkungen der starken Wirtschaftskrise des Osmanischen Reiches sowie mehrere Epidemien die jüdische Gemeinschaft im Heiligen Land schwer in Mitleidenschaft gezogen<sup>14</sup>.

Diese Faktoren führten schließlich dazu, dass die Mehrheit der Juden im Palästina des 18. Jahrhunderts von den Spendengeldern der Diaspora-Gemeinden leben musste. Es gab zwar in der jüdischen Welt schon seit einigen Jahrhunderten das System der Kollekte (Chaluka), die in den Diaspora-Gemeinden gesammelt wurde, um das Tora-Studium im Heiligen Land aufrechtzuerhalten<sup>15</sup>. Doch reichte diese finanzielle Unterstützung angesichts der zunehmenden Verarmung der jüdischen Bevölkerung von Palästina während des 17. und 18. Jahrhunderts längst nicht mehr aus. Daher wurden neue philanthropische Vereinigungen (Chevrot) ins Leben gerufen. Zu den bedeutendsten zählt das 1726 in Istanbul gegründete Va'ad Pekidei Yerushalayim be-Kushtra (dt. Komitee der Offiziellen von Erez Israel). Dieses Komitee, das unter einer sephardischen Führungsspitze stand, organisierte Spendenmissionen zur Unterstützung der jüdischen Gemeinden im Heiligen Land. Außerdem übernahm es administrative Aufgaben in Palästina wie die Verwaltung der Immigrationsangelegenheiten und die Einrichtung von Talmudschulen (Jeschivot)<sup>16</sup>.

---

<sup>13</sup> Barnai, *Jews*, S. 162.

<sup>14</sup> Benbassa, *Sephardi Jewry*, S. 25.

<sup>15</sup> Schwara, *Unterwegs*, S. 97. Die große Spendenbereitschaft der jüdischen Gemeinden für Bedürftige ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Wohltätigkeit (Zedaka) in der jüdischen Tradition als eines der höchsten Gebote gilt.

<sup>16</sup> Barnai, *Jews*, S. 159f. und 164f. Vgl. dazu auch M.B. Lehman, *Rethinking Sephardi Identity. Jews and Other Jews in Ottoman Palestine*, „Jewish Social Studies, New Series“, 15, No. 1 (Fall 2008), S. 81–109, hier: S. 88.

Für diese Spendenmissionen beauftragten bedürftige jüdische Gemeinden wie beispielsweise die Gemeinde Hebron sogenannte Schadarim (Singular: Schadar), um in ihrem Namen Gelder bei den jüdischen Glaubensgenossen im Ausland zu sammeln, die zur Erhaltung der Gemeinden dienten. Diese Schadarim wurden als „heilige Männer“ betrachtet<sup>17</sup>. Auf ihrer Reise waren sie ausgestattet mit Empfehlungsschreiben von bedeutenden Gelehrten, die ihnen als Referenzen dienen und die Heiligkeit ihre Mission bezeugen sollten, sowie mit sogenannten *pinkasim*. Dies waren Quittungsbücher, in denen die Spenden und Ausgaben während der gesamten Reise verzeichnet wurden. Von dem Rabbiner Asulai sind leider nur die *pinkasim* für seine zweite Reise überliefert<sup>18</sup>.

Durch die Umstände der Diaspora konnten die Schadarim während ihrer Reisen auf ein weit verzweigtes Beziehungsgeflecht zurückgreifen, das zwischen Asien und Europa bestand<sup>19</sup>. Wie Matthias B. Lehmann aufgezeigt hat, diente das Netzwerk von Spendenmissionen für das Heilige Land (Schlichtut) auch als ein „important channel of communication and cultural exchange between different Jewish communities“<sup>20</sup>. Demzufolge kam den Schadarim nicht nur eine wohlthätige Funktion zu. Vielmehr waren sie auch Vermittler zwischen den Welten, indem sie Informationen und Wissen zwischen den weltweit verstreuten jüdischen Gemeinden transportierten.

Für die Tätigkeit als Schadar war Asulai geradezu prädestiniert. Als Gelehrter und Mystiker hatte er sich schon in jungen Jahren in sephardischen Kreisen einen Namen gemacht. Zudem sprach er neben Hebräisch noch zahlreiche weitere Sprachen: Arabisch, Türkisch, Italienisch, (Ju-

---

<sup>17</sup> Schwara, *Unterwegs*, S. 97.

<sup>18</sup> Prijs, *Reisetagebuch*, S. 899. In einem weiterführenden Artikel setzt sich J.H. Chajes mit *pinkasim* und ähnlichen Ego-Dokumenten in der jüdischen Tradition auseinander. Er verweist darauf, dass solche Büchlein ursprünglich nur der Übersicht über die finanziellen Angelegenheiten dienten, sich aber in der Frühen Neuzeit immer mehr zu persönlichen Tagebüchern entwickelten, in denen die Autoren neben ihren geschäftlichen Tätigkeiten zum Beispiel auch ihre Träume und Verfehlungen eintrugen. Chajes charakterisiert solche Zeugnisse daher als Medien der Selbstüberprüfung, in denen die Autoren durch ihre beschriebenen Handlungen selbst in Erscheinung traten, vgl. J.H. Chajes, *Accounting for the Self. Preliminary Generic Reflections on Early Modern Jewish Egodocuments*, „The Jewish Quarterly Review“, 95, No. 1 (Winter 2005), S. 1–15, hier besonders S. 15.

<sup>19</sup> Schwara, *Unterwegs*, S. 75 und S. 97.

<sup>20</sup> Lehmann, *Sephardi Identity*, S. 84.

deo-) Spanisch, ein wenig Französisch und womöglich sogar Englisch<sup>21</sup>. Als er sich 1753 im Auftrag der Gemeinde Hebron auf seine Spendenreise begab, trat er damit in eine bestehende Traditionslinie von bedeutenden Schadarim ein.

### 3. Unterwegs im Alten Reich

#### 3.1 Auf dem Land

In jeder Stadt und jedem Dorf in deutschen Landen habe ich gelitten unter den Schmähungen, denen ich dort ausgesetzt war, bis ich in die große Stadt Frankfurt gelangt bin<sup>22</sup>.

Mit diesen harten Worten fasst Asulai seine Erfahrungen im deutschsprachigen Gebiet zusammen. Anhand ausgewählter Auszüge aus dem ersten Reisetagebuch soll im Folgenden herausgearbeitet werden, wie Asulai die aschkenasischen Lebensräume in deutschen Landen wahrnahm<sup>23</sup>. Insbesondere soll dabei seine Sichtweise auf die unterschiedlichen Lebensumstände der Juden beleuchtet werden, denn Asulai begegnet hier nicht nur Juden im urbanen Raum, sondern vor allem auch einer Vielzahl von Landjuden.

Im Mai 1754 kam Asulai mit seinem Diener Samuel im Alten Reich an. Über Trient führte ihn seine Reise nach Tirol, wo er zwar nicht auf jüdi-

---

<sup>21</sup> Vgl. dazu das Vorwort von Cymerman in Azulai, *Diaries*, S. 8.

<sup>22</sup> Azulai, *Diaries*, S. 52. Die deutschen Übersetzungen der Zitate aus dem Reisetagebuch stammen von der Autorin des Artikels.

<sup>23</sup> Zur Unterscheidung von Aschkenasim und Sephardim: Der Begriff „Aschkenasim“ steht im Mittelalter für die Juden, die in Deutschland lebten, vor allem in den rheinischen Gebieten, und die sich später auch in Teilen Frankreichs niederließen. Durch die gewalttätigen Vertreibungen im 16. Jahrhundert verlagerte sich das Zentrum der Aschkenasim nach Osteuropa (Polen, Litauen, Russland, Ukraine). Der Begriff „Sephardim“ steht für die Juden, die auf der Iberischen Halbinsel lebten, bis sie von dort 1492 (Spanien) und 1498 (Portugal) vertrieben wurden und daraufhin nach Nordwesteuropa, Italien, Nordafrika und ins Osmanische Reich fliehen mussten. Sowohl Aschkenasim als auch Sephardim berufen sich auf den Talmud als Grundlage des Lebens, aber unterscheiden sich in ihren Sitten und Gebräuchen, in der Liturgie und in der Auslegung von religiösen Vorschriften.

sche Glaubensbrüder traf, dafür aber auf „fanatische Hasser der jüdischen Religion, und nahezu alle 20 Meter steht ein Kreuz“<sup>24</sup>. Wie erleichtert mag er gewesen sein, als er endlich die ersten jüdischen Gemeinden auf dem Land erreichte. In vielen kurzen Episoden schildert Asulai auf den folgenden Tagebuchseiten seine Begegnungen mit den Glaubensbrüdern aus dem landjüdischen Milieu.

Für Rotraud Ries umfasst der Begriff „Landjuden“ all diejenigen Juden, „die in Dörfern und Kleinstädten lebten und sich wesentlich im Bereich einer von der Agrarwirtschaft geprägten Kultur und Gesellschaft ernährten“<sup>25</sup>. In ihrer Studie zum Landjudentum im Gebiet des heutigen Unterfrankens hebt sie hervor, dass durch die geringe Anzahl von Gelehrten auf dem Land hier vor allem lokale jüdische Alltagsbräuche das Zusammenleben bestimmten. Ein wichtiges Kennzeichen für die spezifische Kultur der Landjuden sieht Ries in der besonders starken Traditionalität, „[...] die Impulse von außen, besonders von Rabbinerpersönlichkeiten aufnimmt, wenn sie sie als hilfreich für die Werte ihrer Tradition begreift, sich im Alltag jedoch auf ihre Lehrer, auf die mündliche Tradition und die eigenen Bräuche stützt“<sup>26</sup>.

Asulais Reiseaufzeichnungen vermitteln den Eindruck, dass er sich auf dem Land sehr unbehaglich gefühlt hat. Die Landjuden empfand er in vielen Situationen als ablehnend, ja geradezu feindlich gesinnt. In Pfersee bei Augsburg, berichtet Asulai, wollten die dortigen Gemeindevorsteher noch nicht einmal seine Empfehlungsschreiben anerkennen – laut Asulai seien es fast 300 Briefe gewesen<sup>27</sup>. Sie vermuteten, dass es sich um Fälschungen handeln würde, eine Unterstellung, die Asulai vehement zurückwies. Erst als der ortsansässige Rabbiner Leib eine der zahlreichen Unterschriften wiedererkannte, erklärte er sich schließlich bereit, Asulai eine weitere

<sup>24</sup> Azulai, *Diaries*, S. 48.

<sup>25</sup> R. Ries, *Landjudentum als kulturelles System? Beobachtungen aus Unterfranken*, in: *Juden und ländliche Gesellschaft in Europa zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit (15.–17. Jahrhundert). Kontinuität und Krise, Inklusion und Exklusion in einer Zeit des Übergangs*, hg. v. S. Hirbodian, (2014), [im Druck].

<sup>26</sup> Ebenda. Einen umfassenden Einblick in die ländliche jüdische Gelehrtenkultur am Beispiel von Franken liefert C. Wilke, *Landjuden und andere Gelehrte. Die rabbinische Kultur Frankens vom 12. bis zum 20. Jahrhundert*, in: *Die Juden in Franken*, hg. v. M. Brenner, D.F. Eisenstein, (*Studien zur jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern* 5, 2012), S. 69–93.

<sup>27</sup> Azulai, *Diaries*, S. 69.

Referenz auszustellen. Mit diesem Schreiben sollte er zum Vorsteher der benachbarten Gemeinde von Kriegshaber gehen<sup>28</sup>:

So fuhr ich in meiner Arglosigkeit zur Synagoge in Kriegshaber [...] Ich übergab dem dortigen Gemeindevorsteher, einem gewissen Abraham, das Empfehlungsschreiben und er war sehr zuvorkommend.

Als ich aber nach dem Gebet ein zweites Mal zu ihm kam, war er wie verwandelt und machte sich lustig und lachte. Ich war ganz verblüfft bis ich darauf kam, dass ihm der zuvor erwähnte R. Leib durch meinen Kutscher einen Brief hatte zukommen lassen, in der Art eines Urias-Briefes<sup>29</sup> – Gott behüte!

Asulai konnte sich über den Spaß, den sich die beiden Gemeindevorsteher auf seine Kosten gemacht hatten, gar nicht amüsieren. Mit seinem Besuch in den beiden schwäbischen Gemeinden verbindet er im Rückblick lediglich eine positive Erinnerung: In Pfersee hatte er eine äußerst bedeutsame Handschrift entdeckt. Es handelte sich um die einzige, nahezu vollständig erhaltene Talmud-Handschrift, die 1342 in Frankreich entstanden war und die sich bis etwa 1772 im Besitz der jüdischen Familie Ulman in Pfersee befunden hatte<sup>30</sup>. Gern hätte Asulai diese Handschrift noch ausführlicher studiert, doch die jüdische Gemeinde drängte ihn zum Aufbruch.

Ein weiteres einschneidendes Erlebnis erwartete Asulai im schwäbischen Harburg. Dort wurde ihm zwar eine Unterkunft bei dem Gemeindevorsteher gewährt, darüber hinaus behandelte ihn aber die jüdische Gemeinde mit demonstrativer Gleichgültigkeit. So wurden recht bald die nötigen Vorkehrungen für seine Abreise getroffen. Ein Synagogendiener (Schammes) wurde damit beauftragt, einen Wagen für die Weiterreise Asulais zu organisieren. Doch als Asulai das Transportmittel sah, reagierte er völlig verständnislos<sup>31</sup>:

---

<sup>28</sup> Ebenda, S. 51

<sup>29</sup> Die Bezeichnung „Urias-Brief“ leitet sich her von einer Geschichte aus dem Alten Testament, wonach David mit einem Brief den Urias, den Ehemann von Bathseba, in den Tod schickte (2. Samuel 11).

<sup>30</sup> Diese Talmud-Handschrift befindet sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek, vgl. dazu die folgende Internetseite unter: <http://www.bsb-muenchen.de/Babylonischer-Talmud.2519.0.html> (besucht am 15.11.2013).

<sup>31</sup> Azulai, *Diaries*, S. 54.

Nach dem Gebet sah ich am Tor zum Hof einen Wagen – und zwar solch einen, den man zum Transport von Abfällen benutzt! [...] Und ich schaute den Wagen an und sagte: ‚Mit diesem Ding fahre ich nicht! Bitte, besorg‘ mir eine Kalesche und ich werde die Miete für den Kutscher und den Wagen bezahlen‘.

Als er mit seiner Bitte nach einem anderen Reisegefährten abgewiesen wurde, wandte sich Asulai mit einem verzweifelten Gebet an Gott<sup>32</sup>:

‚Herr des Universums, ich bin mir bewusst, dass es meine Sünden sind, die all diese [Menschen] über mich gebracht haben. [...] Aber gib mir die Kraft, dies zu ertragen, tue es um Eretz Israels und um der Väter willen – hilf mir, oh Herr [...]‘

In diesen Worten tritt einmal mehr das unerschütterliche Gottvertrauen Asulais zutage. Er betrachtete den Vorfall als eine Prüfung, die ihm von Gott auferlegt wurde. Obwohl er sich gedemütigt fühlte, war Asulai bereit, all das zu ertragen, weil er ein höheres Ziel verfolgte. Seine ganze Kraft schöpfte er aus seiner unbändigen Zionsliebe und der Hoffnung, dass Gott ihm gerade in schwierigen Augenblicken zur Seite stehen werde, damit er durch seine Spendenreise den Not leidenden Gemeinden in Palästina helfen könne. Letztendlich musste Asulai Harburg dann doch zu Fuß verlassen. Nach einem eineinhalbstündigen Fußmarsch erreichte er einen Nachbarort, in dem ein Reisewagen bereitstand, der ihm für die Weiterreise angemessen erschien.

Um Asulais Aufgebrachtheit einerseits und das Verhalten der Harburger Juden andererseits besser zu verstehen, soll zunächst die Situation der landjüdischen Gemeinden im 18. Jahrhundert näher beleuchtet werden. Asulai wurde in Harburg und in zahlreichen weiteren Orten im Alten Reich immer wieder mit einer für ihn ungewohnten jüdischen Lebenswelt konfrontiert, die nicht nur von den aschkenasischen Traditionen beeinflusst war, sondern auch von der ländlichen Umgebung. Das Landjudentum, das Asulai in seinem Tagebuch beschreibt, war in der Frühen Neuzeit besonders im südwestdeutschen Raum stark verbreitet. Für die Region Franken beispielsweise konnte Reinhard Barzen, der sich mit der

---

<sup>32</sup> Ebenda, S. 55.

Entwicklung jüdischer Siedlungstätigkeit beschäftigt hat, zeigen, dass dort bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine ungewöhnliche Dichte jüdischer Siedlungen im nichtstädtischen Raum nachweisbar ist<sup>33</sup>. Durch die Vertreibung aus den Reichs- und Residenzstädten am Ende des 15. Jahrhunderts waren schließlich auch die städtischen Juden gezwungen worden, sich in den meist ländlichen Territorien niederzulassen, in denen es ihnen einzelne Landesherren noch gestatteten. Damit setzte die Blütezeit der landjüdischen Gemeinden ein. Im 17. und 18. Jahrhundert, nach den verheerenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges, waren immer mehr Landesherren daran interessiert, viele Juden in ihren Territorien anzusiedeln. Auf diesem Weg konnten sie nicht nur ihre Steuereinnahmen vergrößern, sondern auch ihren Landesausbau vorantreiben. Mark Häberlein konnte darlegen, dass diese Peuplierungspolitik gerade den Juden in Südwestdeutschland zugute kam, einem Gebiet, das herrschaftlich besonders stark zersplittert war<sup>34</sup>. In Franken zum Beispiel durften sich im 16. Jahrhundert Juden nur in den Dörfern von bestimmten Reichsritterschaften niederlassen sowie im Staat des Deutschmeisters und in den Territorien von Mediatgewalten wie dem Domkapitel und einzelnen Klöstern<sup>35</sup>. Durch diese Ansiedlungspolitik konnten sich in diesen Gebieten im Laufe der Zeit konfessionell gemischte Staaten entwickeln.

Nichtsdestotrotz stellte die Minderheitenpolitik der Landesherren während der Frühen Neuzeit lediglich eine Duldung von religiösen Randgruppen dar und so besaßen die Juden bis ins 19. Jahrhundert kein Bürgerrecht<sup>36</sup>. Zur rechtmäßigen Ansiedlung benötigte ein geduldeter Jude einen Schutzbrief, mit dem er nicht nur die Genehmigung erhielt, sich an einem beliebigen Ort im Gebiet des Schutzherrn niederzulassen, sondern auch die Zulassung, Handel zu treiben. Der Schutzbrief galt für seinen ganzen Haushalt, auch für die Dienstboten, allerdings war er

<sup>33</sup> R. Barzen, *Ländliche jüdische Siedlungen und Niederlassungen in Aschkenas. Vom Hochmittelalter bis ins 16. Jahrhundert. Typologie, Struktur und Vernetzung*, „Aschkenas“, 21, 1–2 (2013), S. 5–35, hier: S. 9.

<sup>34</sup> M. Häberlein, *Konfessionelle Grenzen, religiöse Minderheiten und Herrschaftspraxis in süddeutschen Städten und Territorien in der Frühen Neuzeit*, in: *Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit*, hg. v. R.G. Asch, D. Freist, (2005), S. 151–190, hier: S. 151 und 161.

<sup>35</sup> E. Schubert, *Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts*, (*Veröffentlichung der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, Reihe IX*, 26, 1990), hier: S. 151.

<sup>36</sup> Häberlein, *Konfessionelle Grenzen*, S. 166 und 173.

nicht vererbbar und mit hohen Kosten verbunden<sup>37</sup>. Außerdem mussten die Juden zusätzliche Abgaben leisten wie Leibzölle, die beim Betreten eines Territoriums anfielen, willkürlich verhängte Sonderabgaben und die Gemeindepflichten wie Dorfwachen usw., die von ihnen ebenfalls in Geld abgegolten werden mussten<sup>38</sup>.

Die wirtschaftliche Situation der Juden auf dem Land war aufgrund von restriktiven Verordnungen prekär: Die Mehrheit von ihnen war als Kleinhändler und Hausierer tätig, wobei sie meist mit Vieh und Agrarprodukten handelten, oft verbunden mit kleineren Kreditgeschäften. Diese Tätigkeiten verlangten eine große Mobilität, da sich in den kleinen Wohnorten meist nicht genug Verkaufsmöglichkeiten für die jüdischen Händler boten. Viele der Landjuden zählten an der Wende zur Moderne noch immer zur unteren Schicht oder zur unteren Mittelschicht<sup>39</sup>.

Bei seiner Ankunft im Alten Reich wusste Asulai offenbar nichts von den problematischen Lebensverhältnissen seiner Glaubensgenossen. Nur so lässt sich seine große Verwunderung erklären angesichts der vermeintlichen Ablehnung und Ungastlichkeit, die ihm von Seiten der Landjuden vermittelt wurden. Es ist davon auszugehen, dass in den meisten Fällen die von Asulai empfundene Ablehnung gar nichts mit ihm persönlich zu tun hatte, sondern vielmehr mit der Tatsache, dass die Landjuden selbst oft in großer Not und Bedrängnis lebten. Wie die Reiseaufzeichnungen zeigen, trafen bei Asulais Begegnungen mit den Landjuden nicht nur zwei Kulturen aufeinander (die sephardische und die aschkenasische), sondern auch ganz unterschiedliche Erwartungshaltungen. Asulai fasste seine Mission als eine sehr bedeutsame und Gott gefällige Aufgabe auf. Leo Prijs geht sogar davon aus, dass Asulai sich selbst nicht nur als Spendensammler betrachtete, sondern auch einen eigenen Beitrag dazu leisten wollte, durch seine Reisetätigkeit die Zionsidee in den Diaspora-

---

<sup>37</sup> Schubert, *Arme Leute*, S. 160f.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 161f.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 163–167. Zu den wirtschaftlichen Verhältnissen der Landjuden gibt es bisher kaum statistische Auswertungen, daher ist die Studie von Gisela Krug als Informationsquelle von großem Wert. Sie hat die jüdische Siedlungsstruktur sowie die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden im Gebiet Mainfranken untersucht und gibt den Stand von 1813 wieder, vgl. G. Krug, *Die Juden in Mainfranken zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Statistische Untersuchungen zu ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation*, in: *Zwischen Schutzherrschaft und Emanzipation. Studien zur Geschichte der mainfränkischen Juden im 19. Jahrhundert*, hg. v. H.-H. Brandt, (1987), S. 19–137.

Gemeinden wachzuhalten<sup>40</sup>. Die leidenschaftliche Liebe für Zion, für das Heilige Land, scheint somit ein Hauptantrieb für Asulais Reise gewesen zu sein<sup>41</sup>. Seine Schilderungen legen nahe, dass er auch mit einem entsprechenden Selbstbewusstsein in den jüdischen Gemeinden im Reich auftrat. Nicht nur schien er Anerkennung für seine Person zu erwarten – immerhin war er in der sephardischen Welt allseits bekannt –, sondern er erhoffte sich auch, dass die Bedeutung seiner Spendenmission gewürdigt und er entsprechend zuvorkommend behandelt werde. Doch mit dieser Haltung wurde Asulai der Lebenswelt der Landjuden nur wenig gerecht. Aus heutiger Perspektive ist es zwar nachvollziehbar, dass für einen vornehmen Sepharden wie Asulai nichts herabwürdigender war, als in einem schmutzigen Bauernwagen von einem Ort zum nächsten zu fahren. Aber ebenso wenig kann man es den Dorfjuden verübeln, dass sie nicht geübt waren im Umgang mit einem solchen fremden Gast, mit dem sie sich noch nicht einmal richtig verständigen konnten. Sie handelten so, wie es ihnen am vernünftigsten erschien und stellten Asulai einen Pferdewagen zur Weiterreise zur Verfügung, einen Wagen also, den sie selbst als tägliches Transportmittel benutzten. Dass hinter der Wahl des ärmlichen Fahrzeugs tatsächlich keine böse Absicht steckte, wie es Asulai vermutet, belegt auch der Umstand, dass der Synagogendiener der Gemeinde Harburg den Gast noch bis zum nächsten Ort begleitete, wo ein passendes Gefährt auf ihn wartete.

Obwohl Asulai auch sehr hilfsbereiten Menschen begegnete, die ihn im Rahmen ihrer Möglichkeiten unterstützten, hat er kaum freundliche Worte für die Juden auf dem Land übrig. Die Judenvorsteher von Pfersee und Kriegshaber bezeichnet er als „üble Kreaturen“<sup>42</sup> und auch in Oettingen sei er nur auf „halsstarrige Menschen“<sup>43</sup> getroffen. Die dortige Judenschaft habe sich geweigert, Asulai eine angemessene Spende für die Gemeinden in Palästina mitzugeben. Asulai, der sich nicht so leicht geschlagen geben wollte, setzte auf die Kraft der *politica*, einen Stil der Gesprächsführung, den er sich in Italien angeeignet hatte<sup>44</sup>. Leo Prijs

---

<sup>40</sup> Prijs, *Reisetagebuch*, S. 897.

<sup>41</sup> Azulai, *Diaries*, S. 17 und 27.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 69.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 55.

<sup>44</sup> Ebenda, S. 56.

bezeichnet diesen Kommunikationsstil auch als den „Weg der psychologischen Diplomatie“<sup>45</sup>, mit dem Asulai in schwierigen Kommunikationssituationen seinen Gesprächspartner doch noch zum Einlenken zu bewegen versuchte. In Oettingen war ihm aber trotz der *politica* kein Erfolg beschieden. Asulai, der sich in seinem Reisetagebuch sonst sehr zurückhaltend über derlei Enttäuschungen äußert, kann an dieser Stelle seinen Ärger nicht mehr zurückhalten<sup>46</sup>:

Unter solchen Menschen kann ich nicht verweilen, die auf meinen [Empfehlungs-] Schreiben herumtrampeln und meinen Besitz schmähen. Ein Volk, dessen Sprache ich nicht verstehe, das einen Kopf aus Eisen hat, angefüllt mit dem zähflüssigsten Ton [...] mit dem Gehirn eines kleinen Kindes, das aber sehr angesehen ist in diesen Dörfern. Sie stecken ihr Geld lieber in Felsspalten und sie haben keine Manieren [...].

Weitere unerfreuliche Vorkommnisse, die diesen Eindruck zu bestätigten schienen, erlebte Asulai auch in den zahlreichen, sehr kleinen jüdischen Gemeinden in Unterfranken. Asulai klagt darüber, dass er dort nicht nur sehr geringe Spenden erhalten habe, sondern dass er in diesen Dörfern sogar selbst für seine Kutsche zahlen musste, dass er mehrmals in heftige Auseinandersetzungen mit Judenvorstehern geraten war und oft lange Umwege in Kauf nehmen musste, um zum nächsten Ort zu gelangen. Sein ehrwürdiges Auftreten, das sich sicher auch in seiner Kleidung widerspiegelte, provozierte zudem harsche Reaktionen. In Haßfurt, notiert Asulai, habe ihn der Rabbiner gerügt, weil er keinerlei Verständnis für das beträchtliche Kleiderarsenal hatte, das Asulai als Reisegepäck mitbrachte<sup>47</sup>. Offenbar empfand er Asulais Auftreten und die Vielzahl an Kleidungsstücken als übertrieben und seiner Spendenmission nicht angemessen.

Was Asulai in den ländlichen Gemeinden besonders schockierte, war die große Armut und die bittere Not vieler jüdischer Bewohner. Über Buttenwiesen (heute Landkreis Dillingen an der Donau) und über die dort lebenden Juden schreibt er, es sei „ein Dorf mit simplen und groben Menschen, und ein Dorf mit drückender Armut. Und ihre Häuser sind die

---

<sup>45</sup> Prijs, *Reisetagebuch*, S. 898.

<sup>46</sup> Azulai, *Diaries*, S. 56.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 70.

Häuser von Armen [...]“<sup>48</sup>. Erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm in Buttenwiesen, eine Unterkunft zu finden, allerdings bei einem völlig mittellosen Juden. Und auch in anderen Orten war er gezwungen, in stark verfallenen und ärmlichen Judenhäusern zu übernachten.

Die kargen Lebensumstände der Juden im süddeutschen Raum, die Asulai so sehr erschütterten, waren nicht zuletzt eine Folge der strikten Judenpolitik. Die Situation wurde noch zusätzlich verschärft durch einen starken Bevölkerungsanstieg. Rudolf Glanz geht sogar davon aus, dass sich die jüdische Bevölkerung im 18. Jahrhundert verdreifacht habe<sup>49</sup>. Da sich die ökonomischen Bedingungen für die Juden aber nicht wesentlich verbesserten, war eine zunehmende Verarmung der jüdischen Bevölkerung die unausweichliche Konsequenz. Erschwerend kam hinzu, dass an jedem Ort die Zahl der Schutzjuden und die Zahl ihrer Wohnhäuser genau festgelegt waren. Die ansteigende Bevölkerungszahl sorgte daher für immer beengtere Wohnverhältnisse und zur Herausbildung einer wachsenden Schicht an Schnorr- und Betteljuden, die gezwungen waren von Ort zu Ort zu ziehen. Genaue Zahlen zu den wandernden Betteljuden liegen nicht vor, da sie nicht in den Mitgliederlisten der jüdischen Gemeinden auftauchen<sup>50</sup>. Bereits seit dem 16. Jahrhundert hatte sich Franken zu einem Transitland für solche Betteljuden entwickelt. Durch das fränkische Gebiet zogen nicht nur zahlreiche Juden, die vor den Pogromen im Zuge des Aufstandes des Kosakenhauptmanns Bogdan Chmelnikij aus Osteuropa geflüchtet waren (1648 und 1657), sondern auch die ausgewiesenen Juden, die nach einer Verfügung von Kaiserin Maria Theresia in den Jahren 1744 bis 1745 Prag und die habsburgischen Erbländer verlassen mussten<sup>51</sup>. Die Landgemeinden reagierten auf diesen Zustrom mit einem Ausbau ihres Armenwesens, immerhin verweist bereits der Talmud auf die religiöse Pflicht, den Armen zu helfen. Das Armenwesen einer jüdischen Gemeinde umfasste die Verwaltung der Armengelder, die

---

<sup>48</sup> Ebenda, S. 52.

<sup>49</sup> R. Glanz, *Geschichte des niederen jüdischen Volkes in Deutschland. Eine Studie über historisches Gaunertum, Bettelwesen und Vagantentum*, (1968), S. 129.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 130.

<sup>51</sup> C. Daxelmüller, *Stadt – Land – Dorf. Anmerkungen zur jüdischen Identität in Franken vom 16. bis ins 20. Jahrhundert*, in: *Die Juden in Franken*, hg. v. M. Brenner, D.F. Eisenstein, (*Studien zur jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern* 5, 2012), S. 51–68, hier: S. 60.

zwar in erster Linie für die Ortsarmen bestimmt waren, aber auch dafür verwendet wurden, ortsfremde Reisende für die Weiterfahrt auszustatten und Judenherbergen einzurichten<sup>52</sup>.

Im 18. Jahrhundert gerieten die jüdischen Gemeinden immer stärker an die Grenzen ihrer Möglichkeiten, da die finanzielle Belastung durch die Ströme von Betteljuden kaum noch tragbar war. Auch die Landesherren waren alarmiert. In zahlreichen Verordnungen versuchten sie, die Masse von Betteljuden aus ihren Territorien fernzuhalten, vor allem wegen der verbreiteten Sorge vor möglichen Seuchen<sup>53</sup>. Rudolf Glanz hat am Beispiel des Fürstentums Ansbach gezeigt, dass dort mehrere Mandate in kurzer Abfolge erlassen wurden, die es den Juden des Territoriums bei Strafe verboten, den Bettlern zu helfen oder ihnen eine Unterkunft zu geben<sup>54</sup>.

Womöglich könnte eine ähnliche Verfügung auch als Erklärung dafür dienen, warum Asulai der Einlass in den fränkischen Ort Arnstein verwehrt wurde. Wie Asulai berichtet, hatte ihm der Rabbiner Aaron verboten, den Ort zu betreten. Der Rabbiner schickte ihm lediglich eine Kutsche an den Ortsrand, um ihm so die rasche Weiterfahrt zu ermöglichen<sup>55</sup>. War die jüdische Gemeinde von Arnstein vielleicht besorgt, dass sie durch die Aufnahme von einem fremden Reisenden, der womöglich fälschlicherweise für einen Betteljuden gehalten werden konnte, ihren Schutzherrn, den Würzburger Bischof, gegen sich aufbrachte? Immerhin waren sich die Landjuden stets darüber im Klaren, wie fragil ihr Schutzstatus war. Sie sahen sich mit der ständigen Bedrohung konfrontiert, ihre Lebensgrundlage zu verlieren, zum Beispiel indem ihnen ihr Schutzstatus entzogen wurde oder ihnen weitere hohe Sonderabgaben aufgebürdet wurden<sup>56</sup>. Vielleicht wurde Asulai aber auch aus einem ganz anderen Grund abgewiesen. Viele der landjüdischen Gemeinden waren zu dieser Zeit schon so stark verarmt, dass sie gar nicht in der Lage waren, einen zusätzlichen Gast aufzunehmen und ihn auch noch zu verpflegen. So könnten manche Gemeinden versucht haben, den

---

<sup>52</sup> Glanz, *Geschichte*, S. 131.

<sup>53</sup> Schubert, *Arme Leute*, S. 172.

<sup>54</sup> Glanz, *Geschichte*, S. 139–141.

<sup>55</sup> Azulai, *Diaries*, S. 71.

<sup>56</sup> Schubert, *Arme Leute*, S. 162.

einen oder anderen Reisenden von ihren Orten fernzuhalten, indem sie ihm den Zutritt verwehrten.

Ganz anders erging es Asulai bei seiner Ankunft in dem kleinen fränkischen Ort Wassertrüdingen. Dort wurde er von der Gemeinde ehrenvoll empfangen und traf sogar auf mehrere Gelehrte, mit denen er sich auf Hebräisch austauschen konnte. Die meisten Landjuden sprachen nämlich ausschließlich Jiddisch bzw. Jüdischdeutsch, eine Sprache, die der sonst sehr sprachgewandte Asulai nicht beherrschte. In Wassertrüdingen erfuhr Asulai schließlich davon, dass die deutschen Juden eine eigene Organisation zur Sammlung von Spendengeldern für die Gemeinden des Heiligen Landes besaßen<sup>57</sup>. Dieser deutsch-palästinensische Fond schickte die gesammelten Spenden an eine zentrale Instanz in Jerusalem, die wiederum das Geld an die verarmten Juden in Palästina verteilte – allerdings nur an die aschkenasischen Juden. Darüber hinaus waren die Gemeinden in deutschen Landen angehalten, möglichst keine weiteren Spenden an Gesandte zu geben, die von einer anderen Organisation geschickt worden waren.

Erst jetzt begriff Asulai, warum seine Spendenreise im Reich bisher so wenig erfolgreich verlaufen war und er nur geringe Spendengelder eingenommen hatte, nichtsdestotrotz wollte er an seiner Mission weiterhin festhalten. An Asulais Haltung wird deutlich, mit welchem Selbstverständnis er auf dieser Reise unterwegs war. Matthias B. Lehmann konnte in seiner Studie überzeugend darlegen, dass sich die sephardischen Juden in Palästina als Vertreter und Fürsprecher „aller“ Juden der Region verstanden, auch der zugewanderten aschkenasischen Juden<sup>58</sup>. Dementsprechend war es für Asulai ganz selbstverständlich, im Namen „aller“ bedürftigen Juden Spenden zu sammeln, die später an alle Not leidenden Juden in Palästina verteilt wurden, ganz gleich, ob sie aschkenasische oder sephardische Wurzeln hatten.

Im Gegensatz dazu hatte sich jedoch in den aschkenasischen Gemeinden Europas im 18. Jahrhundert die Tendenz herausgebildet, die Wohltätigkeit auf die aschkenasischen Glaubensbrüder im Heiligen Land zu beschränken<sup>59</sup>. Für aschkenasische Juden stand die Unterstützung der

---

<sup>57</sup> Azulai, *Diaries*, S. 59. Vgl. dazu auch Prijs, *Reisetagebuch*, S. 885.

<sup>58</sup> Lehmann, *Sephardi Identity*, S. 87.

<sup>59</sup> Ebenda, S. 90.

„eigenen Leute“ in Palästina im Vordergrund, und das waren im Wesentlichen die aus Osteuropa zugewanderten aschkenasischen Juden, und nicht die „fremden“ Sepharden. Diese Einstellung macht deutlich, wie stark sich die aschkenasischen Juden als eine eigene ethnische Gruppe wahrnahmen. Matthias B. Lehmann sieht daher bei den aschkenasischen Juden „a sense of ethnic difference that is articulated in their practice of beneficence“<sup>60</sup>.

Diese These deckt sich mit den Beobachtungen Asulai im Alten Reich, wo es ihm kaum gelang, größere Spendensummen in den aschkenasischen Gemeinden einzuwerben. Zwischen den Zeilen wird offensichtlich, wie schwer es ihm fiel, diese Tatsache zu akzeptieren. Betrachtete er sich doch selbst als einen Vertreter einer gesamtosmanischen Judenschaft, die sich in großer finanzieller Bedrängnis befand und daher auf die Hilfe und Solidarität der Glaubensgenossen in der Diaspora angewiesen war.

### 3.2 In der Stadt – Frankfurt am Main

Während seiner Reise durch das Alte Reich besuchte Asulai nur wenige größere Städte. In besonders guter Erinnerung geblieben ist ihm sein Aufenthalt in Frankfurt am Main. Dort erwartete ihn eine wesentlich offenere und freundlichere Atmosphäre als in den zuvor besuchten landjüdischen Gemeinden. Bereits kurz nach seiner Ankunft begegnete er dem jungen Wolf Rintel, der nicht nur sehr gut Hebräisch sprach, sondern auch noch die sephardische Aussprache benutzte – wie Asulai mit großer Begeisterung feststellte<sup>61</sup>. Wolf Rintel war es auch, der sich seiner annahm und ihn zum jüdischen Viertel begleitete.

Die Frankfurter Juden lebten im 18. Jahrhundert in der Judengasse, einem abgeschlossenen Ghetto, das sie abends nach Schließung der Tore nicht verlassen durften. Einem Beschluss der Stadtoberen zufolge war es nur 500 jüdischen Familien gestattet, sich in dem Ghetto anzusiedeln. In der Mitte des 18. Jahrhunderts lag die Zahl der im Ghetto lebenden Juden

---

<sup>60</sup> Ebenda.

<sup>61</sup> Azulai, *Diaries*, S. 76.

bei schätzungsweise 3000 Personen<sup>62</sup>. 1711 zerstörte ein gewaltiger Brand das gesamte jüdische Viertel, der Wiederaufbau zog sich hin bis in das Jahr 1719.

Das jüdische Gemeindeleben wurde im Wesentlichen bestimmt von einigen wohlhabenden patrizischen Familien. Eine Reihe von bedeutenden Hoffaktoren, Militärlieferanten und Bankiersfamilien wie beispielsweise die Familie Rothschild, stammten aus Frankfurt. Die Mehrzahl der jüdischen Bewohner hingegen waren Kaufleute und Trödler, die in einfachen und sehr beengten Verhältnissen lebten.

Die Frankfurter Gemeinde hatte sich bereits Ende des 16. Jahrhunderts zu einem bedeutenden Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit entwickelt, das Studenten aus aller Welt in die Talmudschulen lockte. Dementsprechend begegnete Asulai in der Stadt auch zahlreichen Gelehrten, denen sein Name wohlbekannt war. In Frankfurt wurde Asulais Glaubwürdigkeit nicht in Zweifel gezogen. Im Gegenteil, die Frankfurter Gemeinde unterstützte seine Spendenmission, obwohl sie ihn wissen ließ, dass sie natürlich dem offiziellen deutsch-palästinensischen Fond den Vorrang gab.

Nach einem kurzen Ausflug nach Worms, wo Asulai mit dem bekannten Rabbiner Josua (Pne Josua) zusammengetroffen war und die Synagoge des berühmten Gelehrten Raschi besucht hatte<sup>63</sup>, kehrte er noch ein weiteres Mal nach Frankfurt zurück. Diesmal verlief sein Empfang noch herzlicher, wovon Asulai sichtlich beeindruckt war<sup>64</sup>:

Sie brachten mir große Anerkennung in Frankfurt am Main entgegen. Ich verbrachte dort mehr als drei Monate, mit großer Ehrung, im Hause des bereits erwähnten gütigen Mannes Rabbi Leib. Ich hatte ein eigenes Zimmer ganz für mich allein, und die Gemeinde bezahlte dem besagten Rabbi Leib an jedem Schabbat 8 Gulden für meine Unterkunft.

Während seines Aufenthalts in Frankfurt am Main genoss Asulai vor allem die vielen anregenden Gespräche und den Austausch mit den jüdi-

---

<sup>62</sup> Nach Berechnungen von Isidor Kracauer, vgl. dazu I. Kracauer, *Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150–1824)*, 2 (1927), hier: S. 253f.

<sup>63</sup> Azulai, *Diaries*, S. 81–85. Raschi (Schlomo Jizchaki, 1040–1105), der zu den einflussreichsten jüdischen Gelehrten des Mittelalters zählt, hatte 1060 am Wormser Lehrhaus studiert.

<sup>64</sup> Ebenda, S. 87.

schen Gelehrten und Rabbinern, die ihm gegenüber sehr aufgeschlossen waren. Mit ausgesprochener Begeisterung schreibt er, dass er zu jedem Schabbat von einem anderen Gelehrten eingeladen worden sei<sup>65</sup>. Derart euphorische Worte finden sich nur selten in Asulais Reisebeschreibungen aus dem deutschsprachigen Raum. Sie zeigen deutlich, dass sich Asulai in dieser exklusiven Gelehrtenkultur sehr wohlfühlte<sup>66</sup>. Ganz anders war es ihm zuvor bei den Landjuden ergangen, wo er nur selten in die Aktivitäten der jüdischen Gemeinden miteinbezogen worden war und die meisten Kontakte recht oberflächlich und distanziert geblieben waren.

In seinen Aufzeichnungen über den Besuch in Frankfurt am Main tritt uns Asulai nicht mehr als Außenseiter entgegen. Von den Frankfurter Juden wurde er herzlich aufgenommen und als Gelehrter respektiert, was ihn in seinem Selbstverständnis bestärkte. So reiste Asulai aus Frankfurt schließlich mit einem frohen Herzen ab. Bei seinem Abschied hatte sich die jüdische Gemeinde noch einmal sehr großzügig gezeigt und ihm eine ansehnliche Spende für die jüdische Gemeinde Hebron übergeben sowie kostbare Geschenke, um ihre Achtung gegenüber dem sephardischen Gesandten zum Ausdruck zu bringen<sup>67</sup>.

#### 4. Resümee

Im Dezember 1754 verließ Asulai das Alte Reich. Bis dahin hatte er mehr als 60 Orte besucht und war auf unterschiedliche Vertreter der aschkenasischen Judenschaft getroffen. Daraus lässt sich ein eindrucksvolles Panorama entwickeln, das die Vielfalt der aschkenasischen Lebenswelt im deutschsprachigen Raum des 18. Jahrhunderts andeutet.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Asulais Urteil über die Juden im Reich ziemlich vernichtend ausfällt. Wenig überraschend ist

---

<sup>65</sup> Ebenda.

<sup>66</sup> Vgl. dazu auch G. Jancke, *Jüdische Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente der Frühen Neuzeit in Aschkenas*, in: *Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente frühneuzeitlicher Juden in Aschkenas. Beispiele, Methoden und Konzepte*, hg. v. B. Klein, R. Ries, (2011), S. 9–26, hier: S. 18.

<sup>67</sup> Azulai, *Diaries*, S. 87f.

daher auch die Tatsache, dass er bei seiner zweiten Spendenreise einen großen Bogen um das Gebiet machte. Die in dieser Arbeit vorgestellten Reiseerlebnisse zeigen deutlich, dass Asulai gerade die ländliche Lebenswelt im deutschsprachigen Raum als äußerst befremdlich und ungastlich empfand. Von vielen dort lebenden Glaubensgenossen fühlte er sich nicht ernst genommen und ungerecht behandelt. Allerdings ist davon auszugehen, dass einige der von ihm als besonders demütigend empfundenen Situationen auf Missverständnisse zurückzuführen sind. Da Asulai die deutsche Sprache nicht beherrschte und viele Juden im Reich nur über rudimentäre Hebräischkenntnisse verfügten, kam es sicher häufiger zu Verständigungsproblemen, die Asulai oft als Ablehnung interpretierte. Erschwerend kam hinzu, dass der sephardische Rabbiner Asulai nur wenig Verständnis für die ärmlichen Lebensbedingungen der Landjuden im Reich aufbringen konnte. Er hatte vermutlich keine Ahnung von der äußerst restriktiven Gesetzgebung vieler Landesherren, die den Juden kaum wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten bot.

Asulai, dem die landjüdische Kultur während seiner Reise stets fremd geblieben war, fühlte sich immer dann gut aufgehoben, wenn er sich in einem gelehrten Umfeld aufhielt. Dieser Zusammenhang wurde insbesondere anhand seiner Reiseschilderungen zum Besuch in Frankfurt dargestellt. Asulai präsentiert sich in Frankfurt und an zahlreichen weiteren Stellen im Reisetagebuch als ein Vertreter der jüdischen Gelehrtenkultur, mit der er sich voll und ganz identifiziert. Gabriele Jancke hat darauf hingewiesen, dass autobiographisches Schreiben immer auch als eine soziale Praxis zu verstehen ist, da sich die Autoren in sozialen Räumen bewegen. Jancke betont, dass sich frühneuzeitliche jüdische Autoren durch die spezifischen Schreibstrategien, die sie in ihren Selbstzeugnissen verwenden, häufig auch als Teil einer spezifischen Gruppenkultur zu erkennen geben<sup>68</sup>. Betrachtet man Asulais Reisetagebuch vor diesem Hintergrund, wird deutlich, dass es sowohl in seiner inhaltlichen Gestaltung, als auch im Hinblick auf den gewählten literarischen Stil eindeutig auf die Zugehörigkeit des Autors zur jüdischen Gelehrtenkultur verweist.

Für nachfolgende Untersuchungen wäre ein Vergleich interessant zwischen Asulais Darstellung der aschkenasischen Juden im deutschspra-

---

<sup>68</sup> Jancke, *Selbstzeugnisse*, S. 17f.

chigen Raum und seiner Beschreibung anderer jüdischer Gemeinschaften in Ländern wie beispielsweise Holland, Italien und England. Dazu gilt es allerdings nicht nur das erste, sondern auch das zweite Reisetagebuch mit heranzuziehen. Ein besonderes Augenmerk sollte dabei auf den von Asulai besuchten Hafenstädten liegen, da diese einen besonders großen sephardischen Bevölkerungsanteil besaßen.

Anuschka Tischer

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

## AUSGEWÄHLTE SELBSTZEUGNISSE KURLÄNDISCHER ADELIGER AUS DEM 18. JAHRHUNDERT

### Identitätssuche zwischen polnischer Herrschaft, deutscher Kultur und baltischer Heimat

Wenn man Selbstzeugnisse im polnischen und deutschen Schrifttum im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit thematisiert, so erweist sich der kurländische Adel bereits im Ansatz der Frage als vielschichtig: Einerseits sind Selbstzeugnisse des kurländischen Adels ein Schrifttum, das man sowohl der polnischen als auch der deutschen Seite zurechnen kann, andererseits ist ihre Zuordnung zu einer der beiden Kategorien immer auch problematisch. Der kurländische Adel war seiner Definition nach eine deutsche Herrschaftselite – was genau das bedeutet und wie Identität und Identitätsbewußtsein davon geprägt waren, genau das soll im Folgenden anhand von Ego-Dokumenten aus dem 18. Jahrhundert genauer analysiert werden. Der kurländische Adel agierte dabei im Herrschaftsbereich der polnischen Krone, war also herrschaftsrechtlich auch eine polnische Elite.

Kurland [lettisch Kurzeme] ist eine historische Provinz Lettlands. Es war ein relativ eigenständiges Herzogtum zwischen 1561 und 1795. Als solches gab und gibt es dem modernen lettischen Staat eine gewisse Basis einer historischen institutionellen Identität, die zugleich mit der nationalen Identität des modernen Staates auch kollidiert<sup>1</sup>. Die Exis-

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu I. Lancmanis, *Das Herzogtum Kurland-Semgallen, Ephemerer Bestandteil der*

tenzgrundlage Kurlands war Polen: Das Herzogtum entstand 1561 als polnisches Lehen und ging 1795 staatsrechtlich mit Polen unter. Die Verfassungsgrundlage Kurlands waren die Unterwerfungsverträge mit König Sigismund II. August (*Pacta Subiectionis*)<sup>2</sup> und vor allem das von ihm gewährte Privileg (*Privilegium Sigismundi Augusti*)<sup>3</sup>. Da es Kurland gelang, nach dem staatlichen Ende Polens, seinen eigenen Übergang zu Russland 1795 in Form eines freiwilligen Unterwerfungsakts zu gestalten, wurde das *Privilegium Sigismundi Augusti* im Wesentlichen bestätigt, auch wenn die Bedingungen sich unter russischer Herrschaft langfristig verändern sollten<sup>4</sup>.

Das livländische Deutschordensgebiet, aus dem das Herzogtum Kurland hervorging, musste seine jahrhundertelange Unabhängigkeit im Strudel der Reformation und der Umgestaltung des Ostseeraumes am Beginn der Neuzeit aufgeben, weil es zunehmend schutzlos geworden war. Im Reichsabschied von 1530 wurde der Deutsche Orden, einschließlich seiner Vertreter aus Livland und Kurland, einmalig unter den Ständen des Heiligen Römischen Reiches aufgeführt, effektiver Schutz folgte daraus aber nicht<sup>5</sup>. Schließlich unterstellte sich das Gebiet Sigismund II.

---

*Republik Lettland*, in: *Deutschland, Rußland und das Baltikum. Beiträge zu einer Geschichte wechselvoller Beziehungen. Festschrift zum 85. Geburtstag von Peter Krupnikow*, hg. v. F. Anton, L. Luks, (2005), S. 87–108. Zur Geschichte Kurlands siehe: A. Bues, *Das Herzogtum Kurland und der Norden der polnisch-litauischen Adelsrepublik im 16. und 17. Jahrhundert. Möglichkeiten von Integration und Autonomie*, (2001); *Das Herzogtum Kurland 1561–1795* (weiter: Oberländer, Misāns), hg. v. E. Oberländer, I. Misāns, (1993) und *Das Herzogtum Kurland 1561–1795*, hg. v. E. Oberländer, 2 (2001); E. Oberländer. *Das Herzogtum Kurland 1561–1795*, in: *Regionen in der Frühen Neuzeit. Reichskreise im deutschen Raum, Provinzen in Frankreich, Regionen unter polnischer Oberhoheit*, hg. v. P.C. Hartmann, „Zeitschrift für Historische Forschung“, Beiheft 17 (1994), S. 193–207.

<sup>2</sup> Lateinischer und deutscher Abdruck: *Kurland. Vom polnisch-litauischen Lehnsherzogtum zur russischen Provinz. Dokumente zur Verfassungsgeschichte 1561–1795*, hg. v. E. Oberländer, V. Keller, (2008), S. 54–71.

<sup>3</sup> Lateinischer und deutscher Abdruck: Ebenda, S. 72–103.

<sup>4</sup> Vgl. E. Oberländer, *Loyalität und Standesinteresse. Die Ritterschaften in Livland und Kurland unter polnisch-litauischer, schwedischer und russischer Herrschaft (1561–1795)*, in: *Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise, (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt. Universalgeschichte*, hg. v. M. Wrede, H. Carl, Beiheft 73 (2007), S. 315–333, hier S. 315ff.

<sup>5</sup> *Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede (1495–1555)*, 2 (1747), S. 329f. In den *Pacta Subiectionis* wurde darauf nochmals Bezug genommen und erläutert,

August. Der letzte Landmeister des Deutschen Ordens, Gotthard Kettler, erhielt im Gegenzug Kurland und Semgallen, eine historische Landschaft, die innerhalb des Deutschen Ordens eine eigene Organisationseinheit gebildet hatte, als Lehensherzogtum. 1569 wurde dieses Herzogtum in die polnisch-litauische Union integriert. Der restliche Teil Livlands jenseits der Düna unterstand Polen-Litauen direkt, fiel aber größtenteils bald an Schweden und nach dem Großen Nordischen Krieg im frühen 18. Jahrhundert an Russland. Lediglich das katholische Lettgallen und eben das Herzogtum Kurland-Semgallen blieben mehr als zwei Jahrhunderte bei Polen. Lettgallen geriet dann im Rahmen der Ersten Polnischen Teilung 1772 an Russland<sup>6</sup>.

Die *Pacta Subiectionis* und das *Privilegium Sigismundi Augusti* gaben dem neuen Herzogtum Kurland eine eigene Struktur innerhalb von Polen-Litauen. Die Augsburgische Konfession wurde bestätigt, die politische Elite musste aus begüterten Personen rekrutiert werden, die zugleich einheimisch als auch deutsch waren, und es galt deutsches Recht<sup>7</sup>. Mit dieser Konstituierung Kurlands waren Strukturen für eine neue Entwicklung geschaffen, der zugleich ein enger Rahmen gesetzt war. Das Privileg privilegierte vor allem den kurländischen Adel, genauer: die Ritterschaft, also die Nachfahren und teilweise noch die letzte Generation der Ordensritter. Das Privileg schrieb sie langfristig als Herrschaftselite fest auf der Basis ihrer regionalen kurländischen Herkunft, aber zugleich ihres Deutschseins. Es wurde damit eine deutsche Elite außerhalb Deutschlands konstituiert, während die Integration in das Heilige Römische Reich gescheitert und Kurland zumindest institutionell von der Entwicklung in Deutschland abgeschnitten war: Kurland war in den Rahmenbedingungen deutsch, aber es war – auch im Bewusstsein seiner deutschen Herrschaftselite – nicht Deutschland<sup>8</sup>. Da die kurländische Herkunft

---

dass Hilfe vom Heiligen Römischen Reich ausgeblieben sei, dass Sigismund II. sich aber bemühen werde, die Billigung von Kaiser und Reich zum Unterwerfungsakt von 1561 zu erlangen bzw. zu erreichen, dass diesem Akt keine Reichsacht folge; *Kurland. Vom polnisch-litauischen Lehnsherzogtum*, S. 56–61.

<sup>6</sup> Zu den historischen Entwicklungslinien siehe vor allem die in Anm. 1 und 4 zitierte Literatur von Oberländer.

<sup>7</sup> Siehe dazu besonders die *Pacta Subiectionis* bzw. das *Privilegium Sigismundi Augusti* in: *Kurland. Vom polnisch-litauischen Lehnsherzogtum*, S. 62 und 78.

<sup>8</sup> So schrieb Johann Gerhard von den Brincken, Erbbesitzer auf Rönnen [lett. Renda], 1764 von dort: „Wie ich in Deutschland war [...]“: *Latvijas Valsts Vēstures Arhivs* [weiter:

Bedingung des Eliten-Status war, konnte der Adel sich nur bedingt über Nachzug aus Deutschland erneuern. Auch war Kurland zwar ein deutscher Rechtsraum, der sich aber unabhängig von der weiteren deutschen Rechtsentwicklung entfaltete und der nicht der Jurisdiktion der obersten Reichsgerichte, Reichskammergericht und Reichshofrat, unterstand<sup>9</sup>.

Mehrheitlich bewohnt war Kurland von Letten, überwiegend leibeigenen Bauern. Der Bevölkerungsanteil der Deutschen in Kurland lag am Ende des 18. Jahrhunderts unter 9%. Bei den Deutschen betrug der Anteil des Adels wiederum unter 7%, so dass der Anteil des Adels an der Gesamtbevölkerung bei nicht einmal einem Prozent anzusetzen ist<sup>10</sup>. 1561 wurden die Rahmenbedingungen dafür gesetzt, dass diese Minderheit die Entwicklung Kurlands gestaltete<sup>11</sup>. Privilegierungen gesellschaftlicher Gruppierungen, Festschreibungen von Eliten und die rechtliche Fixierung von Ungleichheiten waren grundsätzlich typisch für die frühneuzeitliche ständische Gesellschaft. Problematisch wurde es, wenn die damit festgelegten Rahmenbedingungen nicht flexibel genug waren, um sich in den zunehmenden Modernisierungsprozess einzufügen. Wenn, wie im Falle Kurlands, ständische Strukturen und zugleich nationale Abgrenzungen starr fixiert waren, blieb nur bedingt Raum für Modernisierung. Es stellt sich aber zunächst die ganz grundsätzliche Frage, wie die kurländische Ritterschaft sich überhaupt selbst verstand in dieser widersprüchlichen Konstellation von Herrschaftsraum und unterschiedlichen kulturellen Prägungen.

Dazu bietet das Historische Staatsarchiv Lettlands [Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs] in Riga, wo im Fonds 1100 zahlreiche Nachlässe kurländischer Adeliger überliefert sind, reiches Material, das insgesamt noch unzureichend ausgewertet ist im Hinblick auf aktuelle Fragestellungen. Tatsächlich war das kurländische Archiv von den Turbulenzen des 20. Jahrhunderts nochmals in besonderer Weise betroffen und galt nach dem

---

LVVA] 1100, ap. 2, lieta 53, f. 67–68.

<sup>9</sup> Zum Baltikum als deutschem Sprach- und Rechtsraum siehe: *Baltisch-europäische Rechtsgeschichte und Lexikographie*, hg. v. U. Kronauer, T. Taterka, (Akademiekonferenzen 3, 2009).

<sup>10</sup> Angaben nach den Bevölkerungszahlen bei R. Wittram, *Baltische Geschichte. Die Ostseelände Livland, Estland, Kurland 1180–1918*, (1954), S. 143. Zu den demographischen Verhältnissen vgl. auch A. Plakans, *The Latvians, A Short History*, (1995), S. 63–65.

<sup>11</sup> Vgl. Oberländer, *Loyalität*, S. 318.

2. Weltkrieg sogar für längere Zeit als verschollen<sup>12</sup>. In den letzten zwei Jahrzehnten haben vor allem Erwin Oberländer und Almut Bues erste wissenschaftliche Schneisen einer modernen Herrschaftsgeschichte Kurlands geschlagen<sup>13</sup>. 2009 ordnete Matthias Mesenhöller die kurländische Ritterschaft erstmals in den allgemeinen neuzeitlichen Elitenwandel ein und kam zu dem Ergebnis, dass der Ritterschaft der Wandel hin zu einer modernen Funktionselite durchaus gelungen sei<sup>14</sup>. So konnte sie sich auch dem Herrschaftswechsel von 1795 relativ gut anpassen.

Das kurländische Archiv im Historischen Staatsarchiv Lettlands umfasst neben anderen Quellen zur Geschichte Kurlands und des kurländischen Adels auch diverse Ego-Dokumente aus dem 18. Jahrhundert. Adelige reflektierten auf ihre Lebensumstände und auf ihre persönliche und regionale Identität. Es sind Briefe, Gutachten und auch ein größeres Konvolut von Erinnerungen, nämlich die des Barons Karl Heinrich von Heyking aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie wurden bereits 1897 herausgegeben und werden darum relativ häufig zitiert, insbesondere da Heyking im Übergang Kurlands von Polen zu Russland eine Rolle spielte<sup>15</sup>. Die Ausgabe von 1897 enthält allerdings nicht nur Kürzungen, sondern es handelt sich um eine deutsche Übersetzung des französischen Manuskripts. Denn Heyking sprach und schrieb in der Regel Französisch wie viele andere politische Akteure im 18. Jahrhundert. Die Ausgabe der Erinnerungen von 1897 kann damit im Hinblick auf Begriffe nur sehr bedingt benutzt werden, vor allem aber wirft sie retrospektivisch bereits einen verzerrten Blick auf den „deutschen“ Kurländer: Durch die Übersetzung gerät aus dem Blick, dass Heyking Französisch schrieb und wahrscheinlich auch dachte. Das französische Manuskript sollte darum immer auch mit herangezogen werden<sup>16</sup>.

<sup>12</sup> Zur Archivgeschichte siehe: B. Krajevskā, T. Zeids. *Zwei kurländische Archive*, in: Oberländer, Misāns, S. 13–28.

<sup>13</sup> Vgl. Anm. 1.

<sup>14</sup> M. Mesenhöller, *Ständische Modernisierung. Der kurländische Ritterschaftsadel 1760–1830, (Elitenwandel in der Moderne 9, 2009)*.

<sup>15</sup> *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen. Memoiren des Baron Karl Heinrich Heyking (1752–1796)*, in deutscher Bearbeitung nebst Anmerkungen und Beilagen hg. v. A. Heyking, (1897). Zu seiner Person siehe auch: *Deutschbaltisches Biographisches Lexikon*, hg. v. W. Lenz, (1970), S. 317.

<sup>16</sup> Es ist überliefert in LVVA 1100, ap. 7, lieta 9 (2. Teil) und lieta 11 (3. Teil). Den ersten Teil des Manuskripts konnte ich nicht ermitteln.

Neben den Erinnerungen Heykings soll im Folgenden der Nachlass der Familie von der Brüggen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgewertet werden, namentlich Schriften Philipp Friedrichs von der Brüggen, seines Bruders Ernst Wilhelm und seines Sohnes Ernst Friedrich, die im Briefwechsel miteinander standen und dabei auf ihre Situation im Kontext ihrer Existenz als kurländische Adelige reflektierten<sup>17</sup>. Sie haben Quellen unterschiedlicher Art hinterlassen, neben Briefen und anderen eigenen Schriften auch umfangreiche Abschriften aus zeitgenössischen Publikationen. Die verschiedenen Konvolute zeugen von einem intensiven Bemühen, das eigene Umfeld historisch, politisch und kulturell zu analysieren und sich dabei selbst im eigenen Lebensumfeld zu verorten.

Wie Heyking bedienten sich die von der Brüggen dabei oft der französischen Sprache, auch untereinander und zur sonstigen Niederlegung eigener Gedanken. Französisch war nicht nur Verkehrssprache, sondern Teil der kulturellen Identität: Herzog Peter von Kurland sprach mit Heyking selbstverständlich Französisch, aber Heyking bemängelte in seinen Erinnerungen dennoch, dass das Französisch des Herzogs schlecht und mit Akzent gewesen sei<sup>18</sup>. Heykings kulturelles Vorbild war der polnische Adel, dessen Französisch er als besser einschätzte als das in mancher französischer Provinz<sup>19</sup>. Entsprechend unbeholfen hatte er sich gefühlt, als er im jugendlichen Alter nach Warschau kam und dort sein Französisch erst verbessern musste<sup>20</sup>.

Kurländische Adelige waren häufig polyglott. Heyking, der als Kind in Kurland neben seiner Muttersprache Deutsch bereits Griechisch, Latein und Französisch gelernt hatte, erhielt in Warschau in den 1760er Jahren Unterricht in Deutsch und Französisch, aber auch in Latein, Italienisch und Polnisch<sup>21</sup>. Heyking musste als Mitglied einer verarmten, politisch in

---

<sup>17</sup> Den Nachlass der Familie von der Brüggen bildet die Abteilung 2 im Fonds LVVA 1100 mit über 120 Archiveinheiten. Für eine erste Auswertung im Hinblick auf das Aufklärungsdenken sowie auch zu biographischen Skizzen der drei von der Brüggen siehe: A. Tischer, *Aufklärung als begriffliches Problem im Denken einiger Vertreter der kurländischen Familie Brüggen (aufStenden)*, in: *Baltisch-europäische Rechtsgeschichte*, S. 207–225.

<sup>18</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 193.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 188.

<sup>20</sup> Ebenda, S. 73.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 69; vgl. dazu Mesenhöller, *Ständische Modernisierung*, S. 158f.

Misskredit geratenen Familie einen Platz in der Welt finden. Mesenhöller nennt Heykings nicht-universitäre Ausbildung „überaus funktional“<sup>22</sup>. Aus eigenem Antrieb lernte Heyking noch Russisch, um seine Karrierechancen für den russischen Dienst zu verbessern, in den er tatsächlich schließlich wechseln sollte<sup>23</sup>.

Der junge Philipp Friedrich von der Brügggen lernte während des Studiums in Jena in den 1750er Jahren Französisch, Italienisch und Englisch<sup>24</sup>, das auch sein Bruder und später sein Sohn beherrschten<sup>25</sup>. Latein war selbstverständlich<sup>26</sup>. Im alltäglichen Schriftverkehr bedienten sich alle drei sowohl der deutschen als auch der französischen Sprache. Lettisch wurde in der Familie von der Brügggen ebenfalls gesprochen und verstanden und findet sich in Einsprengeln innerhalb deutscher oder französischer Briefe<sup>27</sup>. Insgesamt stehen auch die von der Brügggen für eine funktionale Vielsprachigkeit mit einem Schwerpunkt auf Französisch und Deutsch im Alltag und in der intellektuellen Reflexion. Auf eine funktionale Ausbildung legten die von der Brügggen im Übrigen explizit Wert: Ausbildung müsse, so Philipp Friedrich 1784, nicht bloßes Wissen erzeugen, sondern „nach dem Umfange ihres Nutzens, und nach dem Schaden, der aus der Vernachlässigung derselben nothwendig entstehen muß, bestimmt werden“<sup>28</sup>. Hinweise auf ein nicht funktionales, sondern gelehrtes Wissen finden sich überhaupt im kurländischen Adel selten<sup>29</sup>.

<sup>22</sup> Mesenhöller, *Ständische Modernisierung*, S. 159.

<sup>23</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 198.

<sup>24</sup> Siehe dazu einen Brief, den er während seines Studiums in Jena 1755 an einen Verwandten schrieb: LVVA 1100, ap. 2, lieta 52, f. 62.

<sup>25</sup> Über den Stand der Englischkenntnisse schrieb Ernst Friedrich von der Brügggen seinem Onkel 1785: LVVA 1100, ap. 2, lieta 56, f. 37–38.

<sup>26</sup> Ernst Friedrich von der Brügggen 1783 an seinen Vater: LVVA 1100, ap. 2, lieta 56, f. 15–15.

<sup>27</sup> So in einem Brief Philipp Friedrichs von der Brügggen an seinen Bruder von 1780 (LVVA 1100, ap. 2, lieta 28, f. 64–65) sowie umgekehrt in einem Brief Ernst Wilhelms an Philipp Friedrich (LVVA 1100, ap. 2, lieta 55, f. 86–87). Noch ausführlichere Beispiele finden sich bei Mitgliedern der Familie aus den 1740er Jahren: LVVA 1100, ap. 2, lieta 51, f. 47–47 und 65–66.

<sup>28</sup> LVVA 1100, ap. 2, lieta 56, f. 96.

<sup>29</sup> Eine Ausnahme stellt der Nachlass der Familie Behr dar, in dem sich Texte in Deutsch, Englisch, Latein, aber auch Griechisch, Hebräisch und Arabisch finden: LVVA 1100, ap. 1, lieta 157.

Bei Heyking und den von der Brüggen lässt sich keine besondere Nähe zur zeitgenössischen deutschen Kultur ausmachen. Heyking rezipierte vor allem die italienische und französische Kultur, die er in Warschau kennenlernte und schätzte. Neben der Literatur schätzte er auch die italienische Oper. Als es in Warschau zeitweilig Mode wurde, die *Eloges* des französischen Modeschriftstellers Antoine Léonard Thomas zu imitieren, verfasste Heyking eine entsprechende Lobrede auf Jan Sobieski<sup>30</sup>. Der deutschen Literatur stand Heyking skeptisch gegenüber. Er konstatierte zwar einen Auftrieb, doch sei dieser noch punktuell in Weimar, Gotha, Göttingen und Dresden, während in Österreich und Bayern nach seinem Eindruck davon nichts zu erkennen sei. Überhaupt sei der sprachliche und intellektuelle Aufbruch in Deutschland noch kaum in den katholischen Gebieten angekommen<sup>31</sup>. Im Rahmen des größeren europäischen Kulturschaffens fand Heyking den deutschen Anteil offensichtlich wenig förderlich: So konstatierte er einen eher schädlichen Einfluss der deutschen Umgebung in Berlin auf das Französisch der dortigen Hugenotten. Johann Heinrich Samuel Formey, ein hugenottischer Theologe und Philosoph, der als wissenschaftlicher Autor immerhin an der großen französischen Enzyklopädie mitarbeitete, hatte nach Heykings Urteil in „seinem Stile nicht die Reinheit und Eleganz der guten französischen Autoren“<sup>32</sup>.

Bei den von der Brüggen finden sich vor allem Belege für die Rezeption staatsrechtlicher, ökonomischer oder allgemein philosophischer Schriften deutscher und französischer Autoren. Es gibt keine Hinweise auf belletristische Lektüre oder andere kulturelle Impulse. Philipp Friedrich von der Brüggen äußerte sich sogar kritisch über solche Lektüre und folgte damit jenem Ideal der Nützlichkeit, das er auch in Bezug auf die Ausbildung propagierte<sup>33</sup>. Lektüre scheint den von der Brüggen vor allem dazu gedient zu haben, ein Verständnis für die eigene Situation und ihre Verbesserung zu entwickeln. Ernst Wilhelm von der Brüggen trat

---

<sup>30</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 79 und 188.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 166f.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 218.

<sup>33</sup> 1769 schrieb er an einen Verwandten, dass man Behr (wahrscheinlich Friedrich Behr, sein Schwager) zu körperlicher Arbeit anhalten müsse, bevor man ihm erlaube seine Lieblingsautoren wie Young (wahrscheinlich der englische Dichter Edward Young, der von 1681 bis 1765 lebte) zu lesen: LVVA 1100, ap. 2, lieta 54, f. 25–27. Zur Familie Behr vgl. auch oben Anm. 29.

Anfang der 1780er Jahre mit praktischen Wirtschaftskonzepten an den englischen Staatssekretär Lord Stormont und den französischen Minister Necker heran, ohne eine persönliche Antwort zu bekommen<sup>34</sup>. Sein Sohn Ernst Friedrich reflektierte auf privater Ebene. Er setzte sich ablehnend mit der Französischen Revolution und den nach seinem Verständnis falschen Begriffen von Aufklärung auseinander<sup>35</sup>. Ernst Friedrich und sein Onkel Philipp Friedrich von der Brüggen schätzten dagegen „*Les Helviennes*“, eine 1781 erstmals erschienene Schrift Augustin Barruels, eines ehemaligen französischen Jesuiten, der aus einer katholischen Position heraus gegen die Aufklärung und später vor allem gegen die Französische Revolution polemisierte<sup>36</sup>.

Das vorrevolutionäre Frankreich war ein Gesellschafts- und Kulturmodell sowohl für den jungen von der Brüggen als auch für Heyking. Dieser war vor allem von Paris fasziniert und erwog zeitweilig, dorthin zu ziehen. Vom Hof in Versailles war er dagegen enttäuscht, insbesondere im Vergleich mit dem russischen Hof in St. Petersburg. Auch Ludwig XVI. und Marie Antoinette sah er kritisch. Die Begeisterung eines Franzosen, der ihn im Gespräch um das Leben in einer Republik beneidete, konnte Heyking aber nicht nachvollziehen<sup>37</sup>. Ernst Friedrich von der Brüggen lobte Frankreich 1785 nach einer Paris-Reise pauschal als Gegenmodell zu Deutschland. Anders als Heyking, der mit einer positiven Erwartungshaltung nach Frankreich gereist war, die sich dann nicht in allen Punkten erfüllt, im Großen und Ganzen jedoch bestätigt hatte, überwand von der Brüggen, indem er sich von Frankreich beeindruckt ließ, dabei nach eigenem Bekunden sogar seine eigenen früheren Vorurteile gegen das Land<sup>38</sup>.

Die Revolution bewirkte bei Heyking und den von der Brüggen dann eine Ernüchterung gegenüber Frankreich. Heyking, der sich an

---

<sup>34</sup> Tischer, *Aufklärung*, S. 210f.

<sup>35</sup> Dazu ausführlich Tischer, *Aufklärung*.

<sup>36</sup> Quellen der Auseinandersetzung Ernst Friedrich von der Brüggen mit der Aufklärung finden sich zahlreich in LVVA 1100, ap. 2, lietas 17 und 18. In letzterem Konvolut sind u. a. verschiedene Briefe an den kurländischen Adligen überliefert, die sich als Antwortschreiben auf seine Äußerungen beziehen.

<sup>37</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 272f.

<sup>38</sup> Ernst Friedrich von der Brüggen an seinen Vater: LVVA 1100, ap. 2, lieta 57, f. 2–5'. Siehe dazu auch Tischer, S. 214.

verschiedenen europäischen Höfen bewegte, äußerte zeitlebens adeliges Standesbewusstsein und Verachtung gegenüber bürgerlichen Aufsteigern. Als der französische Botschafter in Warschau nach der Revolution zu seinen Gesellschaften auch nicht-adelige Franzosen einlud, die sich in der Stadt aufhielten, brach Heyking den Kontakt ab<sup>39</sup>. Die von der Brüggen hatten als Landadelige dagegen ein anderes Verständnis: Ihr Begriff von Adel war offen für Handel und Gewerbe. Sie setzten sich nicht nur für Handelsbelange ein und entwarfen entsprechende Konzepte, sondern wiesen dem Adel darin eine aktive Rolle zu und sahen in der Freiheit zum Handel sogar ein spezifisches historisches Merkmal des Adels ihrer Heimatregion<sup>40</sup>. Die von der Brüggen akzeptierten zumindest nach eigenem Bekunden, dass in der Gesellschaft Verdienst und nicht Herkunft zählte<sup>41</sup>. Allerdings lehnten sie bürgerliche Mitsprache entschieden ab. Unter dem Eindruck des Heranrückens der Ideen der Französischen Revolution nach Kurland verweigerten sie sich einer inneren Veränderung und beharrten auf der bestehenden Verfassung, die auf den alten Privilegien und der Vorherrschaft des Adels basierte<sup>42</sup>.

Kulturell und wissenschaftlich orientierten Ernst Friedrich von der Brüggen und sein Onkel sich in den 1790er Jahren nun nach Deutschland und stilisierten Sachsen zum Vorbild, wo Philipp Friedrich seit langem lebte. Dieser lobte die „vielen gründlichen Gelehrten in Leipzig und Wittenberg, welche die Wissenschaften auf eine für die Gesellschaft wirklich nützliche Art studiren und lehren“<sup>43</sup>. Und er fügte hinzu: „Die

---

<sup>39</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 365. Zum Einfluss der Französischen Revolution auf Kurland siehe E. Donnert, *Kurland im Ideenbereich der Französischen Revolution*, (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850« 5, 1992).

<sup>40</sup> Siehe dazu einen ausführlichen Brief Philipp Friedrich von der Brüggen an seinen Bruder Ernst Wilhelm von 1778, in dem er auf dessen Anfrage zu Handelsfragen Stellung nahm: LVVA 1100, ap. 2, lieta 55, f. 26–29'. Bemerkenswert hier die Aussage: „Unsere Mitbrüder sind jetzt erleuchtet und patriotisch genug, als daß sie nicht wie die Engelländer den Unterschied zwischen den kriegerischen und handelnden Adel und den Vorzug des einen für den andern für ein Vorurtheil halten sollten. [...] Nicht der Handel, sondern der Wucher entehrt den Adel. [...] Und haben wir nicht alle Vorzüge von unsern Vorfahren geerbt, unter denen auch die Freyheit zu handeln war“.

<sup>41</sup> Ausführliche Nachweise bei Tischer, *Aufklärung*, S. 224.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 225.

<sup>43</sup> Fragment des Konzepts eines Briefes an den Leipziger Physiker Johann Samuel Traugott Gehler von 1794: LVVA 1100, ap. 2, lieta 18, f. 53–55, 56–57, 92–92A', Zitat f. 53.

sächsischen Gelehrten wissen alles was man wissen muß, und was man wissen kann<sup>44</sup>. Insgesamt sorgte die Französische Revolution ganz offensichtlich für eine grundlegende Neuorientierung. Die bei den von der Brüggen erkennbare Rückkoppelung an Sachsen ist dabei insofern bemerkenswert, als sie im Kontext der Bindung an Karl von Sachsen zu sehen ist: Karl war als Herzog von Kurland nach nur fünf Jahren bereits 1763 wieder vertrieben worden, blieb aber für viele kurländische Adelige ein Bezugspunkt und für einige wie Philipp Friedrich von der Brüggen auch der Grund eines langfristigen sächsischen Dienstverhältnisses. Karls kurze Herzogszeit war eine Folge der wettinischen Phase der polnischen Herrschaftsgeschichte. Der polnische Herrschaftsrahmen spielte also für die kurländische Identität eine Rolle, die in den verschiedenen individuellen Biographien erst entschlüsselt werden muss.

Bis 1795 war eine beständige Rückkoppelung des kurländischen Adels an Deutschland insbesondere durch das Studium gegeben, zumindest für jene Adelige, die studierten<sup>45</sup>. Wie man auch innerhalb der Familie von der Brüggen feststellte, waren aber weder das Jura-Studium in Deutschland noch die politische oder ökonomische Literatur einschlägig im Hinblick auf die spezifische Situation in Kurland<sup>46</sup>.

Karl Heinrich von Heyking und die Mitglieder der Familie von der Brüggen haben Selbstzeugnisse hinterlassen, die es ermöglichen, ihr Selbstverständnis und die Wahrnehmung ihrer Lebenssituation zu ana-

---

<sup>44</sup> Ebenda, f. 55. Zur Abgrenzung der französischen von der deutschen Kultur durch Ernst Friedrich von der Brüggen siehe Tischer, *Aufklärung*, S. 216.

<sup>45</sup> Siehe dazu grundsätzlich A. Tering, *Baltische Studenten an europäischen Universitäten im 18. Jahrhundert*, in: *Aufklärung in den baltischen Provinzen Russlands: Ideologie und soziale Wirklichkeit*, hg. v. O.-H. Elias, (*Quellen und Studien zur baltischen Geschichte* 15, 1996), S. 125–164. Zum Wandel der Bildungssituation unter russischer Herrschaft siehe: ders., *Balten an deutschen Universitäten um 1798*, in: *Beiträge zur Verwaltungs-, Kirchen- und Bildungsgeschichte des Ostseeraumes. Festschrift für Vello Helk zum 75. Geburtstag*, hg. v. E. Küng, H. Tamman, (1998), S. 259–295.

<sup>46</sup> Dazu ein Schreiben Ernst Friedrich von der Brüggen an seinen Onkel Philipp Friedrich von 1789, in dem er u.a. beklagt, dass die ökonomische Literatur selten die klimatischen Verhältnisse in Kurland berücksichtigt: LVVA 1100, ap. 2., lieta 10, f. 104–105. Bei seinem vorherigen Bildungsaufenthalt in Deutschland hatte er 1783 durch Empfehlung anderer Kurländer von einer Vorlesung in Leipzig gehört, die deutsches und kurländisches Staatsrecht kombinierte, und bemühte sich, davon ein Skript zu bekommen, da es entsprechende Publikationen nicht gab; dazu sein Brief an seinen Vater: LVVA 1100, ap. 2, lieta 56, f. 28–29'.

lysieren. Sie mögen damit nicht repräsentativ sein für die Selbstwahrnehmung kurländischer Adelige: Lässt man die Zufälligkeit archivalischer Überlieferung beiseite, so haben die vorgestellten Personen in einer Weise über sich selbst und ihre Umwelt reflektiert, die vielleicht gar nicht typisch war. Die Beispiele repräsentieren dabei aber in jedem Fall eine gewisse biographische Diversität: Ernst Wilhelm und sein Sohn Ernst Friedrich von der Brüggen gehörten zum kurländischen Landadel, Ernst Wilhelm war auch Landespolitiker. Sein Bruder Philipp Friedrich von der Brüggen verbrachte dagegen ebenso wie Karl Heinrich von Heyking den Großteil seines Lebens außerhalb Kurlands. Beide waren dort nicht begütert und mussten ihr Auskommen anderswo finden. Philipp Friedrich von der Brüggen war ein jüngerer Sohn. Heykings Vater verlor Güter und Vermögen im Zuge der Vertreibung Herzog Karls von Kurland, dessen Anhänger er war, nachdem die Familie bereits zuvor durch den Brand ihres Stammsitzes Oxeln [lett. Oksle] schwere Verluste hatte hinnehmen müssen. Mit ihrer weitgehenden Abwesenheit aus Kurland in fremden Diensten waren Philipp Friedrich von der Brüggen und Karl Heinrich von Heyking durchaus typisch für viele Kurländer<sup>47</sup>. Beide verstanden sich aber trotz der weitgehenden Abwesenheit aus dem Land als Kurländer und spielten auch eine Rolle in der Landespolitik, obwohl sie das im *Privilegium Sigismundi Augusti* genannte Kriterium, begüterte Einheimische zu sein, schwerlich erfüllten. Sie waren aber in familiäre und andere Netzwerke in Kurland eingebunden. Philipp Friedrich von der Brüggen spielte eine indirekte politische Rolle, als Berater seines älteren Bruders, des kurländischen Landespolitikers Ernst Wilhelm. Karl Heinrich von Heyking übernahm zunehmend auch offizielle Aufgaben, insbesondere vor der Abdankung Herzog Peters 1795 und dem Übergang Kurlands zu Russland.

Zugleich haben wir es mit unterschiedlichen Generationen zu tun: Ernst Wilhelm und sein Bruder Philipp Friedrich von der Brüggen gehören zu jener Generation, in der der kurländische Adel relativ großen Gestaltungsspielraum im Land hatte bzw. das Land weitgehend sich selbst überlassen war, weil der Herzog, Ernst Johann von Biron, sich seit 1740

---

<sup>47</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, 192f. gibt selbst ein anschauliches Bild vom Aufeinandertreffen von Kurländern aus unterschiedlichen Diensten und vielfach auch in unterschiedlichsten Uniformen am herzoglichen Hof in Mitau [lett. Jelgava].

in Russland in der Gefangenschaft befand. 1758 war ein vermeintlicher Neubeginn mit der Wahl Karls von Sachsen zum Herzog, eine Phase, die 1763 mit der Rückkehr Ernst Johanns und der Vertreibung Karls abrupt endete<sup>48</sup>. Es folgte in Kurland ein politischer Niedergang, bedingt durch die inneren Machtkämpfe, bedingt aber auch dadurch, dass Kurland im Einflussbereich Russlands immer geringeren Handlungsspielraum hatte. Die von Russland erzwungene Rückkehr Herzog Ernst Johanns ist dafür bereits ein Symptom.

Es begann auch ein wirtschaftlicher Niedergang: In den 1750er Jahren hatten Ernst Wilhelm von der Brüggen und sein jüngerer Bruder in Deutschland studieren können. Seinem ältesten Sohn und Erben konnte Ernst Wilhelm nach massiven wirtschaftlichen Einbußen in den 1780er Jahren nur noch eine nicht-akademische Ausbildung bei dem Onkel in Dresden finanzieren. Der Onkel behauptete, dies sei kein Nachteil, da das deutsche Universitätswesen der Zeit ohnehin schlecht dastehe, wobei der Maßstab, den er an Bildung anlegte, eben die Nützlichkeit war<sup>49</sup>. Kritik an den Universitäten und die Rufe nach Reform waren gerade im Zuge der Aufklärung verbreitet<sup>50</sup>. So konnten sich die von der Brüggen ihre Situation immerhin schön reden. Ernst Friedrich von der Brüggen selbst bekam kein gutes Bild von der deutschen Universitätsausbildung, als er bei einem Ausflug nach Leipzig eine Straßenschlägerei miterlebte, die Studenten aus Halle angezettelt hatten<sup>51</sup>.

Karl Heinrich von Heyking kam schon als Kind nach Warschau, weil sein Vater die Biron-Dynastie dauerhaft ablehnte. Sein jüngerer Bruder studierte mit massiven Geldproblemen in Jena<sup>52</sup>. Karl selbst erhielt eine Ausbildung in Warschau und wurde dabei als Protestant von katholischen

---

<sup>48</sup> Siehe zu dieser Phase: K. Strohm, *Die Kurländische Frage (1700–1763). Eine Studie zur Mächtepolitik im Ancien Régime*, (1999).

<sup>49</sup> Dazu Tischer, *Aufklärung*, S. 210 und 213.

<sup>50</sup> Siehe dazu exemplarisch: M. Füßel, *Akademische Aufklärung. Die Universitäten des 18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von funktionaler Differenzierung, Ökonomie und Habitus*, in: *Die Aufklärung und ihre Weltwirkung*, hg. v. W. Hardtwig, (*Geschichte und Gesellschaft* 23, 2010), S. 47–73.

<sup>51</sup> Dazu ein Brief an seinen Vater von 1783: LVVA 1100, ap. 2, lieta 56, f. 35–36'. Vgl. Tischer, *Aufklärung*, S. 214.

<sup>52</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 197.

Ausbildern geprägt<sup>53</sup>. Mit der Privat-Ausbildung durch Mitglieder der Ritterakademie der Warschauer Theatiner war er im Nachhinein äußerst zufrieden. Im Laufe seines Lebens hatte Heyking zwei katholische Dienstherrn, den polnischen König und den Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, einem Sohn Augusts III. von Polen und Bruder des vertriebenen kurländischen Herzogs Karl. Danach entschied Heyking sich für eine Karriere im russischen Dienst. Schon aufgrund seiner ökonomischen Voraussetzungen zeigte Heyking wenig konfessionelle Berührungsängste. Er und die von der Brügggen waren zudem –wie viele andere kurländische Adelige – Freimaurer und damit auf religiöse Toleranz ausgerichtet<sup>54</sup>. Ernst Friedrich von der Brügggen hatte in Dresden einen französischen Abbé als Hauslehrer, mit dem er zeitlebens in Kontakt blieb und mehr als 20 Jahre eine freimütige Korrespondenz vor allem über die Themen der Aufklärung führte<sup>55</sup>. Bemerkenswert ist auch seine erwähnte Begeisterung für den katholischen Barruel. Für seine Kinder lehnte Ernst Friedrich von der Brügggen dann aber 1796 katholische Erzieher strikt ab, trotz seiner eigenen schlechten wirtschaftlichen Situation und trotz des geringen Angebots an Kandidaten<sup>56</sup>. Die protestantische Konfession machte im Kern die Identität Kurlands mit aus, so wie sie im *Privilegium Sigismundi Augusti* 1561 definiert worden war. Eventuell gewann sie für den Adel eine neue Bedeutung, nachdem Katharina II. bei der Übernahme Kurlands 1795 das *Privilegium Sigismundi Augusti* bestätigte, denn die bisherige Elite fürchtete durchaus, als Teil des Russischen Reiches an Identität und Bedeutung zu verlieren<sup>57</sup>.

Eine kurländische Staatsbildung ist misslungen. Die Kleinräumigkeit des Landes und der Druck der Großmächte mögen dafür verantwortlich gewesen sein. Es fehlten aber auch belastbare Identitätskriterien. Johannes

---

<sup>53</sup> Ebenda, S. 74 und 77.

<sup>54</sup> Siehe dazu: H. Ischreyt, *Streiflichter über die Freimaurerei in Kurland*, in: *Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa*, hg. v. É.H. Balázs u. a., (1979), S. 225–256; G. Straube, *Brīvmūniecība Latvijā apgaismības gadsimtā*, „Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls“, 2 (1992), S. 56–73.

<sup>55</sup> Tischer, *Aufklärung*, S. 213.

<sup>56</sup> Entsprechende Briefe Ernst Friedrichs von der Brügggen an seinen Onkel: LVVA 1100, ap. 2, lieta 60, f. 71 und 74–75.

<sup>57</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 477, berichtete über entsprechende Befürchtungen im kurländischen Adel.

Burkhardt hat als entscheidende Stützmittel im Staatsbildungsprozess die Identifikation mit einer Herrscherdynastie, konfessionelle Identität, memoriale Stützkonstruktionen sowie eine obrigkeitliche Wirtschaftspolitik herausgearbeitet<sup>58</sup>. Die protestantische Konfession war für den kurländischen Adel ein Identitätsmerkmal, sie war aber unter einem katholischen Lehensherrscher und erst recht in den geistesgeschichtlichen und politischen Strömungen des 18. Jahrhunderts für ihn kein Abgrenzungsmerkmal. Das Fehlen einer aktiven obrigkeitlichen Wirtschaftspolitik in einem Land, das im 17. Jahrhundert noch eine erfolgreiche merkantilistische Macht gewesen war, beklagten gerade die von der Brüggen ausdrücklich. Der Raum der historischen Identität war das alte Livland des Schwertbrüderordens und Deutschen Ordens, dessen Geschichte Heyking schon als Kind vermittelt worden war<sup>59</sup>. Sie war Legitimierungsbasis jedes kurländischen Adligen. Ernst Wilhelm von der Brüggen glorifizierte auch die alte Zeit der Hanse, während der die Region noch in einen größeren deutschen Handel eingebunden war, als ökonomischen Konterpunkt zur Gegenwart<sup>60</sup>. Livländer und Kurländer verband die Geschichte, und der aus Livland gebürtige russische Botschafter in Warschau, Baron Magnus Otto Stackelberg, nannte Heyking als Kurländer „einen halben Landsmann“<sup>61</sup>. In ihrer Gegenwart war für Heyking oder die von der Brüggen Livland dennoch kein Kultur- oder Aktionsraum. Gemeinsamkeit gab es erst wieder als gemeinsame Ostseeprovinzen im Russischen Reich nach 1795. Den Schritt zu einer solchen Wiedervereinigung unter russischen Vorzeichen sahen die von der Brüggen schon lange vorher kommen<sup>62</sup>. Heyking bereitete diesen Schritt vor und begrüßte ihn<sup>63</sup>. Dass man sich in die staatsrechtliche Aufhebung Kurlands fügte, war aber wohl weniger Ausdruck einer aktiven Memorialkonstruktion livländischer Geschichte

---

<sup>58</sup> J. Burkhardt, *Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas*, „Zeitschrift für historische Forschung“, 24 (1997), S. 509–574.

<sup>59</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 11.

<sup>60</sup> Ernst Wilhelm von der Brüggen 1779 in einem Brief an seinen Bruder: LVVA 1100, ap. 2, lieta 28, f. 53–56’.

<sup>61</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 179. Zur Einschätzung dieses Zitats vgl. Mesenhöller, *Ständische Modernisierung*, S. 466 Anm. 321.

<sup>62</sup> Ein undatiertes Gutachten wahrscheinlich aus den 1780er Jahren entwarf dazu verschiedene Szenarien: LVVA 1100, ap. 2, lieta 29, f. 9–10’.

<sup>63</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 477.

und einem daraus resultierenden Wunsch nach einer Wiedervereinigung als vielmehr Ausdruck dessen, dass es eine belastbare eigene kurländische Identität nicht gab.

Insbesondere die kurländischen Herzöge und ihre Dynastien hatten eine solche Identität nicht stiften können. Die herrschaftsrechtliche Entwicklung des Herzogtums war in seiner kurzen Zeit von nur 234 Jahren voller Brüche. Die Situation eskalierte im 18. Jahrhundert, als Russland die Dynastie der Biron durchsetzte und den von der Ritterschaft gewählten Karl von Sachsen, einen Sohn Augusts III. von Polen, wieder vertrieb. Karl von Sachsen blieb für viele kurländische Adelige, auch für Heyking und die von der Brügger, ein oppositioneller Bezugspunkt. Heyking erklärte in einer offenen Konfrontation mit Herzog Peter von Biron ausdrücklich, dass er ihn nicht als seinen Souverän anerkannte<sup>64</sup>. Doch auch die Identifikation mit Polen war schwach. Heyking erkannte dieses Problem und entwickelte zu Beginn seiner Karriere einen Plan, Kurland über ein militärisches Regiment stärker an seinen Lehensherrn zu binden, der allerdings schon im Ansatz scheiterte<sup>65</sup>. Die Anerkennung und Bewunderung für Stanislaus II., die sowohl Heyking als auch die der von der Brügger hegten, generierte keine Loyalität, die 1795 bei der endgültigen Aufteilung Polens greifbar geworden wäre<sup>66</sup>. Heyking sah den Herrschaftswandel sogar positiv, machte er Kurland doch zum Teil eines großen Reiches<sup>67</sup>.

Heyking und die von der Brügger bezeichneten sich selbst als Patrioten<sup>68</sup>. Patriotismus war ein nicht nur in Kurland in dieser Zeit beliebter, aber diffuser Begriff<sup>69</sup>. Das Problem der kurländischen Adelligen war dabei, sich überall hin orientieren zu können und zu müssen, aber außerhalb Kurlands dennoch nicht wirklich integrierbar zu sein: Der Kurfürst von Trier riet Heyking ausdrücklich, aus Karrieregründen nach Polen zurück-

---

<sup>64</sup> Ebenda, S. 208f.

<sup>65</sup> Ebenda, S. 183f.

<sup>66</sup> Heykings Verhältnis zu Stanislaus II. war von Anfang an gespalten, aber durchaus voller Bewunderung für die Person; Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 70, 74ff., 79f. Die Bewunderung der von der Brügger für Stanislaus II. als „Roi Philosophe“ findet sich in dem in Anm. 62 zitierten Gutachten.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 477.

<sup>68</sup> Ebenda, S. 183, 187f.; Tischer, *Aufklärung*, S. 216.

<sup>69</sup> Mesenhöller, *Ständische Modernisierung*, S. 171–180.

zugehen, denn in Deutschland werde man ihn nicht akzeptieren, da seine Vorfahren dort schon seit Jahrhunderten nicht mehr beheimatet waren<sup>70</sup>. Die Identität der kurländischen Adeligen war folglich regional basiert und legitimiert<sup>71</sup>, aber sie war pragmatisch offen. Pragmatismus und Nützlichkeit spiegeln sich in verschiedenen Bereichen der Biographien, sind teilweise erklärtes Ideal und zwangsläufig Teil der Identität. Angesichts der pragmatischen Offenheit empfing die Identität die unterschiedlichsten Impulse. Das deutsche Element dieser Identität erscheint dabei vielfach formelhaft und wirft zugleich die größere Frage auf, was eigentlich deutsche Identität in dieser Epoche überhaupt bedeutete. Umgekehrt erweist sich die Herrschaftsbeziehung zu Polen immer wieder als bedeutsamer als dies in der allgemeinen Literatur zur kurländischen Geschichte bisher herausgearbeitet wurde. Die Selbstzeugnisse des kurländischen Adels sind darum eine interessante Quelle zu kulturellen Konstruktionen und zum intellektuellen Pragmatismus von Eliten, deren Bedeutung über den konkreten Fall Kurlands hinaus verweist<sup>72</sup>.

---

<sup>70</sup> Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*, S. 166.

<sup>71</sup> Tischer, *Aufklärung*, S. 216.

<sup>72</sup> Dazu auch bereits grundsätzlich Mesenhöller, *Ständische Modernisierung*, passim.



Monika Michalska

Uniwersytet Jagielloński w Krakowie

## DER TERRITORIALE HERRSCHER UND SEINE BEAMTEN im Licht eines Klostertagebuchs der Grüssauer Äbte aus dem 18. Jahrhundert

Die Ländereien der Zisterzienserabtei in Grüssau [pol. Krzeszów] zählten im 18. Jahrhundert circa 3000 Hektar und erstreckten sich auf vierzig Ortschaften<sup>1</sup>. Der Abt des Klosters Grüssau war, wegen seiner Verwaltungsfunktion über das Landgut des Klosters, verpflichtet, sich an Landeszusammenkünften des Herzogtums Schweidnitz-Jauer zu beteiligen<sup>2</sup>. Der vorliegende Artikel bezweckt, die Tagebücher des vierzigsten Abtes des Klosters Grüssau – Dominicus Geyer – als Ego-Dokument zu analysieren, in dem der Autor offenbart, wie er seine Rolle in den Strukturen der Macht des Herzogtums betrachtete, welche Angelegenheiten und Ereignisse seine Aufmerksamkeit erregten, was er über die hiesigen Beamten wusste und wie das Verhältnis des Abtes zu Kaiser Karl VI. und zu seiner Familie war<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> H. Dziurla, *Krzeszów*, (1974), S. 8–9.

<sup>2</sup> K. Orzechowski, *Ogólnopolskie zgromadzenia stanowe*, (1979), S. 237–239; G. Croon, *Die landständische Verfassung von Schweidnitz-Jauer. Zur Geschichte des Ständewesens in Schlesien*, (*Codex Diplomaticus Silesiae* 27, 1912), S. 45–48.

<sup>3</sup> Dominicus Geyer (1662–1792) war Abt des Klosters Grüssau von 1696 bis 1726. Sein richtiger Name war Mathias Xavierus Geyer. Sehe auch N. v. Lutterotti, *Abt Dominicus Geyer von Grüssau (1696–1726)*, „Schlesisches Pastoralblatt“, 9, 10, 11, 47 (1926), S. 129–132, 145–150, 161–165; A. Muła, *Krzeszowski opat Dominik Geyer i malarze (1696–1726)*, in:

Jacob Presser, der 1958 den Begriff der Ego-Dokumente definierte, verwies dabei auf solche Quellen, in denen der Autor dem Leser von sich selbst erzählt, über seine Erlebnisse, Erfahrungen und Emotionen berichtet<sup>4</sup>. Eine ziemlich lange Zeit zählten folgende Texte zu der Quellengruppe der Ego-Dokumente: Autobiografie, Tagebuch, Reisebericht, Memoiren<sup>5</sup>. Einige Jahre nach den Forschungen von Presser haben Winfried Schulze und Benigna von Krusenstjern den Begriff der Ego-Dokumente umdefiniert<sup>6</sup>. Der Schwerpunkt wurde von der gattungsweisen Betrachtung der Ego-Dokumente auf die internen Eigenschaften der Quelle, also Selbstthematizierungen, verschoben, d. h. auf die bewussten oder auch unbewussten Äußerungen des Subjektes.

Das Tagebuch des Abtes Dominicus Geyer, geschrieben in den Jahren 1719–1723, bildet einen Bestandteil einer größeren Quelle unter dem Titel *Kronika klasztorna z uwzględnieniem spraw finansowych 1719–1792* [*Klosterchronik mit Berücksichtigung der finanziellen Angelegenheiten 1719–1792*] und ist ein Beispiel für ein Ego-Dokument sowohl in der ersten gattungsspezifischen als auch in der zweiten internen Bedeutung<sup>7</sup>. Wenn man das Tagebuch von Abt Geyer als Ego-Dokument charakterisieren möchte, muss man auf zwei Aspekte aufmerksam werden: Erstens speist sich das Tagebuch des Abtes direkt aus den Jahrbüchern des Klosters, was die Konzentration des Autors hauptsächlich auf Abteiangelegenheiten oder auch auf wichtige politische Ereignisse impliziert<sup>8</sup>. Andererseits ist

---

*Wokół Karkonoszy i Gór Izerskich. Sztuka baroku na śląsko-czesko-lużyckim pograniczu*, hg. v. A. Koziel, (2012), S. 144; A. Rose, *Kloster Grüssau*, (1974), S. 94–102.

<sup>4</sup> R. Dekker, *Jacques Presser's Heritage: Egodocuments in the Study of History*, „*Memoira and Civilization*“, 5 (2002), S. 14.

<sup>5</sup> K. von Greyerz, *Ego-Documents: The last word?*, „*German History*“, 28, 3 (2010), S. 278.

<sup>6</sup> W. Schulze, *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“*, in: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, hg. v. dems., (1996), S. 11–30; B. von Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriff kritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*, „*Historische Anthropologie*“, 2 (1994), S. 462–471.

<sup>7</sup> Archiwum Państwowe we Wrocławiu [Staatsarchiv in Breslau], Akta klasztoru cystersów w Krzeszowie, I: *Kronika klasztorna z uwzględnieniem spraw finansowych 1719–1792*, Sign. 6 (weiter: APWr), S. 1–95.

<sup>8</sup> P. Mat, *Tagebücher*, in: *Quellenkunden der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert): Ein exemplarisches Handbuch*, (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 44, 2004), hg. v. J. Pauser et al., S. 773.

die Tatsache, dass das Tagebuch direkt vom Autor geschrieben wurde, ein Grund dafür, dass wir in dieser Quelle das bewusst oder auch nicht bewusst ausgedrückte „Ich“ finden. Die meisten Tagebücher der Äbte zeichnen sich durch einen sachlich-dokumentarischen Stil aus, in denen der Autor eine Nebenrolle spielt. Wenn wir das Tagebuch des Abtes in der Skala von Krustenstjern für Selbstzeugnisse platzieren möchten, müssten wir unsere Quelle zwischen dem Typ C, in dem die Beteiligung des „Ich“ nicht dominierend ist und der Autor sich auf die beobachteten Ereignisse konzentriert, und dem Typ D, in dem der Autor über sich selbst völlig unpersönlich erzählt, einordnen<sup>9</sup>.

Der Abt Dominicus Geyer widmete viel Aufmerksamkeit den Landeszusammenkünften im Herzogtum<sup>10</sup>. Davon, dass er seiner eigenen Beteiligung an den Versammlungen eine große Rolle zuschrieb, zeugen die vom Abt gemachten Notizen über die Schreiben zur Einberufung der Zusammenkünfte, sowie die Besuche der Boten, die die Schreiben geliefert hatten. Abt Dominicus beschrieb seine Anwesenheit in einer sehr kurzen Form. Er gab keine Informationen zu den besprochenen Themen, Beamten oder zum Verlauf der Zusammenkünfte selbst. In jeder Notiz unterstrich er aber deutlich seine persönliche Beteiligung. So heißt es in der Notiz vom 21. Februar 1720: „ersheine ich zu Schwidnitz auf eine Landzusammenkunft; von daren ich Samstag fruhe nach Wurben zuruck kame“<sup>11</sup>, oder auch vom 14.10.1721: „habe ich Landzusammenkunft und der darauf folgende Strone Reytung pro anno 1719, in Schwidnitz beygewohnt vide prottocolum“<sup>12</sup>. Es scheint, dass der Abt Dominicus, wegen der Tagungsprotokolle, über die er verfügte, in der Erweiterung der einzelnen Notizen über die Zusammenkünfte keinen Sinn sah. Die Zusammenkünfte des Herzogtums wurden vom Abt jedoch hochgeschätzt. Im Dezember 1719 kam Abraham von Czettritz nach Grüssau und beklagte sich beim

---

<sup>9</sup> Ch. Neerfeld, „*Historia per forma di diaria*“. *Venezianische Gegenwartschronistik um 1500*, erhältlich im Internet: <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2001/0235/0235.pdf> (besucht am 7.11.2013).

<sup>10</sup> Es geht um Landtage, Landes-Collegien und Collegien der Landesältesten. Croon, *Die landständische Verfassung*, S. 63–113; M. Ptak, *Zgromadzenia i urzędy stanowe księstwa zagańskiego w latach 1413–1742*, (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 908, Prawo: 149, 1989), S. 33–41.

<sup>11</sup> APWr, S. 9.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 24.

Abt<sup>13</sup>, dass sein Sohn von dem Beamten der Jauer Landeskasse – Hans Günther – beleidigt worden sei<sup>14</sup>. Der Abt riet ihm folgend: „worauf ich geantwortet, das man solche bey folgende Landzusammenkunft gebührend anther worden“, was auf Vertrauen hinweist, das Geyer dieser Versammlung schenkte<sup>15</sup>. Andererseits ist in der Antwort des Abtes eine besondere Denkweise sichtbar: Streitigkeiten soll man ohne überflüssige Aufregung bei den dafür zuständigen Behörden erledigen.

Eine größere Aufmerksamkeit widmete er dagegen dem Landeskollegium. In der Notiz vom 18. Juni 1720 erwähnte er seine Reise zum Treffen mit den Landesältesten aus Jauer sowie dem Landesbestellten zwecks Besprechung der Resolution des Kollegiums<sup>16</sup>. Bei der Eintragung zur Pragmatischen Sanktion erwähnte er auch, dass er vom Kollegium des Herzogtums zum Vertreter des Grafs Ernst Rudolf Matuszka im öffentlichen Konvent in Breslau erhoben wurde<sup>17</sup>, was davon zeugt, dass er in dieser Gesellschaft geschätzt und seine Arbeit akzeptiert wurde<sup>18</sup>. In seiner Darstellung der Tagung des Konvents sind zwei Dinge von Bedeutung: die Thronfolge im Kaisertum und die Möglichkeit seiner Beteiligung an der Versammlung. Obwohl die Eintragung zu einem Zeitpunkt erfolgte, als der Abt schon wusste, dass Matuszko den Konvent erreichen werde, hielt Geyer es für wichtig zu notieren, dass er [Geyer] bereits dort anwesend sei: „Von alhiersige beyde fuhrtenthumbe ist der ordinarie Landbestalter herr baron von Matuszka dazu bestimmt worden; weil er aber wegen gerisse geschaften in Wien ware, wurde ich in casum absentia ad hunc congressum zu gehen von einem lobliche Landscollegio vermacht; gemeldte herr ist aber 20 dito in Breslau ankommen“<sup>19</sup>. Hier haben wir also mit einer Selbstthematization zu tun – obwohl der Abt über die für

---

<sup>13</sup> Abraham von Czertritz auf Schwarzwaldau (1662–1734) war Ober-Steuer-Einnehmer zu Schweidnitz und Jauer. Siehe auch E.H. Kneschke, *Czertritz*, in: *Neues allgemeines deutsches Adels-Lexicon* (weiter: NAL), 2 (1860), S. 390.

<sup>14</sup> Johannes Günther war Kassahalter in Jauer; Croon, *Die landständische Verfassung*, S. 347.

<sup>15</sup> APWr, S. 2.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 18–19.

<sup>17</sup> Ernst Rudolf von Matuszka und Toppolczan (1669–1725) war Landesbestalter und „deputatus ordinarius ad publica“, wie auch Landeskanzler der Fürstentum Schweidnitz und Jauer (1721–1725). Croon, *Die landständische Verfassung*, S. 81, 346.

<sup>18</sup> APWr, S. 29.

<sup>19</sup> APWr, S. 29.

das gesamte Schlesien so wichtige Angelegenheit wie der kaiserlichen Thronfolge schreibt, gestaltet er das Thema aus der Perspektive der eigenen Person.

Der Abt notierte in seinem Tagebuch auch die Abschrift des Kaiserprivilegs für den Händler Gottfried Glafey aus Hirschberg, die zum Kollegium des Herzogtums übersandt wurde<sup>20</sup>. Mit der Anführung einer Angelegenheit, mit der sich das Kollegium des Herzogtums beschäftigte, zeigte Abt Dominicus indirekt sein Engagement für die Arbeit des Kollegiums. Die Abschreibung des gesamten Dokumentes weist auch auf bestimmte Dinge hin, die den Abt intensiver interessierten. Mit der Anführung der kaiserlichen finanziellen Befreiungen zugunsten von Glafey zeigt der Abt unbewusst sein Interesse an wirtschaftlichen und finanziellen Angelegenheiten des Herzogtums. Vor allem aber verrät er ganz unbewusst Themen, die während der einzelnen Versammlungen besprochen wurden und ihn stark beeinflussten.

Ein bisschen anders stellte Dominicus Geyer in dem Tagebuch seine Arbeit in der Kommission für die Ratifizierung der neuen Steuerverordnungen, die von Kaiser Karl VI. im Jahre 1721 verkündet worden waren, vor<sup>21</sup>. Der Abt wurde gemäß dem Willen des Kaisers zum Vorsitzenden der Steuerkommission im Herzogtum Schweidnitz-Jauer ernannt<sup>22</sup>. Die Kommission hat ihre Arbeit im Jahre 1722 begonnen, was auch auf den Seiten des Tagebuches von Geyer verzeichnet wurde. Der Abt beschreibt die Kommissionssitzungen nicht immer persönlich und durch sein eigenes „Ich“. In der Notiz vom 10. September 1722 trug er nur eine Information über den Beginn der Kommissionsarbeiten, deren Hauptthema die im Herzogtums geltenden Steuersätze waren, sowie den Termin der Tagung, vom 10. September bis zum 10. Oktober, einschließlich der Pausen, die auf Sonn- und Feiertage fielen, ein<sup>23</sup>. Der Abt vermittelte in dieser Notiz viel mehr Informationen als in den Notizen zu Landeszusammenkünften. Es scheint, dass dies aus seinem größeren Engagement für die Arbeiten

---

<sup>20</sup> Ebenda, S. 36–38; E. Bach, *Das alte Hirschberg zwischen Handel und Poesie. Eine 700jährige Stadt im Herzen Europas im Spiegel ihre Geschichte*, (1992), S.61.

<sup>21</sup> K. Orzechowski, *Podatek szacunkowy na tle systemu daninowego dawnego Śląska 1524–1740. Studium historycznoprawne*, (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 2150, Prawo: 265, 1999), S. 169.

<sup>22</sup> Rose, *Kloster*, S. 99.

<sup>23</sup> APWr, S. 85.

der Kommission resultierte. Erstens wurde er für diese Kommission vom Kaiser ernannt. Und weiter wird, aus der Perspektive des gesamten Tagebuches von Geyer, deutlich, dass die Finanzangelegenheiten bei ihm größeres Interesse erweckten. Der Abt führte Rechnungen aus den Kassen des Herzogtums, des Finanzamtes an und bereitete Zusammenstellungen der Klosterausgaben vor. In den weiteren Notizen über die Arbeit der Kommission führt er seine Person schon direkt ein: „habe ich der Commission in abernehmung dem tahtionum aus lembergische weichbild in Schiwdnitz beygewohnt“<sup>24</sup>, oder auch „wurde die Commision in Schwidnitz uber des lembergische weichbild geendiget, und ich ginge nach hause“<sup>25</sup>.

Abt Dominicus interessierte sich für die Angelegenheiten des Herzogtums nicht nur oberflächlich, wenn er sich an den Zusammenkünften beteiligte, wozu er auch verpflichtet war. Sein Engagement für das richtige Funktionieren des Herzogtums erstreckte sich auch auf die Zeit zwischen den Tagungen der einzelnen herzoglichen Organe. Zusammen mit vornehmen Persönlichkeiten von Schweidnitz und Jauer debattierte er über die laufenden Probleme des Herzogtums. Und was auch interessant ist, diese Angelegenheiten haben in dem Tagebuch von Dominicus viel mehr Platz als die Berichte von Landeszusammenkünften gefunden. Sogar fünf Notizen bezogen sich auf die Reise des Barons Rudolf von Matuschka zu Verhandlungen in Wien im Jahre 1720. In einem Junitreffen mit Landesältesten setzte er das Reisekapital, das dem Baron zugesprochen werden sollte, fest<sup>26</sup>. Von einem großen Engagement für die finanziellen Verhandlungen von Matuschka in Wien zeugt auch das mit dem Baron abgehaltene Gespräch vier Tage vor seiner Abfahrt: „habe ich mich mit dem [...] herr baron von Matuschka wegen seine wienerische reise zu Reichenau vollends unterredet“<sup>27</sup>. Und im Oktober erwähnte der Abt, anlässlich der Tagung des öffentlichen Konvents in Breslau, dass Baron Matuschka wegen seines Aufenthalts in Wien am Konvent nicht teilnehmen konnte<sup>28</sup>. Im November notierte Geyer, dass er sich mit Matuschka in Reichenbach

---

<sup>24</sup> APWr, S. 94.

<sup>25</sup> Ebenda.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 18.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 29.

getroffen hatte, wo ihm der Baron von seiner Reise berichtete<sup>29</sup>. Dominicus Geyer beschloss jedoch noch, in dieser Angelegenheit einen Brief an den Oberamtsdirektor Hans Anton Schaffgotsch zu schreiben<sup>30</sup>. Wir können also feststellen, dass die Verhandlungen des Barons in Wien den Abt vom Juni bis November beschäftigten. Die Tatsache der Verfolgung dieser Angelegenheit über eine so lange Zeit zeigt, wie tief sich der Abt für die laufenden Probleme seiner Region engagierte, wovon auch die häufige Unterstreichung des „Ich“ zeugt: „habe ich in Schwidnitz [...] mit dem herr Landesbesteller abgeredet [...]“, „habe ich mich mit herr baron von Matuschka [...]unterredet [...]“<sup>31</sup>, oder auch „kamen zu mir [...] herr baron von Matuschka [...] wegen seine wienischen negotiation [...]“<sup>32</sup>. Sein Verantwortungsgefühl für das Schicksal und Funktionieren des Herzogtums verrät uns der Abt direkt durch seine Eintragungen bezüglich der Wahl von neuen Beamten. So notierte Geyer in seinem Tagebuch u.a. die Abberufung des Kassenbeamten in Jauer, Hans Günther, wegen Unrichtigkeiten<sup>33</sup>, die Wahl eines neuen Landeskanzlers nach dem Tod von Conrad von Tschirnhaus<sup>34</sup>, dem Landesältesten in Schweidnitz und Jauer<sup>35</sup>, oder auch die Wahl von einem neuen Landesältesten im Weichbild von Striegau<sup>36</sup>. Es scheint, dass gute Beamten für Abt Dominicus eine Bürgschaft für Ordnung im Herzogtum waren. Aus diesem Grund auch beobachtete Geyer aufmerksam die Wahlen, außerdem notierte er die Todesdaten von Beamten. Es darf auch nicht vergessen werden, dass er zu den meisten, von ihm beschriebenen Personen nähere Kontakte pflegte, was er in seinem Tagebuch aber nie direkt andeutet. Auf Grund des Tagebuches können wir lediglich im Falle von zwei schlesischen Beamten über persönliche Beziehungen sprechen, das sind: Hans Anton von Schaffgotsch und der Baron Ernst Rudolf von Matuschka.

---

<sup>29</sup> Ebenda, S. 30.

<sup>30</sup> Ebenda.

<sup>31</sup> APWr, S. 9.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 30.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 9.

<sup>34</sup> Ebenda, s. 67; Konrad von Tschirnhaus auf Grunau war Landeskanzler des Fürstentums Schweidnitz und Jauer (1705–1720) wie auch Landesältester in Striegau; Croon, *Die landständische Verfassung*, S. 81.

<sup>35</sup> APWr, S. 53–54.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 57.

Am breitesten beschreibt Abt Dominicus Hans Anton Schaffgotsch – den Oberamtsdirektor und Landeshauptmann von Schweidnitz-Jauer. Geyer machte Notizen über die Reisen von Schaffgotsch nach Wien, über seine Leitungsfunktion am Fürstentag, über die an ihn gerichteten kaiserlichen Reskripte sowie über gemeinsame Treffen, was alles zum allgemeinen Interessenkreis des Abtes an Angelegenheiten Schlesiens gehörte<sup>37</sup>. Für den Abt war Schaffgotsch eine Garantie für Stabilität und Recht. An den Oberamtsdirektor richtete er seine Briefe mit Zweifeln betreffs laufender Probleme im Herzogtum Schweidnitz-Jauer. Im Jahre 1720, im Zusammenhang mit den Verhandlungen des Barons von Matuszko in Wien, nach Anhörung seines Berichtes und der Festlegung der nächsten Reise des Barons, beschloss er zu aller Sicherheit noch an Hans Anton zu schreiben: „ich aber zu ihre excellenz der herr Landshaubmann wegen dessen ruckreise nach wien abermahl schreiben sollen“<sup>38</sup>. Außer der amtlich-öffentlichen Themen interessierte sich Abt Geyer auch für das Familienleben des Landeshauptmanns. Und weil der Abt die Familienangelegenheiten anderer Beamten nicht zu oft erwähnt, bedeutet das, dass er zu Hans Anton ein besonderes Verhältnis pflegte. Er machte nämlich eine Notiz über die Geburt des Sohnes von Schaffgotsch, Joseph Gothard<sup>39</sup>. Er gab die genaue Uhrzeit der Geburt – 10 Uhr in der Nacht – an sowie die Information über die Taufe, Taufpaten und Taufzeugen<sup>40</sup>. Geyer berichtete in seinem Tagebuch auch den schnellen Tod des Jungen – 12 Tage nach der Geburt in Breslau – und über die Beerdigung in Teplitz<sup>41</sup>. Der Abt unterstrich, dass der Landeshauptmann zu dieser Angelegenheit an ihn einen besonderen Brief geschickt hatte. Abt Dominicus schrieb noch über den Tod des älteren Sohnes von Hans Anton, Ludwig Gothard<sup>42</sup>. Er war 4 Jahre und 11 Tage alt geworden. Geyer erwähnte den Bestattungsort

---

<sup>37</sup> Johann Anton von Schaffgotsch war Landeshauptmann des Fürstentums Schweidnitz und Jauer (1704–1740) wie auch Oberamtsdirektor (1719–1740) in Schlesien. Croon, *Die landständische Verfassung*, S. 73; A. Kuzio-Podrucki, *Schaffgotschowie. Zmienne losy śląskiej arystokracji*, (2007), S. 41–48.

<sup>38</sup> APWr, S. 30.

<sup>39</sup> Kuzio-Podrucki, *Schaffgotschowie*, S. 46.

<sup>40</sup> APWr, S. 11.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 13.

<sup>42</sup> Kuzio-Podrucki, *Schaffgotschowie*, S. 46.

des Kindes in der Kirche in Teplitz<sup>43</sup>. Abt Dominicus notierte auch seine Begegnungen mit Hans Anton. Das Verhältnis zwischen Geyer und dem Landeshauptmann beeinflussten darüber hinaus die Beziehungen zwischen Grüssau und der Familie Schaffgotsch, die im 15. Jahrhundert für die Mönche eine Präpositur in Teplitz gestiftet hatte<sup>44</sup>. Die Teplitzer Kirche war auch der Bestattungsort der Familienmitglieder des Landeshauptmannes.

Im näheren Interessenkreis des Abtes in Grüssau war auch der Baron Ernst Rudolf von Matuschka, der Landesbestellte des Herzogtums Schweidnitz-Jauer sowie Landeskanzler. Abt Dominicus erwähnt sogar zweimal, dass er den Baron von Matuschka als Abgeordneten aus dem Herzogtum Schweidnitz-Jauer unterstützte und ihn zusätzlich zum ersten Deputierten wählte, was dem Baron von Matuschka ziemlich weite Privilegien eingeräumt hatte, weil die Deputierten aus dem Herzogtum Schweidnitz-Jauer traditionell den ersten Platz in der Ritterkurie belegten<sup>45</sup>. In den Augen des Abtes Geyer musste der Baron eine vertrauenswürdige, kompetente und klosterfreundliche Person sein, wenn er in seinem Tagebuch so nachdrücklich betonte, dass er seine Stimme für den Baron abgegeben hatte: „ich habe votiert, die volmacht dazu vor die [...] herr baron von Matuschka“<sup>46</sup>.

Seine persönlichen Empfindungen den Beamten gegenüber verriet der Abt Dominicus unbewusst durch die Anzahl der Notizen sowie durch persönlichere Eintragungen, die sich nicht nur auf die Angelegenheiten des Herzogtums bezogen. In seinem Tagebuch erzählt uns Dominicus Geyer unbewusst auch darüber, wie er seine Rolle in den Machtstrukturen des Herzogtums Schweidnitz-Jauer einschätzte. Wie wir schon früher erwähnt hatten, interessierte sich Abt Geyer dafür, einen neuen Landeskanzler nach dem Tod von Conrad von Tschirnhaus zu finden. Am 12. August 1720 notierte er, dass er sich mit dem Landeshauptmann zu Glogau Hans von Nimpsch getroffen habe<sup>47</sup>, der dem Abt seinen Sohn Franz für

<sup>43</sup> APWr, S. 70.

<sup>44</sup> R. Stelmach, *Początki prepozytury cystersów krzeszowskich w Cieplicach*, „Rocznik Jeleniogórski“, 34 (2002), S. 75–82.

<sup>45</sup> APWr, S. 12, 35.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 35.

<sup>47</sup> Hans von Nimpsch war Landeshauptmann des Fürstentums Glogau (1719–1726). Kuczer, *Szlachta*, S. 122.

die nach dem Tod von Tschirnhaus unbesetzte Stelle empfahl<sup>48</sup>. Im August schrieb er an den Landschreiber und auch an den Landeshauptmann des Herzogtums in Sachen der Einberufung des Landtages zwecks Wahl eines neuen Landeskanzlers<sup>49</sup>. Interessanterweise wurde zum Landesältesten letztendlich Franz von Nimpf und zum Landeskanzler der Baron von Matuschka gewählt<sup>50</sup>. Diese Sache weist darauf hin, dass sich Abt Geyer seines Einflusses im Kreis der Beamten des Herzogtums bewusst war. Es ist möglich, dass durch die Fürsprache des Abtes der Sohn des Landeshauptmannes zu Glogau seine Stelle bekam. Die vom Abt notierten Treffen und Gesprächsthemen mit von Nimpf, sowie die Notiz über die Versendung der Briefe an die Beamten des Herzogtums in Sachen der Wahl von neuen Kandidaten für die Stelle nach dem Tod von Tschirnhaus weisen darauf hin, dass er sich seiner Beziehungen unter hoch gestellten Beamten des Herzogtums sicher war. Dank der Informationen über die freie Stelle nach Tschirnhaus, die der Abt Dominicus in seinem Tagebuch angab, sehen wir, dass er sich für eine Person betrachtete, die zur Mitentscheidung über das Schicksal des Herzogtums berufen ist.

Andererseits sah sich Geyer auch in der Rolle des gesellschaftlichen Beraters. Er beriet Abraham von Czetztritz in seinem Konflikt mit Hans Günther, außerdem half er den Bürgern aus dem Herzogtum Schweidnitz-Jauer. Abt Geyer haben am häufigsten die Bürger zu Rate gezogen. In einer Notiz vom 9. August 1721 berichtete der Abt über die Ankunft von einer Bürgerdelegation aus Braunau, die ihn um seine Fürsprache bei Hans Anton Schaffgotsch wegen ihres Konfliktes mit einem der Herren Prälaten gebeten hatte<sup>51</sup>. Und die Bürger aus Landeshut baten den Abt um Hilfe bei der Neuberechnung der Steuern, die der Kaiser eingeführt hatte<sup>52</sup>. Mit der Anführung dieser Fälle offenbarte der Abt seine Ambitionen, eine gesellschaftliche Vertrauensperson zu sein.

Es ist auch zu thematisieren, wie groß Geyers Wissen über die allgemein schlesischen Ereignisse und die politischen Ereignisse im Habsburgerreich war. Zu Schlesien äußert sich Dominicus *de facto* in zwei

---

<sup>48</sup> APWr, S.22.

<sup>49</sup> Ebenda, S.23.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 67.

<sup>51</sup> Ebenda, S. 53.

<sup>52</sup> APWr, S. 84.

Fällen: im Zusammenhang mit allgemein schlesischen Ständezusammenkünften und im Falle des Todes von wichtigen Beamten Schlesiens. Dreimal gab Geyer eine Information über die Tagung des Fürstentages in Breslau weiter. Einmal nur notierte er das Datum der Festlegung des Fürstentages.

Wenn wir berücksichtigen, dass in den Jahren 1720–1722 genau vier Tagungen des Fürstentages stattfanden, bemerken wir, dass Abt Geyer mit größter Sorgfalt jeden schlesischen Fürstentag notierte, was darauf hinweist, dass er dieser Zusammenkunft eine enorme Rolle zugeschrieben hatte<sup>53</sup>. Uns interessiert aber besonders, welche Informationen Abt Dominicus für so wichtig gehalten hatte, dass er sie seinem Tagebuch anvertraute, weil ihm das Tagebuch nicht nur zur Ordnung der aktuellen Angelegenheiten der Abtei diente, sondern auch für künftige Nutzer gedacht war. Am 2. Dezember 1721 notierte Geyer den Beginn des Fürstentages in Breslau: „hat der Fürstentag in Breslau unter praesidio [...] herr grafes Hans Anton von Schafgotshe Oberamtsdirector und alhirsige Landthauptmann, den anfang genommen. Commisarii erant: des fürst Lobkowitz Herzog zu Sagan absent; des Herr graft Erdman von Promnitz, standherr zu Pless; und der königliche Oberamts Rath, freyherr Stechnelli postulata fuerunt [...]“<sup>54</sup>. Anschließend nennt der Abt summarisch die vom Fürstentag für ganz Schlesien beschlossenen Aufwendungen: „Ad militare ordinario et extraordinario in: – 1 700 000 fl.; ad liberam – 100 000 fl.; pro re fortificatoria – 30 000 fl. [...]“<sup>55</sup>. Abt Dominicus war einerseits an der persönlichen Zusammensetzung des Fürstentages interessiert – die Kommissare, der Oberhauptmann des Fürstentages, die Abgeordneten aus dem Herzogtum Schweidnitz-Jauer –, andererseits aber auch an den finanziellen Angelegenheiten, die während der Fürstentage vereinbart wurden. Vom schlesischen Fürstentag berichtet Abt Dominicus unpersönlich und führt die dort besprochenen Themen nicht einzeln an. Es scheint, dass diese Einstellung mit der Abwesenheit des Abtes an solchen Zusammenkünften erklärbar ist, zu denen besondere Delegierte als Vertreter des Herzogtums Schweidnitz-Jauer geschickt wurden. Informationen zu Tagungsthemen schöpfte der Abt aus Schriften zur Einberufung des

---

<sup>53</sup> Orzechowski, *Ogólnosłaskie Zgromadzenia*, S. 452–454.

<sup>54</sup> APWr, S. 65.

<sup>55</sup> Ebenda.

Fürstentages sowie aus mündlichen Berichten<sup>56</sup>. Die Erwähnungen vom Beginn der einzelnen Tagungen wurden vom Abt nicht mit den amtlichen Daten der Tagungen harmonisiert. Nur in einem Fall stimmte das Datum der Einberufung des Fürstentages mit der Eintragung des Abtes Dominicus überein. Es war die Tagung vom 2. Dezember 1721<sup>57</sup>. Bei den anderen drei betrug der Unterschied ca. drei Tage (Tagung vom 8. Januar 1720 notiert am 11. Januar)<sup>58</sup>, oder Geyer notierte den Anfang nicht, sondern nur das Ende (für die Tagung vom 8. Januar 1721, eingetragen wurde ausschließlich das Abschlussdatum 4. August)<sup>59</sup>. Oder aber nur die Ankündigung der Einberufung der schlesischen Landtage wurde notiert (Tagung vom 20. November 1722 wurde nur als Ankündigung am 24. Oktober 1722 verzeichnet)<sup>60</sup>. Man kann also behaupten, dass Abt Dominicus die allgemein schlesischen Angelegenheiten mit Interesse verfolgte, weil sie einen direkten Einfluss auf das Herzogtum Schweidnitz-Jauer besaßen, jedoch waren sie für ihn kein Element seines persönlichen Engagements. Dies bestätigen auch die wenigen Informationen über die Ankündigung der Einberufung der Fürstentage. Was die sonstigen allgemeinschlesischen Zusammenkünfte anbetrifft, dann schien für den Abt Geyer auch die Arbeit des öffentlichen Konvents wichtig zu sein<sup>61</sup>. Er erwähnt ihn nur einmal, anlässlich der Debatte über die sog. Pragmatische Sanktion vom Oktober 1720: „ist in Breslau ein conventus Principum et Statuum gehalten worden, worinnen das königliche Oberambt die von Ihre Kayserliche Mayestat stabilirte succession et proponiert, und deren Fursten und Stande submission und acception postuliert. Die deputierten haben specialiter ad hunc actum müssen bevollmachtet worden [...]“<sup>62</sup>. Die Thronfolge wurde in allen Teilen des Habsburgerreiches besprochen<sup>63</sup>. Es kann vermutet werden, dass die Anführung der Pragmatischen Sanktion bedeutet, dass

---

<sup>56</sup> M. Ptak, *Zgromadzenia stanowe księstwa legnickiego (1311–1742)*, (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 2070, Prawo: 261, 1988), S. 40–43.

<sup>57</sup> APWr, S. 65.

<sup>58</sup> Ebenda, S. 7.

<sup>59</sup> Ebenda, S. 52.

<sup>60</sup> Ebenda, S. 88.

<sup>61</sup> Orzechowski, *Ogólnośląskie zgromadzenia*, S. 150–151.

<sup>62</sup> APWr, S. 18.

<sup>63</sup> G. Wąs, *Śląsk we władaniu Habsburgów*, in: *Historia Śląska*, hg. v. M. Czaplinski et al., (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 3008, 2007), S. 204–205.

sich der Abt der Bedeutung dieser Sanktion für die gesamte Monarchie, hier auch für Schlesien, bewusst war. Dies würde auch bestätigen, dass Geyer die anderen vom öffentlichen Konvent angesprochenen Probleme nicht angeführt hatte. Die Ernennung des Abtes zum Nachfolger von Matuschka durch das Kollegium des Herzogtums Schweidnitz-Jauer zeugt davon, dass er in Augen der Adeligen des Herzogtums für eine wohl unterrichtete Person in diesem Thema und in der Politik der Habsburger betrachtet worden war. Zudem deutet die ziemlich breite Beschreibung dieses Ereignisses darauf hin, dass sich der Abt für einen wichtigen Teilnehmer des politischen Lebens seines Herzogtums sowie ganz Schlesiens hielt. Es ist auch möglich, dass aus dieser Notiz eine Art Stolz spricht, dass er an so einem für Schlesien wichtigen Ereignis teilnehmen konnte. Wir können hier also über eine unbewusste Selbstthematization des Abtes sprechen, in der er nicht nur sein Verhältnis zur Dynastie äußert.

Im Tagebuch des Abtes Dominicus finden wir auch zwei Notizen über den Tod von wichtigen Beamten Schlesiens. Am 28. November 1721 berichtete Geyer über den Tod von Christian Anton Knorr von Rosenroth<sup>64</sup>, den Landesbestellten der Fürsten und Ständer Schlesiens<sup>65</sup>. Für Geyer waren das Alter des Beamten (69 Jahre), der Ort des Todes (Breslau) und die Ursache des Todes (Herzinfarkt) wichtig<sup>66</sup>. Die zweite Notiz bezog sich auf den Tod von Graf Johann Baptista von Neidhart, dem Präsidenten der Breslauer Kammer im Jahre 1722<sup>67</sup>. Für den Abt Dominicus mussten diese zwei Personen bedeutend und für Schlesien wichtig gewesen sein, dass er ihre Todestage im Tagebuch notierte. Andererseits sind wir wegen des nekrologischen Charakters der Notizen nicht im Stande festzustellen, welche Beziehungen Dominicus mit den beiden Beamten verbanden.

Das Problem der Thronfolge nach Karl VI. führt uns zu der Frage nach dem Verhältnis zum Kaiser und seiner Familie. Zu Karl VI. finden wir im Tagebuch des Abtes keine direkten Erwähnungen. Abt Dominicus

---

<sup>64</sup> Christian Anton Knorr von Rosenroth war schlesischer Jurist und Landesbestellter der Fürsten und Stände in Ober- und Niederschlesien; Datensatz im Katalog deutscher nationaler Bibliothek, erhältlich im Internet: <http://d-nb.info/gnd/121068927/about/html> (besucht am 10.11.2013).

<sup>65</sup> APWr, S. 65.

<sup>66</sup> Ebenda.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 75; Kneschke, *Gneisenau, Neidhart v. Gneisenau, Grafen*, in: NAL, 3 (1861), S. 553.

notierte aber sorgfältig die Todes-, Geburts- oder Hochzeitsdaten der Mitglieder der Kaiserfamilie, was wir als Ausdruck seiner Zuneigung für die Habsburger interpretieren können. Besonders viel schreibt der Abt über den Tod der Kaisermutter Eleonore Magdalene Therese von Neuburg, die am 19. Januar 1720 gestorben war<sup>68</sup>. Geyer beschrieb den Ablauf der Todesfeiern auf dem Gebiet des Herzogtums Schweidnitz-Jauer. In der Notiz vom 8. Mai 1720 führte Abt Dominicus den Inhalt des Schreibens an, in dem der Oberamtsdirektor Hans Anton von Schaffgotsch den Abt nach dem voraussichtlichen Datum der Bestattungsfeier fragte, das dem Abt Geyer passen würde, um die Feier zu leiten<sup>69</sup>. Der Abt antwortete, dass ihm jedes Datum recht sei. Es scheint, dass sich Dominicus Geyer, als Geistlicher und Oberer des für das Herzogtum wichtigsten Klosters, verpflichtet fühlte, an den allgemeinen Feierlichkeiten anlässlich des Todes der Kaiserin teilzunehmen. Worauf er seine besondere Aufmerksamkeit im Zusammenhang mit der Trauerfeier gerichtet hatte, war einerseits die Gestaltung der Feier und andererseits die Kosten, die das Herzogtum zu tragen hatte. Und so beschrieb der Abt das erbaute Castrum Doloris, den dekorativen Katafalk, der in der Pfarrkirche in Schweidnitz mit dem Spruch errichtet worden war: „quasi luna plena, in diebus suis lucet“<sup>70</sup>. Wir sehen also ein sehr pragmatisches Verhältnis des Abtes Dominicus zum Tod der Kaisermutter. Statt Gefühle und intensives Nachdenken über die Verstorbene interessierte den Abt eher der Ablauf der Feier selbst und wie viel Geld die Feier verbrauchen würde. Andererseits notiert Geyer bei den Todestagen der Kinder von Hans Anton Schaffgotsch, mit dem ihn nahe Beziehungen verbanden, auch nichts über seine Gefühle. Die einzige Ausnahme ist der Fall, als eine Mutter ihr kleines Kind erwürgte, bei dem der Abt seine Trauer und Schwermut, die er in diesem Zusammenhang verspürte, ausdrückte. Aus diesem Grund auch dürfen wir nicht vergessen, dass die Art der Quelle, die wir analysieren, also das Tagebuch eines Abtes, Zurückhaltung beim Ausdrücken eigener Gefühle erzwang. Die Zahl von vier Erwähnungen jedoch, die Geyer in seinem Tagebuch über

---

<sup>68</sup> H. Leitgeb, *Frauen am Kaiserhof zur Zeit des Prinzen Eugen. Einfluß und Bedeutung der Kaiserinnen Eleonora Magdalena Theresia, Amalie Wilhelmine und Elisabeth Christine*, in: *Prinz Eugen und das barocke Österreich*, hg. v. K. Gutkas, (1985), S. 65–72.

<sup>69</sup> APWr, S. 14.

<sup>70</sup> APWr, S. 16.

den Tod der Kaiserin und der Trauerfeier notierte, lässt vermuten, dass er vom Tod der Eleonore Magdalene doch persönlich berührt gewesen sein könnte.

Abt Dominicus verfolgte mit größtem Interesse auch das Leben von Karls VI. Nichte Maria Josepha, Gemahlin von August III. von Sachsen<sup>71</sup>. In seinem Tagebuch notierte er die Geburtsdaten der Kinder dieses Paares: Friedrich August<sup>72</sup>, Joseph August<sup>73</sup> und Friedrich Christian Leopold<sup>74</sup>. Die nüchternen Notizen über die Geburtstage der Fürstenkinder ergänzte Abt Dominicus mit Informationen über die genaue Geburtszeit, den Geburtsort, die Namen der Kinder sowie Taufpaten. Die Tatsache der Geburt des Fürsten Joseph Karl August erwähnte der Abt Geyer zweimal, am Geburtstag des Fürsten 24. Oktober 1721 und am 21. November desselben Jahres<sup>75</sup>. Der Abt ergänzte die erste Notiz mit Informationen über die Geburt des Fürsten in der Nacht vom 23 zum 24. Oktober im Schloss Pillnitz, und dann auch um den vollen Namen des Jungen – Joseph Karl August Friedrich Wilhelm Franz Xaver Johann Nepomuk<sup>76</sup>. Die Geburt des Fürsten musste für den Abt dermaßen wichtig sein, dass er dieses Ereignis zwei Monate vom Oktober bis in den November hinein verfolgte. Es ist möglich, dass dies mit den Befürchtungen des Habsburgerhofes um einen männlichen Nachkommen verbunden war, nachdem ein früheres Kind – Friedrich August – gestorben war. Dominicus Geyer, der zu Zeiten Kaisers Leopold dessen Hof als Geheimrat angehörte, musste sich mit den Interessen der Habsburger identifizieren, was sich dadurch ausdrückte,

---

<sup>71</sup> C. von Wurzbach, *Habsburg, Maria Josepha (Königin von Polen)*, in: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, 7 (1861), S. 49–51; Friedrich August II. war Kurfürst von Sachsen und König von Polen (1733–1763 als August III.), siehe: H. Kretzschmar, *Friedrich August II.*, in: *Neue Deutsche Biographie* (weiter NDB), 5 (1961), S. 573.

<sup>72</sup> Friedrich August Franz Xaver (1720–1721) war das erste Kind von Friedrich August II. und Maria Josepha; APWr, S. 36.

<sup>73</sup> Joseph August Wilhelm Friedrich Franz Xaver Johann Nepomuk (1721–1728) war der zweite Sohn von Friedrich August II. und Maria Josepha; APWr, S. 59. Friedrich Christian Leopold Johann Georg Franz Xaver (1722–1763) war der dritte Sohn von Friedrich August II. und Maria Josepha, vom 1763 Kurfürst von Sachsen; APWr, S. 63.

<sup>74</sup> Friedrich Christian Leopold Johann Georg Franz Xaver (1722–1763) war der dritte Sohn von Friedrich August II. und Maria Josepha, vom 1763 Kurfürst von Sachsen; APWr, S. 63.

<sup>75</sup> APWr, S. 59, 63.

<sup>76</sup> Ebenda, S. 63.

dass er Notizen über die Kaiserfamilie in sein Tagebuch eintrug<sup>77</sup>. Bei Friedrich Christian Leopold erwähnte der Abt die schwere Entbindung von Maria Josepha, die aber ein glückliches Ende genommen hatte; außer dem Geburtsort Dresden, nennt er auch die Geburtszeit 5 Uhr morgens und auch die Namen der Taufpaten, sowie der zu diesem Anlass versammelten Gäste<sup>78</sup>. Die Erwähnung des Gesundheitszustandes und der Entbindungsprobleme weist darauf hin, dass Abt Dominicus Maria Josepha nicht nur achtete und an ihr als Vertreterin der regierenden Dynastie interessiert war, sondern sie auch mochte. Das Interesse des Abtes fand in der Kaiserfamilie auch die Gemahlin des Kaisers Elisabeth Christine<sup>79</sup>. Abt Dominicus notierte ihre Reise von Wien nach Böhmen zur St-Johann-Nepomuk-Feier<sup>80</sup>. Eine getrennte Eintragung widmete er auch der zweiten Nichte Maria Amalia von Habsburg, notierte auch eine Information über ihre Eheschließung mit Karl Albrecht von Habsburg-Altenburg<sup>81</sup>.

Das Tagebuch des Abtes Dominicus Geyer kann trotz seines kurz gefassten und meinungs- und gefühlsarmen Charakters der Quellengruppe gezählt werden, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden. In den meisten Fällen müssen wir uns mit der Entdeckung des verhüllten „Ich“ des Autors zufrieden stellen, das sich direkt in den vom Abt beschriebenen Ereignissen ausdrückt. Dies betrifft auch das von uns analysierte Motiv der Territorialmacht und ihrer Beamten aus der Perspektive des Abtes. Einerseits können wir über das Engagement des Abtes Dominicus sowohl für die Landeszusammenkünfte des Herzogtums Schweidnitz-Jauer, als auch für die aktuellen Angelegenheiten, die zwischen den Tagungen der einzelnen Zusammenkünfte stattfanden, sprechen. Der Abt war um das richtige Funktionieren des Herzogtums besorgt. Ferner war er sich seiner hohen Position in der Machthierarchie bewusst. Er sah sich in der Rolle eines Beraters, Vermittlers und Fachmanns für Finanzangelegenheiten. Die Beamten betrachtete er als Garanten einer effektiven Verwaltung über

---

<sup>77</sup> Rosa, *Kloster*, S. 96.

<sup>78</sup> APWr, S. 85.

<sup>79</sup> F. Spehr, *Elisabeth Christine*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 6 (1877), S. 11.

<sup>80</sup> APWr, S. 47.

<sup>81</sup> Maria Amalia (1701–1756) war die Tochter von Josph I. und Amalia Wilhelmine von Braunschweig-Calenberg, Gemahlin bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht; A. Schimdt, *Maria Amalia*; in: NDB, 16 (1990), S. 175; APWr, S. 84.

das Herzogtum und Ordnung, aber auch als Partner zur Diskussion und Debatte über das Schicksal des Herzogtums. Im Verhältnis zum Kaiser und seiner Familie können wir über Zuneigung und Interesse an Ereignissen in der Habsburger-Dynastie sprechen. Aus diesem Grund auch, obwohl es scheint, dass das Tagebuch vom Abt Dominicus Geyer keine Selbstthematisierung beinhaltet, können einige Charakterzüge und Denkweisen des Abtes nachgewiesen werden, die in den nüchternen Eintragungen des Tagebuches verborgen sind.

Übersetzt von *Alingua Sp. z o.o.*



Miloš Řezník

Technische Universität Chemnitz

## FORMIERUNG DER GALIZIEN-STEREOTYPE UND DIE ADELSKRITIK IN DER HABSBURGERMONARCHIE Zur Rolle der Reiseberichte und „Briefe“ aus dem späten 18. Jahrhundert

### 1. Einführung

Dem „Mythos“ Galizien wurde in den letzten Jahrzehnten zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet. Das Interesse der Historiker, Literaturwissenschaftler und Germanisten richtete sich größtenteils auf den Kontext der Habsburgermonarchie und – entsprechend den chronologischen Schwerpunktsetzungen in der historischen Galizien-Forschung – vornehmlich auf die Zeitperiode ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei werden allen voran die Werke der deutschsprachigen und polnischsprachigen und neulich stärker auch ukrainischsprachigen fiktionalen Literatur in den Blick genommen, gefolgt von der Publizistik sowie weiteren Quellen. Wird allerdings doch die frühere Epoche betrachtet, so hat sich eine nicht besonders umfangreiche Gruppe literarischer Werke aus dem späten 18. Jahrhundert als ein gewisser Quellenkanon etabliert, denen zwei Eigenschaften gemeinsam sind: Erstens, die Texte erschienen meist zwischen den 1780er Jahren und der ersten Dekade des 19. Jahrhunderts. Zweitens, sie sind deutschsprachig, auch wenn Deutsch bei weitem nicht die Mutter- bzw. Herkunftssprache aller Verfasser war, und die Schriften stammen von Autoren, die nach Galizien aus Wien oder den Kernländern des Habsbur-

gerreiches kamen, in dieser Monarchie lebten und größtenteils auch in deren Diensten standen. Drittens schließlich handelt es sich häufiger um Schriften, die die Form von Reiseberichten haben<sup>1</sup>. Dabei sind es keinesfalls rein stilisierte „unpartheyische Briefe“ oder gar fiktionale Reiseberichte. Sie entstanden als Ergebnisse der durch Galizien unternommenen Reisen, die allerdings unterschiedlich motiviert waren, bzw. als Aufzeichnungen längerer Aufenthalte im Lande. Trotz zahlreicher fiktionaler Züge, literarischer Ansprüche und gelegentlich massiver Stilisierungen handelt es sich also um eine der typischsten Formen der Ego-Dokumente, die in den Jahrzehnten um 1800 entstanden und zum nennenswerten Teil auch für Veröffentlichung gedacht waren.

In der bisherigen Forschung wurden diese Quellen insbesondere zur Analyse des deutschsprachigen Diskurses über Galizien in der Habsburgermonarchie herangezogen. Es hat sich durchaus die Annahme durchgesetzt, dass die Autoren des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts diejenigen waren, die trotz ihrer durch die josephinische und die darauf folgende Epoche gegebenen Spezifika die Grundlagen langfristig wirksamer Galizienstereotype formulierten, welche allmählich zu einem Galizienmythos konfigurieren sollten. In der Tat finden sich auffällige Gemeinsamkeiten, die teilweise zu den wichtigsten Topoi der Galizienbilder des 19. und des 20. Jahrhunderts, ja sogar des arkadischen Galizien-Mythos der Gegenwart wurden. Rückständigkeit, kulturelle und konfessionelle Vielfalt, jüdische Bevölkerung, die Rolle der Religionen und der Kirchen, Landschaftsbilder, schwache Urbanisierung und verzögerte Modernisierung – dies alles taucht seit den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts immer wieder auf, auch wenn mit unterschiedlichen, manchmal diametral auseinandergelassenen Wertungen und Kontextualisierungen. Spätestens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ließen also die Beschreibungen ein frühes literarisches Bild Galiziens entstehen<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Einschlägige Arbeiten zu Polen im Allgemeinen in den deutschsprachigen Reiseberichten im Kontext der Aufklärung s. insb. in B. Struck, *Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850*, (2006); L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, (1994).

<sup>2</sup> M. Kłańska, *Erkundungen der neuen österreichischen Provinz. Galizien im deutschsprachigen Schrifttum der letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts*, in: *Galizien als gemeinsame Literaturlandschaft. Beiträge des 2. Innsbrucker Symposiums polnischer und österreichischer Literaturwissenschaftler*, hg. v. F. Rinner, K. Zerinschek, (1988), S. 35–48, hier

– Grundlage eines Mythos, der bis heute, selbst in der zeitgenössischen Literatur, nicht gänzlich an Bedeutung verloren hat: Zu seinen Elementen gehört nicht zuletzt eine gewisse Exotik, eine Im-Abseits-Stehen-Existenz – Punkte, die sich damals (im 18. und 19. Jahrhundert) viel mit zivilisatorischer Kritik verbanden, während sie heutzutage unter dem Label der Multikulturalität subsumiert werden, oder mit einer leichten (k. und k.) Nostalgie verbunden sind<sup>3</sup>.

Geradezu „repräsentativ“ für das Galizienbild wurden daher zahlreiche Zeichen und Ikonen, aber auch ganze gesellschaftliche Gruppen, bei deren Darstellung und Wahrnehmung dieses Bild immer wieder „komprimiert“, verdichtet wurde: Juden, römisch-katholische oder griechisch-katholische Geistlichkeit, Adelige und Aristokraten, teilweise die Bauern wurden zu einem häufigen Gegenstand der Aufmerksamkeit, und die Darstellungen jeder dieser Gruppe beinhaltete in konkretisierter Form die zentralen Repräsentationen, die auf das gesamte Galizien bezogen wurden.

Aus diesen Gründen konzentriert sich der vorliegende Beitrag auf die polnische Aristokratie und den Adel. An diesem Beispiel wird die These überprüft, dass schon vor dem Ende des 18. Jahrhunderts durchaus klar konturierte Galizienbilder in Entstehung waren. Ein kurzer Abgleich mit den aus den höfischen und Beamteneliten stammenden Aussagen, die teilweise aufgrund der Inspektions- und Erkundungsreisen und als Ergeb-

---

S. 37–40; umfassender zu Reiseberichten: dies., *Daleko od Wiednia. Galicja w oczach pisarzy niemieckojęzycznych 1772–1918*, (1991), bzw. dies., *Problemfeld Galizien in deutschsprachiger Prosa 1846–1914*, (1991). Fast ausschließlich auf diesen Schriften stützt sich für die Jahrzehnte um 1800 L. Wolff, *The Idea of Galicia. History and Phantasy in Habsburg Political Culture*, (2010), S. 19–62. Eine neue, knappe Analyse einiger Reiseberichte über Galizien (Kratzer, Traunpaur, Hacquet) legt im Rahmen einer chronologisch breiter angelegten Monographie A. de Berg, *Nach Galizien. Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, (2010), S. 55–79, sowie kurz R. Robertson, „Das ist nun einmahl slawische Sitte!“ *Die Bewohner Galiziens in Reiseberichten des späten 18. Jahrhunderts*, in: *Galizien im Diskurs. Inklusion, Exklusion, Repräsentation*, hg. v. P. Giersch, F. Krobb, F. Schössler, (2012), S. 41–56, vor. Zum literarischen „Mythos“ Galizien s. auch, ebenfalls auf ähnlichem Quellenkanon aufbauend, D. Hüchtker, *Der „Mythos Galizien“. Versuch einer Historisierung*, in: *Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen*, hg. v. M.G. Müller, (2002), S. 81–107.

<sup>3</sup> Vgl. bspw. V. Dohrn, *Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europa*, (1991); M. Pollack, *Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, (1984), erneuerte Aufl. als: *Galizien. Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, (2001).

nisse der politischen Tätigkeit in Galizien entstanden und übrigens nicht frei von egodokumentalen Qualitäten sind, soll die Annahme diskutiert werden, inwieweit es tatsächlich die gedruckten Reiseberichte waren, die für die Entstehung stereotypisierender Galizienbilder „verantwortlich“ waren. Die Festlegung auf die Betrachtung des Adels und der Aristokratie erscheint gerade vor der so gestellten Frage insoweit plausibel, dass dieser Gruppe seit der eigentlichen Übernahme des Landes durch die Habsburgermonarchie eine intensive Aufmerksamkeit gewidmet wurde, denn sie war von Anfang an einer der prominentesten Gegenstände von Reformüberlegungen, -plänen und -maßnahmen in Wien. Zugleich gehörte der Adel zu den am intensivsten reflektierten Ikonen Galiziens, an denen die kulturelle, soziale, mentale, politische und rechtliche Andersartigkeit reflektiert und konstruiert wurde.

Soweit steht auch die egodokumentale Ich-Bezogenheit der hier herangezogenen Quellen im Vordergrund: Sie treffen nicht zuletzt Aussage über die Lebens- und Gedankenwelt von ihren Autoren, über die Kategorien und Ordnungen, in denen sie ihre Umwelt rezipiert und interpretiert haben. Daher trifft sich hier das Individuelle mit dem Sozialen, indem hier neben individueller Perzeption sozialbezogene Identifikationen stattfinden (bei den Reiseberichten einschließlich einer durchaus bewussten, weltanschaulichen Selbstinszenierung) und dabei auf sozial und kulturell wirksame Gruppenstereotype rekurriert wird. Zudem wird die Aufmerksamkeit auf die Rezeption des kulturell, sozial und politisch wahrgenommenen Fremden gerichtet: Die Positionierung zur Andersartigkeit auf allen diesen Ebenen diente den Autoren dazu, sich selbst zu identifizieren. Da im Vordergrund dieser Identitätsaussage „das Andere“ steht, so sind die Ich-Aussagen der hier zugrunde liegenden Texte trotz ihrer Ich-Form eher indirekt: Die Autoren thematisieren sich nicht als zentralen Gegenstand. Will man auf der festen Unterscheidung der „breiter“ zu verstehenden Ego-Dokumente und der „enger“ zu fassenden Selbstzeugnisse bestehen, so ordnet sich der vorliegende Beitrag eindeutig zur ersteren Kategorie ein<sup>4</sup>.

---

<sup>4</sup> Vgl. N. Bischoff, Über den heuristischen Wert der Konzepte ‚Selbstzeugnis‘ und ‚Ego-Dokument‘ am Beispiel schlesischer Selbstzeugnisse 1550–1650, „Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“, 17 (2009), S. 89–117; und weiter u. a.: *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*, hg. v. C. Ulbrich, H. Medick, A. Schaser, (2012): hier insb. die gleich titulierte Einführung

Es würde den Rahmen dieses Beitrages weit sprengen, wenn hier die habsburgischen Reformen des Ständewesens und des Adels in Galizien dargestellt werden sollten. In politischen und juristischen Grundzügen, aber bisher wenig im kulturell-mental- oder lebensweltlichen Zusammenhängen wird diese Problematik in der bisherigen Literatur reflektiert<sup>5</sup>. Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass der Umbau der „Adelslandschaft“ nicht so sehr durch die bisherigen unterschiedlichen politischen Systeme als vielmehr durch grundsätzlich unterschiedliche Formen des Adelsverständnisses geprägt waren. Einer der zentralen Aspekte einer festen Integration des neu akquirierten Landes in die Habsburgermonarchie stelle also die politische, juristische und soziale Anpassung des galizischen Adels an die Zustände in den Kronländern dar, wobei hier vor allem Böhmen und Mähren als Vorbilder benutzt wurden. Das Adelige sollte nun auf feste juristische Grundlagen gestellt werden, nachweisbar sein und evidiert werden. Das Ziel bzw. die Konsequenz waren es, dass große Teile des besitzlosen Kleinadels aus dem Adelsstand ausgeschlossen würden. Die Legitimation sollte also den galizischen Adelsstand vollständig neu erfassen. Zudem wurde im krassen Unterschied zur polnischen Tradition die formale Gleichheit aller Adligen abgeschafft und eine Differenzierung in zwei Adelsstände – den aristokratischen Herrenstand und den Ritterstand – durchgeführt. Die Reformen des Adels fielen mit der Einführung einer ständischen Verfassung für Galizien einher (1775, 1782), welche die Landstände sowie ihre Institutionen und Institute (Landtag, ständischer Ausschuss, Landeserzämter usw.) konstituierte, meistens in einer landesherrlich-ständischen Form. In Folge der Änderungen sollte der polnische Adel nicht nur angepasst, kontrolliert und domestiziert werden, sondern er sollte in die Monarchie

---

der Herausgeber; A. Hahn, *Identität und Selbstthematization*, in: *Selbstthematization und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis*, hg. v. A. Hahn, V. Kapp, (1987), S. 9–24; *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“*, hg. v. W. Schulze, in: *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, hg. v. ders., (1996), S. 11–30, u. a. m.

<sup>5</sup> Vgl. vor allem grundlegend schon bei H. Glassl, *Das österreichische Einrichtungswerk in Galizien (1772–1790)*, (1975), S. 102–110; K. Ślusarek, *Drobna szlachta w Galicji 1772–1848*, (1994); S. Grodziski, *Historia ustroju społeczno-politycznego Galicji 1772–1848*, (1971), S. 40–53; I. Rychlikowa, *Arystokracja Galicji w końcu XVIII wieku. Zróżnicowanie społeczne*, in: *Struktury, ruchy, ideologie XVIII–XX wieku*, hg. V.H. Kozłowska-Sabatowska, (1986), S. 153–175; dies.: *Galiczyjski odłam narodu szlacheckiego w latach 1772–1815*, „Kwartalnik Historyczny“, 95 (1988), S. 83–119.

integriert werden, indem auch Voraussetzungen für die Loyalität gegenüber der Monarchie sowie für Karrieren in ihrem Dienst geschaffen worden wären. Politische und strategische Überlegungen begleiteten diese Reformen ebenso wie Prozesse der Integration, Assimilation und Akkulturation, die allerdings alles andere als geradlinig und linear waren.

Im Folgenden wird das Bild des galizischen Adels in der zeitgenössischen (ca. 1775–1810) gedruckten Literatur in seinen Hauptzügen dargestellt. Es wird davon ausgegangen, dass dieses Bild einerseits auf das damalige Image des polnisch-galizischen Adels trotz der gebotenen Interpretationskritik zurückschließen lässt, es sich andererseits gegenseitig mit Vorstellungen und Wahrnehmungen beeinflusste, die in den österreichischen Eliten eine Rolle bei der Planung, Überlegung und Durchführung von ständischen Reformen spielten. Es kann also indirekt nach einem symbolischen, diskursiven und ideologischen Hintergrund gefragt werden, der für die Problematik der Stellung des Adels und der ständischen Verfassung in Galizien ausschlaggebend war. Die Wechselwirkung zwischen dem Galizien- und Adelsdiskurs des Wiener Hofes bzw. der habsburgischen Beamtenelite sowie der habsburgischen Adelspolitik in Galizien einerseits und den entsprechenden Diskursen in der deutschsprachigen Literatur andererseits ist in beiden Richtungen zu sehen. Dabei soll nicht vergessen werden, dass die galizischen Eliten über dieses Bild informiert waren, sich mit ihm gelegentlich auseinandersetzten und es unter Umständen als eine negative Voraussetzung für eine tatsächlich oder vermeintlich antiadlige Galizienpolitik Wiens betrachteten. Wir konzentrieren uns daher im Folgenden auf diejenigen Passagen über den Adel, die in den wichtigsten und zumindest in einigen Fällen auch diskursiv einflussreichsten Schriften über Galizien aus den Jahrzehnten nach 1772 zu finden sind.

## 2. Galizischer Adel in literarischen „Briefen“ und „Reiseberichten“

Nur mit einer kurzen Verspätung zu den ersten weitreichenden Maßnahmen der Wiener Regierung in Galizien wurden Werke publiziert, die als Broschüren oder Bücher veröffentlicht wurden und das Bild von Galizien einer immer größer werdenden interessierten Leseröffentlichkeit vermittelten. Ab den 1780er Jahren häuften sich verschiedene Beschreibungen des Landes, in

denen die wichtigsten Probleme der demografischen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Realität, natürlich mit unterschiedlichen Akzenten und Gewichtungen, reflektiert wurden.

Zu den wichtigsten veröffentlichten Schriften, Reisebeschreibungen und „Briefen“ über Galizien, die auch spürbar eine Resonanz fanden und sich zum Adel äußerten, gehörten, wie bereits erwähnt, die Werke von deutschsprachigen Autoren, welche meistens, nicht jedoch unbedingt aus Österreich stammten oder im österreichischen Dienst standen. Bis heute sind es vor allem die Bücher von Joseph Rohrer, Samuel Bredetzky und Franz Kratter, auf die die Geschichts- und Literaturwissenschaft immer wieder zurückgreift<sup>6</sup>, obwohl sie in ihrem Aussagepotential – wohl mehr über die Wahrnehmung als über Realien – bei weitem nicht entsprechend ausgewertet wurden.

Eine Sensation und zugleich Skandal bedeutete in ihrer Zeit (1786) die Broschüre *Briefe über den itzigen Zustand Galiziens* von dem später bekannt gewordenen Autor, dem dramatischen Schriftsteller Franz Kratter (1758–1830)<sup>7</sup>. Er stammte aus Schwaben und studierte in Wien Jura, um dann in Lemberg zu leben. Seiner ‚theatralischen Sendung‘ folgend, etablierte er sich dort als Dramatiker und deutschlandweit bekannte Person des Lemberger Theaters, dessen Direktor er zusammen mit dem polnischen Dramatiker Jan Nepomucen Kamiński 1819 wurde. Sein „fürstliches Familiengemälde“ in fünf Stücken mit dem Titel *Das Mädchen von Marienburg* (1795/1798) feierte Erfolge auf vielen Bühnen in Europa<sup>8</sup>. Kratters berühmte Broschüre aus dem Jahre 1786 entstand allerdings nicht aufgrund seiner jahrzehntelangen Beobachtungen über das Leben im Lande, sondern sogar noch bevor er sich überhaupt in Lemberg niederließ, also nach seinem ersten, etwa achtmonatigen Aufenthalt im Jahre 1784. Möglicherweise unternahm er damals eine

<sup>6</sup> Vgl. u. a. Kłańska, *Erkundungen*; dies., *Daleko od Wiednia*; J. Papiór, *Kontexte des Galizienerebnisses von Franz Kratter (mit einem Anhang)*, in: *Galizien als gemeinsame Literaturlandschaft. Beiträge des 2. Innsbrucker Symposiums polnischer und österreichischer Literaturwissenschaftler*, hg. v. F. Rinner, K. Zerinschek, (1988), S. 83–93; Wolff, *The Idea of Galicia*, S. 13–62.

<sup>7</sup> [F. Kratter], *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beytrag zur Staatistik und Menschenkenntnis*, 1–2, (1786).

<sup>8</sup> C. Von Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, 7, (1861), S. 144–145; s. auch Papiór, *Kontexte*; Kłańska, *Erkundungen*, S. 37–38; Vgl. dazu R.F. Arnold, *Geschichte der deutschen Polenliteratur von den Anfängen bis 1800*, (1900), S. 209–212.

Reise von Wien aus in die Provinzhauptstadt, um sich dort an der neu gegründeten Universität um eine Stelle zu bewerben. Dabei besuchte er auch seine zwei Brüder, die in Lemberg als Händler tätig waren. Seine beruflichen Hoffnungen erfüllten sich allerdings nicht, und Kratter musste die Rückfahrt antreten<sup>9</sup>. Das Ergebnis des Aufenthalts war eine Broschüre voller Kritik an den politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen in Galizien. Kratter wurde in der Folgezeit vorgeworfen, dass seine Abneigung gegenüber dem Land vor allem aus seiner Frustration, aus der Nichterfüllung seiner persönlichen Erwartungen resultierte<sup>10</sup>, – schließlich traf seine heftige Kritik besonders die Lemberger Universität mit ihren Professoren und dem Rektor, dem Bischof von Przemyśl A.W. Betański<sup>11</sup> (eine Nominierung, die dem aufklärerisch kirchenkritischen Kratter von Herzen zuwider sein musste).

Schon damals kam Kratter als überzeugter Josephinist nach Galizien, der die Ideen eines absolutistisch regierten modernen Staates, religiöse Toleranz und Volksbildung unterstützte und sich gegen ständische Systeme, die Geburtsprivilegien der Aristokratie und den Einfluss der Kirche wandte. Die Vorstellungen des Wiener Aufklärers mussten mit der gesellschaftlichen Realität Galiziens zusammenprallen, insbesondere da wir wissen, dass sich die Reformenfolge der österreichischen Verwaltung immer noch in Grenzen hielten<sup>12</sup>. Hier zeigt sich die Begründung jener negativen Darstellung Galiziens aufgrund der Ablehnung an der Lemberger Universität höchstens nur zum Teil plausibel<sup>13</sup>.

---

<sup>9</sup> Allerdings zeigt Jan Papiór, dass für diesen Grund keine direkten Belege zur Verfügung stehen. Nachweislich hat sich Kratter um eine Stelle mehrmals erst später beworben. Ein anderer Grund der starken Universitätskritik im Kratters Werk konnte der Konflikt mit einer Wiener Freimaurerloge sein, deren Mitglied er war und aus der er 1786 ausgeschlossen wurde, verbunden mit der Tatsache, dass ein Teil der Lemberger Professoren Mitglieder der Loge in der galizischen Hauptstadt waren und dadurch in Verbindung mit den Wiener Freimaurern standen. Kratter hat in seinen Broschüren aus dieser Zeit die Wiener Loge diffamiert. Vgl. Papiór, *Kontexte*, S. 87–89.

<sup>10</sup> Klačnska, *Daleko*, S. 28; vgl. die Reaktion auf Kratters Broschüre: *An Kratter, den Verfasser der Schmähbriefe über Galizien*, (1786), sowie Kratters Antwort: [F. Kratter], *Bescheid an einige Herren Professoren an der Lemberger Universität*, (1786).

<sup>11</sup> *Čechy v Halyčyni. Biografický dovidník*, hg. v. E. Topinka, (1998), S. 11.

<sup>12</sup> Glassl, *Das österreichische Einrichtungswerk*, S. 247–251 und passim.

<sup>13</sup> Klačnska, *Erkundungen*, S. 37; Papiór, *Kontexte*, S. 87–88.

Der polnischen Germanistin und Literaturwissenschaftlerin Maria Kłańska zufolge spielten Kratters Briefe eine große Rolle bei der Herausbildung des negativen Galizienstereotyps in Österreich<sup>14</sup>. Dies ist sicherlich plausibel, wenn in Betracht gezogen wird, dass Kratters Werk vor allem dank seines Temperaments, mit dem er sich über die „Misstände“ äußerte, und dank mehrerer Gegenstimmen und eigener Antworten nicht nur in Galizien selbst, sondern auch in Wien ein viel rezipiertes literarisches Ereignis war. Die Kritik an Kratter hat zudem zur Nachfrage nach seinem Werk beigetragen.

In den Mittelpunkt seiner kritischen Aufmerksamkeit stellte Franz Kratter nicht zuletzt den Adel, welchen er neben dem Kirchenklerus für die eigentliche Ursache allen Übels hielt. Mit seinen Beschuldigungen, der Adel habe durch seine ungebundene Macht und seinen Egoismus alle Misstände verursacht, stellt Kratter keine besondere Ausnahme im damaligen deutschsprachigen Kontext dar. Aus der Sicht des radikal kritischen Kratters erscheint der Adel allerdings als eine moralisch völlig verdorbene Gruppe, die allen Versuchen um die Besserstellung des Landes aus egoistischen Gründen rücksichtslos im Wege stehe. So wandelte sich Kratters Schrift stellenweise sogar in eine umfassende Anklage gegen den Adel, wie etwa im Kapitel über die rechtlichen Maßnahmen der österreichischen Regierung seit 1772. Hier wird dem Adel indirekt jegliche Tugend abgesprochen, indem er als eine verlogene, unverlässliche und eigennützig Gruppe erscheint. Kratter schreibt beispielsweise den habsburgischen Gesetzregelungen der Untertanenpflichten oder Steuerangelegenheiten eine zweifelhafte Wirkung zu, soweit sie von eigenen Angaben der Gutsbesitzer abhängig seien. Da sich hier zentrale Vorwürfe finden lassen, die zum Kanon der Adelskritik in Bezug auf obrigkeitlich-untertänige Beziehungen in Galizien gehören, sei ein längeres Zitat gestattet:

Und was für Redlichkeit konnte man von einem Volk erwarten, das ohne Grundsätze, ohne Religion und gute Sitte, wovon der größte Theil Sklave, und der andere Despot aus alt hergebrachter, nun zur Stärke eines Fundamentalgesetzes gewordenen Gewohnheiten war, das durch Konföderationen und einheimische Kriege verwöhnt wurde in einer

---

<sup>14</sup> Kłańska, *Erkundungen*, S. 38.

unbeschränkter Gesetzlosigkeit zu leben, und ungeahndet allen Muthwillen, alle Tyranneien auszuüben, das unwillig zu einer fremden Macht übergieng, und aus billiger Furcht seine Freyheit zu verlieren, einen unversöhnlichen Grollen, wenigst im Anfange gegen eine solche Macht im Herzen nähren mußte, wie konnte man von einem solchen Volke Redlichkeit erwarten? Und man erwartete sie doch unbedingt<sup>15</sup>.

Kratter, der offensichtlich die damalige Idee der „tatsächlichen“ Aristokratie des Geistes vertrat und der für das schwierige Erlebnis der Differenz zwischen der Bildung und dem faktischen Einfluss einerseits und der formalen Position andererseits wohl eine repräsentative Person war, gelangte schließlich am Beispiel Galiziens zur Kritik des ständischen Geburtsprinzips sowie der – seiner Meinung nach – zu milden Adelspolitik des josephinischen Staates. Dabei verwies er auf eine Regelung aus dem Jahre 1774, in der die Ahnenprobe als Voraussetzung (Kratter spricht hier abwertend von „Requisiten“) für Hoffähigkeit, Würde und Auszeichnungen auch für Galizien festgelegt wurde:

Das [= die Ahnenprobe], und sonst nichts!!! Was also das für ganz außerordentliche Leute seyn, und was sie für ganz besondere Eigenschaften haben müssen, um von vorne einen Stern, und von hinten einen Schlüssel tragen zu dürfen. Wie kann man Leuten solcher Art Achtung schuldig seyn, Achtung erweisen, da sie der Hof aus Ursachen in einen höheren Rang versetzt, die das gar nicht zur Absicht haben, was Achtung verdient. Ich will eben nicht, weil nun schon in ganz Europa das blinde allen Werth von höhern Gaben zurücksetzende Vorurtheil der Geburt zum allgemeinen Grundgesetze des Vorzugs, und der damit verbundenen, den ursprünglichen Rechten der Menschheit so widersprechenden Vortheile geworden, behaupten, daß bei Vertheilung gewisser Orden nicht auch auf die Herkunft zu sehen sey; aber die Vernunft sagt doch jedem, daß es den Absichten einer lohnenden Gesetzgebung sehr zuwider sey, Leute distinguiren zu wollen, ohne eine Rücksicht auf Kentnisse [sic], Talente, Herz, und Verdienst zu nehmen. Mit der gehörigen Einschränkung, mit Hinzusetzung einiger Bedingnisse, die Verdienst und Tugend voraussetzen, würde diese Einrichtung auf den galizischen, dazumal in seiner Ver-

---

<sup>15</sup> Kratter, *Briefe*, S. 125–129.

wilderung beinahe keinen Sporn für Ehre, und That habenden Adel sehr treffende Wirkung gethan haben, da itzt mancher elende Kammerherr auf den rechtschaffenen, im Verdienste verkannten Mann herabsieht, weil ihm das blinde Glück, nie blinder als in ähnlichen Fällen, einen Schlüssel rückwärts zu tragen erlaubt. Vor allem andern wären für Galizien in der dortigen Lage Orden, Ehrenzeichen, Belohnungen, Erhebungen für das wahre Verdienst nothwendig gewesen. Aber so vergaß man über den staubichten Ahnen, die vielleicht wenig besser und gesitteter waren, als der achte Enkel, und über einer leidigen Mesalliance auf allen Vorzug des Verdienstes, auf alle Würden des ächten Adels<sup>16</sup>.

Wie wir sehen, nutzte der Autor den Bericht über den Zustand Galiziens bei weitem nicht nur dazu, seine Erlebnisse, Erfahrungen und persönliche Beobachtungen zu kommunizieren. Vielmehr ging er immer wieder schnell dazu über, gesammelte und vermittelte Informationen wiederzugeben oder seine allgemeinen Ansichten zu präsentieren.

Kratters Broschüre hat in Lemberg ein erbittertes Echo hervorgerufen: Angeblich bemühte man sich sogar in Wien um ein Verbot der Schrift, und in der galizischen Hauptstadt wurde nachts auf einem Galgen auf dem Markt ein Exemplar gehängt (ein Galgen wurde am Anfang des ersten Bandes bildlich dargestellt)<sup>17</sup>. Direkt und unmittelbar auf Kratter reagierte schon im nächsten Jahr der damals seit acht Jahren in Galizien verweilende österreichische Offizier Alphons Heinrich Traunpaur d’Ophanie (geb. 1734 in Brüssel), über dessen Person wenig bekannt ist. Traunpaur schlug wahrscheinlich bald eine habsburgische Militärlaufbahn ein, vermutlich wurde er in jener Zeit nobilitiert und erreichte den Grad eines Hauptmanns. Er schrieb verschiedene Schriften auf Deutsch und Französisch<sup>18</sup>.

Schon im Titel seines Werkes wurde eine deutliche Polemik gegen Kratter laut, indem er betont, dass sich der Autor länger als nur einige Monate in Galizien aufhielt. Damit wurde die Urteilsfähigkeit Kratters in Frage gestellt und seine Meinungen unter die Lupe eines viel älteren „beobachtenden Weltmannes und schneidigen Soldaten“, wie ihn Wurzbach

<sup>16</sup> Ebenda, S. 132–134.

<sup>17</sup> Papiór, *Kontexte*, S. 86.

<sup>18</sup> Kłańska, *Erkundungen*, S. 43–44; Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 47, (1883), S. 27–28.

nennt<sup>19</sup>, genommen. So stellt er sich, im impliziten Gegensatz zu Kratter, die Aufgabe,

nicht lediglich leere Mutmaßungen, seichte Anmerkungen, erdichtete Histörchen, anzügliche Anekdotchen, unmaßgeblichste Vorschläge u.d.gl. anzuführen, sondern vielmehr geprüfte, und zwar solche Thatsachen zu offenbaren, die sich auf die ungeschminkte Wahrheit und auf die sorgfältigste eigene Erfahrung eines gewissenhaften Erzählers gründen<sup>20</sup>.

Gerade in Bezug auf den Adel ist diese Gegenüberstellung der geringen Vertrautheit mit dem Lande bei Kratter einerseits und der „sorgfältigsten eigenen Erfahrung“ Traunpaur's auf der anderen Seite eine wichtige Differenz, die man für beide Autoren wohl tatsächlich annehmen kann und bei dem Vergleich ihrer Werke berücksichtigen muss. Denn ein Wiener aufgeklärter Schwärmer bürgerlicher Herkunft, wie Kratter dem galizischen Adel erscheinen musste, der den meisten Angehörigen der polnischen Elite prinzipiell zuwiderlaufende oder gar unverständliche Überzeugungen vertrat, konnte sich kaum in Adelshöfen oder sogar aristokratischen Residenzen vergesellschaften, sondern blieb eine eher inakzeptable Person – was Kratter wiederum in fester Überzeugung von all den negativen Zeichen, die er dem Adel zuschrieb, nur bestätigen konnte. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass Kratter den polnischen Adel nur aus der Distanz und über die Folie seiner Weltanschauung beobachten konnte, ohne eine tiefere unmittelbare persönliche Erfahrung gemacht zu haben. Ganz anders war das bei dem *chevalier* d'Ophanie. Wir wissen zwar nicht, ob er von adliger Geburt war oder „erst“ nobilitiert wurde, doch stand er damit sowie vor allem mit seiner formalen Stellung dem galizischen Adel trotz aller Differenzen viel näher als Kratter. Andererseits war er doch kein Crème-Angehöriger. Seine Zugehörigkeit zur Armee der Teilungsmacht prädestinierte ihn auch nicht notwendigerweise für einen häufigen Umgang mit dem polnischen Adel. Maria Kłańska ist zwar der Meinung, dass die „nichtdeutsche“ Herkunft Traunpaur's von gewisser Bedeutung für dessen Akzeptabilität im adligen Milieu gewesen sein

<sup>19</sup> Ebenda, S. 28.

<sup>20</sup> [Traunpaur d'Ophanie, Alphons Heinrich], *Dreyssig Briefe über Galizien oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen hat*, (1787), S. 2; zit. auch bei Kłańska, *Erkundungen*, S. 44.

könnte<sup>21</sup>. Bei der bekannten Abneigung gegen die „deutschen“ Beamten wäre dies auch möglich, allerdings nur in dem Fall, dass Traunpaur auch von seinen galizischen Zeit- und Standesgenossen für einen „Nichtdeutschen“ gehalten wurde<sup>22</sup>. Jedenfalls scheint er aufgrund seines Werkes doch im Unterschied zu Kratter mit dem adligen Milieu Galiziens im Kontakt gestanden zu haben.

Aber trotz der angesagten Polemik gegen Kratter weicht Traunpaur in seinen *Dreyssig Briefe über Galizien*<sup>23</sup> nur unwesentlich von Kratters Urteil ab – im Prinzip vertritt er dieselben Positionen, allerdings auf eine differenziertere Art und Weise. Dies zeigt sich insbesondere bei seiner Verbindung der Polen- und Adelskritik, die starke Züge des josephinischen Kulturträgertums aufweist. Eine Ausnahme hier bildet allerdings Traunpaur's hohe Meinung von der Bildung, den Sitten und den Kulturinteressen der polnischen Aristokratie<sup>24</sup>. Außerdem erscheint der Autor in diesem Kontext soweit interessant, dass sich das Polentum und das Wesen des Adligen in ihrer Verbindung bei ihm kritisch zuspitzen: Denn im Prinzip wird das Bild der Teile des Adels umso positiver, je weniger sie in Traunpaur's Augen polnisch waren. So findet der Verfasser zumindest teilweise gute Worte für die Aristokratie, soweit sie von westeuropäischen Einflüssen geprägt war. Ansonsten zeichnete sich der polnische Adel in seiner Sicht durch negative Merkmale aus, die sich sowohl bei Kratter als auch im Urteil von Wiener Hochbeamten finden: Despotie auf dem Lande, politisches Chaos und Arroganz<sup>25</sup>.

Während Kratter ein Jurist und später dramatischer Dichter und Traunpaur ein im Lande stationierter Offizier war, vertritt Belsasar<sup>26</sup> Hacquet (1739–1815) ein völlig anderes Milieu: Er war Naturwissenschaftler

---

<sup>21</sup> Kłańska, *Erkundungen*, S. 44.

<sup>22</sup> Vgl. dazu Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 47, S. 27: „Obgleich derselbe in Brüssel geboren ist, weist doch sein Name deutlich auf deutsche, und zwar zunächst steirische oder oberösterreichische Abkunft hin“. Sollte er einer sich auf die Militärlaufbahn orientierenden Familie entstammen und Sohn eines habsburgischen Offiziers in den österreichischen Niederlanden sein, wäre dies grundsätzlich nicht unwahrscheinlich.

<sup>23</sup> Traunpaur, *Dreyssig Briefe*.

<sup>24</sup> Vgl. Kłańska, *Daleko*, S. 39–40.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 38–40.

<sup>26</sup> In der Literatur und den Quellen erscheinen auch die Namensformen Balthasar und Belsazer.

und Professor an der Universität Lemberg, der das Land vor allem zu wissenschaftlichen und kameralistischen Zwecken erkundete, sich dabei jedoch auch über die soziale und wirtschaftliche Realität äußerte. Auch Hacquet war – ähnlich wie andere Autoren der damaligen Beschreibungen – kein Landsmann und (genauso wie Kratter, Traunpaur und andere) auch kein habsburgischer Untertan von Herkunft. In Le Conquet (Konk-Leon) im westlichsten Zipfel der Bretagne geboren, kam er bald nach Österreich und diente schon während des Siebenjährigen Krieges als Unterarzt in der habsburgischen Armee. Dank der Bekanntschaft mit Gerard van Swieten, dem einflussreichen Leibarzt Maria Theresias und aufgeklärten Reformier, erhielt er später einen Lehrstuhl für Anatomie und Chirurgie am Lyzeum in Laibach, ab 1788 war er bis zu seiner Emeritierung 1810 Professor der Naturgeschichte in Lemberg. Später widmete er sich auch der Ethnologie der österreichischen Slawen. Die letzten fünf Jahre seines Lebens verbrachte er mit wissenschaftlichen Arbeiten in Wien<sup>27</sup>.

Zeitnah nach seiner Ankunft in Lemberg unternahm er bis 1789 mehrere Forschungsreisen in die Karpaten, die er später ausführlich beschrieb. Neben den naturwissenschaftlichen Beobachtungen findet man in seinem Werk *Neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1788 und 1789 durch die Dacischen und Sarmatischen Karpathen* einige Bemerkungen zum galizischen Adel. Es lässt sich vielleicht durch die ausgeprägt wissenschaftlich orientierten Interessen des Verfassers erklären, dass das Echo seines Werkes vermutlich viel geringer blieb als das von Kratter. Trotz seiner kritischen Meinung von Polen, die der josephinischen zivilisatorischen Optik entsprach, würden hier Angehörige des polnischen Adels Punkte finden, die sie mit viel Sympathie lesen würden – vor allem die kompromisslose Kritik am österreichischen Beamtentum in Galizien. Beim polnischen Adel hat Hacquet aber kaum etwas Positives gefunden – seine Erfahrungen mit den galizischen Adligen waren für ihn übrigens die Hauptgrundlage für sein kritisches Polenbild. Auch hier wiederholen sich die bereits von Kratter bekannten Charakterzüge wie Müßiggang, übertriebener Stolz und Oberflächlichkeit<sup>28</sup>.

<sup>27</sup> Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 7, S. 163–165; J. Ch. Poggendorff, *Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften*, (1859), Sp. 986; *Oesterreich's Pantheon. Gallerie alles Guten und Nützlichen im Vaterlande*, 2, (1830), S. 99.

<sup>28</sup> Kłańska, *Daleko*, 42–43.; vgl. auch S. Schnür-Peplowski, *Galiciana. 1778–1812*, (1896); ders., *Cudzoziemcy w Galicji (1787-1841)*, (1902).

Samuel Bredetzky (1772–1812) nimmt unter den Autoren der späteren Broschüren über Galizien eine Sonderstellung ein. Dies gründet darin, dass er aus Ungarn (aus der Zips) stammte, ein protestantischer Prediger und der slawischen (vermutlich der slowakischen und polnischen) Sprache mächtig war<sup>29</sup>. Er studierte im oberungarischen Kesmark (Kežmarok) und Ödenburg (Sopron), und später Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft in Jena, unter anderem bei Fichte. In dieser Zeit machte er in Weimar persönliche Bekanntschaft mit Goethe, Schiller und Herder. Über Ödenburg und Wien gelangte er 1804 in das damals westgalizische Krakau, drei Jahre danach kam er als Prediger und später als galizischer Superintendent nach Lemberg. Er schrieb zahlreiche Beiträge für Zeitschriften in Wien, Jena und Prag, und verfasste einige Schriften, insbesondere über Ungarn. Den galizischen Zuständen widmete er einen Teil des zweiten Bandes seiner *Reisebemerkungen über Ungarn und Galizien*<sup>30</sup>. Am Ende seines Lebens beschäftigte er sich als Schriftsteller mit den deutschen Siedlungen in Galizien – als einer der ersten Autoren zu diesem bis heute frequentierten Thema<sup>31</sup>.

Bredetzky's Blick richtet sich auf verschiedene Themen des gesellschaftlichen Lebens in Galizien, vornehmlich jedoch auf die Naturbeschaffenheit des Landes sowie auf einige wirtschaftliche Betriebe. Dennoch äußerte er sich mehrmals auch zum Charakter des polnischen Adels. Bei Bredetzky standen dabei Gewohnheiten und Sitten im Mittelpunkt des Interesses, die aus der aufklärerisch geprägten normativen Perspektive behandelt wurden. So erscheint der polnische Adel im nicht besonders günstigen Licht, zumal Bredetzky vor allem dessen angeblichen moralischen Verfall schildert. Dies geschieht weniger im Zusammenhang mit den obrigkeitlich-untertänigen Beziehungen, wie es bei Kratter der Fall gewesen war, als aufgrund der angeblichen Sittenverdorbenheit, die im

---

<sup>29</sup> Er war mit Hacquet im persönlichen Kontakt, und angeblich hat ihm Hacquet ein Teil seines schriftlichen Nachlasses einschließlich der Materialien zu seinem Leben und eines Manuskripts über die österreichischen Slawen anvertraut, doch Bredetzky ist schließlich früher als der um eine Generation ältere Hacquet verstorben. Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 7, S. 165.

<sup>30</sup> S. Bredetzky, *Reisebemerkungen über Ungarn und Galizien*, 2 (1809).

<sup>31</sup> Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 2, (1857), S. 127; S. Bredetzky, *Historisch-Statistische Beiträge zum deutschen Kolonial-Wesen in Europa nebst einer kurzen Beschreibung der deutschen Ansiedlung in Galizien*, (1811 u. 1812).

gesellschaftlichen Leben der adligen Jugend zum Ausdruck kam. Zwar zeigt Bredetzky dies hauptsächlich am Beispiel des damals galizischen Krakaus, doch richtet sich seine kritische Stimme deutlich an den polnischen Adel in Galizien allgemein:

Ich kenne unter dem Pohnischen Adel edle, für die Wissenschaften enthusiastisch eingenommene, in ihrem Betragen humane, menschenfreundliche Männer. Aber unter der Jugend herrscht eine Sittenlosigkeit und eine an Barbarey grenzende Verwilderung so allgemein, daß man nur selten auf eine Ausnahme stößt. So sehr ihr Aeußeres zu ihrem Vortheil einnimmt, so empörend stößt oft die Entwicklung ihrer innern Denkart zurück. Sie öffnen kaum den Mund, so sind es Zoten, die sie ohne Scheu an öffentlichen Orten (in Tanz- und Speisesälen) mit einer Unverschämtheit vorbringen, die mir noch nirgends vorgekommen ist. Nichts hat mein Inneres mehr in Aufruhr gebracht, als wenn ich in einem großen Speisesaale zu Krakau, wo meistens Beamte und Menschen von Distinktion speisen, bey dem Essen die schmutzigsten Nachtabenteurer mit anhören mußte, die einer dem andern ohne Zurückhaltung erzählte. Wenn der große Kasimir von Sobiesky [sic] auf diese entartete Nachkommenschaft nur einen Blick werfen könnte, so wäre, dachte ich hundertmahl, das traurige Schicksal dieser Nation in ihren jetzigen Wohnungen kein Räthsel mehr für sie<sup>32</sup>.

Lassen wir Bredetzkys frappante Unkenntnisse der Geschichte des Landes außen vor, über das er sich so zivilisatorisch äußerte – schließlich stellt er dabei unter den aufgeklärten Kulturträgern keine Ausnahme dar. Wichtiger erscheint die Festlegung einer eindeutigen Richtung seiner Adelskritik, die sich stark auf Bildung, Erziehung und fehlende Distinktion im äußeren Auftreten orientiert. Damit widersprach Bredetzky auf keinen Fall Kratter oder anderen Autoren, doch die zentrale Hervorhebung dieses Bereichs vor den Themen der gesellschaftlichen oder staatlichen Nützlichkeit des polnischen Adels verleiht seinen Ausführungen einen besonderen Platz.

Im bescheidenen Umfang, aber doch nicht wesentlich abweichend in seiner Beurteilung, äußerte sich über den galizischen Adel am Anfang

---

<sup>32</sup> Bredetzky, *Reisebemerkungen*, S. 65–66.

des 19. Jahrhunderts der Wirtschaftskundler und Jurist Joseph Rohrer (1769–1828), der in Lemberg lebte und übrigens über Galizien als „unser Land“ schrieb. Später (1814) wurde er Professor für das juristisch-politische Studium am Lemberger Lyzeum und ab 1817 an der erneuerten Universität<sup>33</sup>. Rohrers *Bemerkungen auf einer Reise von der Türkischen Gränze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien* (1804)<sup>34</sup> sind vor allem Fragen zur wirtschaftlichen Prosperität und dem ökonomischen Zustand des Landes gewidmet: Zum Kanon, der sich von den ersten Berichterstattungen der Jahre 1772–1773 über die „Reiseliteratur“ bis hin zu Remonstrationen galizischer Stände in den 1820er–1830er Jahren und dem späteren politischen Diskurs zieht, gehörten Klagen über den wirtschaftlichen Niedergang und die Armut des Landes, die sich in einem Kreis von Ursachen und Folgen zu bewegen schienen und die bei Rohrer große Aufmerksamkeit nach sich ziehen. Dabei äußert er sich wenig über soziale Themen, Kultur, Politik sowie das gesellschaftliche Leben. Auch die urbarialen Verhältnisse stehen in bemerkenswerter Weise trotz des ökonomischen Hauptinteresses Rohrers völlig am Rande seiner Aufmerksamkeit. Trotzdem ist der Adel für ihn ein wichtiges Thema. Wir finden auch hier ein Bild der nachlässigen, dem Müßiggang ergebenden Schicht, die sich für alles Andere als rationelle Wirtschaft interessiere und mit ihrem schlechten Wirtschaften sowie dem wirtschaftlichen Desinteresse einen großen Beitrag zum ökonomischen Verfall des Landes leiste: Denn der Adel beteilige sich weder an der Entfaltung der nichtlandwirtschaftlichen Produktion noch an der Einführung moderner Anbaumethoden:

Unsere [= galizische] Weber sind viel zu arm, um sich bessere Maschinen anzukaufen, und unsere [= galizische] Pohlischen Edelleute nähren viel zu wenig Lust die Böhmischen nachzuahmen, und ihr Capital zur Etablierung neuer Fabriken, zur Unterstützung kunstfleißiger Manufacturisten, zur Belebung der städtischen Industrie innerhalb Galiziens zu leisten! [In der Landwirtschaft würde d]as Beyspiel der Grundherren [...] auf ihrem eigenen Grunde und Boden unstreitig das Meiste thun können. Allein

<sup>33</sup> S. „Intelligenzblatt zur Wiener allgemeinen Literatur-Zeitung“, 2 (1814), S. 313–315.

<sup>34</sup> J. Rohrer, *Bemerkungen auf einer Reise von der türkischen Grenze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien*, (1804).

diese wohnen selten am Lande, und ihre sogenannte Öconomen sind mehr Rechenmeister für die augenblicklichen Bedürfnisse und fertige Einnehmer für die jährlich fließenden Gaben, als geschickte Landwirth, welche über den alten Schlendrian hinaus sich wagen, und neue Bahnen zum Besten der Grundherrschaft und der Bauern selbst brechen wollen<sup>35</sup>.

Schließlich waren die Adligen in Rohrsers Augen nicht einmal fähig, sich für Neuigkeiten zu interessieren oder sie überhaupt zur Kenntnis zu nehmen:

Oft weiß sich der Pohlische Edelmann gar einen anderen Zeitvertreib im Winter, als daß er neue Holzspäne in die Glut legt, und zusieht, wie allmählich Alles zur Asche wird, und in Rauch aufgeht. Noch habe ich ihn nie beym Kaminfeuer ein Buch lesen sehen. Doch vielleicht hatte ich nur die günstigen Augenblicke einer bessern Beschäftigungsart desselben zu erhaschen, nicht das Glück gehabt<sup>36</sup>.

Die Überzeugung, dass die Haltung des Adels und sein Desinteresse an den wirtschaftlichen Neuigkeiten die eigentliche Ursache für den wirtschaftlichen Verfall Galiziens ist, stellte ein wichtiges Topos dar: Denn es waren die Vertreter des galizischen Besitzadels, die sich über diesen Verfall mehrmals beschwerten und ihn direkt oder indirekt als Folge der österreichischen Eingriffe in die obrigkeitlich-untertänigen Verhältnisse, der Regulierungsmaßnahmen der Regierung sowie Steuerbelastungen des Landes bezeichneten – ein Thema, das im 19. und 20. Jahrhundert an der Herausbildung des polnischen Galizien-Mythos partizipierte<sup>37</sup>. Die Kritiker hingegen konnten mit dem Hinweis auf das fehlende Engagement der Obrigkeiten in der wirtschaftlichen Modernisierung die ständischen Beschwerden ablehnen und den ökonomischen Niedergang als Resultat

<sup>35</sup> Ebenda, S. 184–185.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 182.

<sup>37</sup> S. bspw. W. Kalinka, *Galicja i Kraków pod panowaniem austryackim*, (1853); W. Tokarz, *Pierwsze dezyderaty szlachty galicyjskiej (1773)*, in: *Studia historyczne wydane ku czci prof. Wincentego Zakrzewskiego*, (1908), S. 357–369; ders., *Galicja w początkach ery józefińskiej w świetle ankiety urzędowej z roku 1783*, (1909); Rosdolsky, *Untertan und Staat*, passim; Grodziski, *Historia*, passim; K. Poklewska, *Galicja romantyczna (1816–1840)*, (1976), S. 12, u. a.

des adligen Wirtschaftsverhaltens darstellen, um damit indirekt zentrale staatliche Eingriffe zu legitimieren<sup>38</sup>. Doch war die Behauptung, der Adel sei schuld an der zunehmenden Rückständigkeit und Armut des Landes, kein Spezifikum der österreichischen aufgeklärten Perspektive. Das Thema taucht selbst bei Vertretern der polnischen Reformbewegung häufig auf, und bezogen auf das spätere Galizien wurde diese Konstatierung auch bei ausländischen Beobachtern gemacht, die die Region noch vor der Angliederung an Österreich besuchten. So bewunderte bspw. der dalmatisch-italienische Mathematiker, Physiker und Astronom, Abt Roger Joseph Boscovich (Rugjer Josip Bošković, 1711–1787), der übrigens später in Mailand in habsburgische Dienste trat<sup>39</sup>, bei seiner Reise aus Konstantinopel über den Ostbalkan und Südostpolen nach Wien im Jahre 1762, bei der er einen englischen Gesandten begleitete, die Ländereien und vor allen den Ort Zaleszczyki. Dort betrieb der Besitzer, der Kastellan von Krakau Stanisław Poniatowski (1676–1762), Vater des baldigen polnischen Königs, Manufakturen und hatte deutsche Kolonisten berufen. Doch musste Boscovich, der während seiner Durchreise durch Polen die späteren Gebiete Galiziens sah, dazu bemerken:

es ist nicht zu beschreiben, wie vernachlässiget dieselben [= Manufacturen] in Pohlen sind. [...] Wenn die pohlnischen Herren seinem [des Grafen Poniatowski] Beispiele nachahmten, und so nützliche Kosten auf die Verpflegung der Künste und Aufrichtung von Manufacturen verwendeten, so würde es in Pohlen ganz anders aussehen<sup>40</sup>.

Den Gesamtvorstellungen über den galizischen Adel entsprachen durchaus die Schilderungen eines galizischen, als „Polak“ bezeichneten Gutsbesitzers, wie sie der Wiener Schriftsteller und josephinistische Aufklärer Joseph Richter (1749–1813) in seinen satirischen, teilweise

---

<sup>38</sup> E.T. Kortum, *Magna Charta von Galicien oder Untersuchung der Beschwerden des galicischen Adels polnischer Nation über die österreichische Regierung*, (1790) [auch in: *Statistische Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der österreichischen Monarchie*, hg. v. H. Grellmann, G. Moritz, 1 (1795), S. 1–228]

<sup>39</sup> Zu Boscovich Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 10 (1857), S. 82–85; zuletzt Ruder Bošković (Boscovich) und sein Modell der Materie, hg. v. H. Grössing, H. Ullmaier, (2009).

<sup>40</sup> J. Boscovich, *Reise von Konstantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau nach Lemberg in Pohlen*, (1779), S. 136–137.

autobiographisch geprägten *Eipeldauer-Briefen* in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts ansatzweise vermittelte<sup>41</sup>. Die Thematik spielt aber bei ihm keine besondere Rolle.

Aus dem hier ansatzweise skizzierten Bild des galizischen Adels in der österreichischen Literatur der Zeit bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts lassen sich einige Topoi zusammenfassen: Der Adel wird als eine müßiggängerische, stolze und egoistische Kaste dargestellt, die sich von den Privilegien ihrer früheren „goldenen Zeit“ nicht zu trennen vermochte. Sie legte ihrer Abstammung übermäßige Bedeutung bei, träumte von alten unbeschränkten Rechten auf ihren Dominien, wollte sich nicht von ihrer „tyrannischen“ Übermacht über die Untertanen trennen und machte nichts für den Aufschwung des Landes. Sie war bereit, den eigenen begrenzten Interessen alles andere zu opfern, dabei war sie jedoch selbst rückständig, ungebildet und sogar unsittlich. Die überspitzten Kritikpunkte werden mit verschiedenem Akzent als Charakterzüge des Adels oder der Polen im Allgemeinen behauptet. Grundsätzlich findet sich eine Übereinstimmung in den meisten Kritikpunkten, sowohl bei den radikalen, wohl auch frustrierten Kritikern der ständischen Gesellschaft, wie das bei Kratter der Fall war, als auch bei jenen, die weit davon entfernt waren, die Legitimität der ständischen gesellschaftlichen Ordnung und des Adels in Frage zu stellen. Objekt der Kritik ist einmal Adel als solcher im Allgemeinen, ein anderes Mal jedoch der galizische oder polnische Adel bzw. polnische Verhältnisse im Besonderen. So gehörte diese Adelskritik, wie schon erwähnt, in den Kontext des damaligen zivilisatorisch-rationalistischen Polendiskurses, mit dem auch die Eingriffe der Teilungsmächte in die vorgefundenen Strukturen und Beziehungen legitimiert wurden.

Im gewissen Sinne bedeutete also die Kritik an den polnischen Zuständen und damit auch die Kritik am polnischen Ständewesen und Adel eine negative Folie zu eigenen Reformentwürfen und Zivilisationsvorstellungen. Darin ist zum großen Teil die Funktion des kritischen Blicks auf Galizien und dessen Adel zu sehen: Indem man sich von diesem Hintergrund absetzte, formulierte man eigene Perspektiven und Werte. Schließlich ist anzunehmen, dass Galizien im gewissen Sinne zum Experimentierfeld josephinischer Reformen werden sollte, auch wenn diese Frage stets zur Diskussion steht.

---

<sup>41</sup> Vgl. dazu Arnold, *Geschichte der deutschen Polenliteratur*, S. 206–208.

### 3. Erkundungen österreichischer Beamten: Gouverneur Pergen

Die Schriftsteller und Reisenden der 1780er und späteren Jahre waren sicherlich nicht die ersten, die sich mit den galizischen Strukturen und der Kultur beschäftigten. Bereits ab den ersten Wochen nach der Inbesitznahme musste sich die habsburgische Verwaltung, wie bereits erwähnt, mit allen grundsätzlichen Fragen und Problemen intensiv beschäftigen. Dazu gehörte auch die Problematik der polnischen Magnatenediten und des Adels. Um der Frage nach den Wechselwirkungen zwischen dem in den Beamteneliten bzw. am Hof herrschenden Diskurs, den in den Reiseberichten formulierten literarischen Bildern und den sich formierenden Galizien-Stereotypen nachzugehen, lohnt sich ein Blick darauf, wie die aristokratisch-adligen Schichten aus der Sicht Wiens bzw. der Repräsentanten der Regierung betrachtet wurden. Dabei geht es hier vor allem um die herrschenden Bilder und Urteile, nicht um Maßnahmen und Reformentwürfe der Regierung, die in Galizien umgesetzt oder erwogen wurden – diese zu analysieren würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen.

Um der so gestellten Frage nachzugehen, erscheint es sinnvoll, das Augenmerk auf die Äußerungen aus der Zeit vor der Welle der galizischen Reise- und Berichtsliteratur zu richten, d. h. am besten auf die 1770 und die frühen 1780er Jahre. Stellvertretend wird hier eine der aussagefähigsten Quellen aus dieser Periode gewählt, die relativ umfassend ist und die Eigenschaften eines Sachberichtes und einer Berichterstattung mit einer Beurteilung, die auf den Erfahrungen aus einem persönlichen Aufenthalt basierte, kombiniert: die Stellungnahmen des ersten Gouverneurs von Galizien Johann Anton von Pergen (1725–1814) zum Wiener Fragenkatalog, an dessen Formulierung vor allem Kaiser Joseph II., Kaiserin Maria Theresia und Staatskanzler Wenzel Anton Kaunitz beteiligt gewesen waren.

Bereits in den ersten Monaten und Jahren nach der Übernahme Galiziens durch Österreich gehörte das Einholen von Erkundigungen über das Land zu den ersten und dringendsten Aufgaben. Darauf richteten sich auch die ersten Schritte der habsburgischen Verwaltung, um sich überhaupt in den politischen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes zu orientieren. Selbst die Rechte des Adels, die urbarialen Bezie-

hungen, der Stand der Kameralgüter usw. waren Themen, zu denen man sich zunächst grundlegende Informationen und Hintergründe verschaffen musste<sup>42</sup>. Im ständigen Austausch zwischen Wiener Behörden, der Kaiserin und dem Kaiser, den einzelnen Beamten sowie Kommissaren in Wien sowie Beamten und Behörden in Galizien wurden die grundlegendsten Informationen geklärt, Urteile diskutiert und auf dieser Grundlage notwendige Entscheidungen in Betracht gezogen.

Aus diesen Gründen überrascht es nicht, dass die Jahre 1772 und 1773 im Kontext der Landesübernahme sowie der Überlegungen zur eventuellen künftigen Ständeverfassung auch die Kristallisationsperiode für die österreichische Adelspolitik in Galizien waren. Am ausführlichsten konnte sich aufgrund von ersten Erfahrungen gerade Graf Perggen äußern: Waren die Überlegungen zum ständischen System doch vor allem eine Frage von grundsätzlichen politischen Einstellungen der Wiener Akteure, konnte man über den polnischen Adel und dessen Charakter kompetenter erst nach der ersten direkten Erfahrung Auskunft geben und diese beurteilen, auch wenn die Regierung gewisse Vorstellungen über die Adelspolitik der Monarchie sowie den polnischen Adel schon früher besaß. Aus diesem Grund beschränkte sich auch der Hof in seinem umfassenden Fragenkatalog aus dem Jahr 1772 auf bloße Fragen bezüglich des Charakters einzelner Adelsgruppen und gelangte nicht, im Unterschied zur Thematik der ständischen Repräsentation, zu eigenen Lösungsvorschlägen oder allgemeinen politischen Überlegungen. Der Landesgouverneur war hier daher nicht zur Stellungnahme zu Reformprojekten gezwungen und mit etwaigen direkt an ihn gerichteten Entwürfen konfrontiert. Außerdem charakterisierte Perggen den Adel bei manchen anderen Gelegenheiten. Interessant ist dabei nach den Antworten an Maria Theresia eine umfassende Denkschrift an den Kaiser Joseph II. und den Kanzler Fürst Kaunitz vom Juli 1773<sup>43</sup>, die den Zustand Galiziens im Allgemeinen darstellen

---

<sup>42</sup> Glassl, 1972, S. 19–77; Rosdolsky, *Untertan und Staat*, S. 19–32.

<sup>43</sup> Perggens Denkschrift an Joseph II. und Kaunitz vom Juli 1773, Centralnyj deržavnyj archiv Ukrainy, Lviv [Zentrales Historisches Staatsarchiv der Ukraine, Lemberg] (weiter ZSUL), Fonds 146 – Halyc´ke namistryctvo [Galizisches Landesgubernium] 1772–1921, op. 1, spr. 5. Zu Perggens Plänen, Stellungnahmen und Vorschlägen u. a. Glassl, *Das österreichische Einrichtungswerk*, S. 38–67; H.-Ch. Maner, *Galizien. Eine Region im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert*, (2007), S. 32–37. Das erwähnte Fragenkatalog s. YSUL, op. 1 – Besondere Akten, spr. 4.

sollte und daher auch grundsätzliche Informationen und Urteile vermittelte, wie sie aus der Sicht eines hohen habsburgischen Beamten gesehen und getroffen wurden.

Pergen urteilte zwar sehr kritisch über den polnischen Adel, andererseits kam bei ihm eine gewisse Offenheit in seinem Urteil zum Tragen, wenn es etwa um die mögliche Einstellung polnischer Adliger im österreichischen Verwaltungsdienst ging. Auch sind seine negativen Äußerungen nirgendwo gänzlich pauschalisiert: Sie werden in der Regel mit dem Bewusstsein vieler „positiver Ausnahmen“ gemacht. Im Laufe der nächsten Zeit sollte das Bild des polnischen Adels in der Perspektive Wiens eher an kritischer Schärfe und Eindeutigkeit gewinnen. Doch ist das Bild, das Pergens Bericht in seinen Antworten auf die Fragen aus Wien vermittelt, prägend für die Art und Weise, in der der polnische Adel Galiziens in den nächsten Jahrzehnten von den österreichischen Behörden betrachtet werden sollte. Alle wichtigsten Probleme und Themen tauchen hier auf, und zwar in tendenziös klar negativ-kritischem Licht.

In seiner Denkschrift vom Juli 1773 vermittelte Pergen ein grundsätzliches Urteil über den galizischen Adel, teilweise sogar im einführenden Satz des Teiles, in dem einzelne soziale Gruppen der dortigen Gesellschaft angesprochen werden:

Dieses Corps [d. h. der Adel], welches in Pohlen so zu sagen den einzigen Stand ausmachtet, in welchem sich die hochberühmte pohlische Freyheit concentrirer, und das auf alle übrige Klassen von Einwohnern als verwerfliche Erdensöhne mit Selbstgenüchlichkeit und Stolz von seiner eingebildeten Höhe herabzusehen gewöhnet war, soll billig zuerst die Revue passiren. Und weil der galizische Adel dadurch, daß er einen andern Herrn, doch noch in vielen Stücken keine andern Gesinnungen bekommen hat, so wird es die Mühe genugsam lohnen auch den Geist zu beschreiben, welcher ihn unter der pohlischen Regierung beherrschte, und gewisser Maassen solang beherrschen wird, als die jenseitige Verfassung besteht, und er mit denen übrigen Pohlen in einiger Verbindung bleibet<sup>44</sup>.

Im Folgenden vermittelte Pergen grundlegende Informationen über die Struktur des polnischen Adels, wobei er insbesondere seine formale

---

<sup>44</sup> Pergens Denkschrift, S. 43.

Einheit und faktische soziale, politische und kulturelle Differenzierung kommentierte. Schon Pergen schlug hier die traditionelle Unterscheidung der Magnaten, des mittleren („wohlhabenden“) Gutsadels und des armen, meistens unbegüterten Adels vor. Des Weiteren beschrieb er die Grundsätze des polnischen politischen Systems, bezogen auf die Übermacht des Adels, wobei gerade hier Bilder im Vordergrund stehen, die sehr charakteristisch für die Legitimation der Teilungen Polens seitens der Teilungsmächte sind (Hervorhebung des inneren Zwists, Unruhen, private Truppen, Konföderationen als Ausdruck von Oligarchie, Aberglauben und Unwissenheit)<sup>45</sup>.

Aus diesen Umständen ergab sich nach Pergens Meinung auch die Lebenswelt des polnischen Adels, die sich durch schlechte Erziehung perpetuierte und zum negativen Typus eines eingebildeten, unwissenden, machtsüchtigen und meistens ungebildeten Adligen führte:

Die Erziehung der polnischen Herren also war jederzeit sehr schlecht. Schon in der zärtlichsten Jugend von ihrer Unabhängigkeit unterrichtet, und durch die Schmeicheley verwöhnet zogen sie wenig Vortheil von den Bemühungen ihrer Lehrmeister, deren Auswahl, so wie sie selten mit der nöthigen Einsicht gemacht war, auch selten gelang. Der aufgeblasene junge Herr konnte also die für einen Mann vom Stande gehörigen Gesinnungen und Charakter weder durch die häusliche noch öffentliche Erziehung bekommen. Er lernte blos ein wenig Latein und französisch. Sodann wurde er auf Reisen geschickt, um sich außer Landes Kenntnisse und Tugenden zu erwerben. [...] Wenn noch einige wirklich mit Nutzen reisetzen, so war es mehr ihrem glücklichen Naturel, das sie vor der Ansteckung bewahrte, als denen Grundsätzen zuzuschreiben, welche sie mit sich auf die Reise nahmen. [...] Kaum ist ein solcher Mensch sein eigener Herr, so denkt er schon an nichts anderes mehr, als auf Thorheiten, und auf die Befriedigung seiner Einfälle und seiner Leidenschaften. Seine gut gefüllte Börse, und die Ziegellosigkeit [sic] macht ihm alles leicht: also gleich findet sich ein Schwarm von Schmeichlern, die ihm ohne Aufhören Weyhrauch streuen, und je mehr sie ihm mit dem Rauchfaß unter die Nase fahren, wodurch ein vernünftiger Mensch nothwendig beleidiget werden müßte, um so viel mehr überhäufet er diese gedungene Bewun-

---

<sup>45</sup> Ebenda, S. 45–48.

derer mit Wohlthaten. Er selbst ist davon so lebhaft überzeugt, daß es demjenigen übel bekommen würde, welcher hierüber nur im geringsten zweifeln wollte. Auf solche Art wird Verschwendung, Ausgelassenheit, Spielen, Ungerechtigkeit, und Gewaltthaten als erlaubte Ergötzlichkeiten angesehen<sup>46</sup>.

Noch schlechter sah das in Pergens Augen mit der Erziehung beim mittleren und niederen Adel aus. Die „wohlhabenden“ Edelleute (also der mittlere, begüterte Adel), die ihm zufolge das Gros des Adelsstandes darstellten, befanden sich schon an der Grenze der völligen Bildungsferne.

Ein geringerer pohnischer Edelmann hat keine andere Erziehung, als jene welche ihm die Intriguen und die AntiChambre geben und welche endlich der Ehrgeitz und die Habsucht vollführen; Bevortheilung, die Lüge, und der Betrug werden als eine feine Politik betrachtet, wenn er hierdurch seinen Zweck erreichen kann<sup>47</sup>.

Gerade für diese Schicht war nach Ansicht Pergens die Verbindung völlig fehlender Fähigkeiten mit der Sehnsucht nach Ämtern und Würden charakteristisch. Durch die Bemühungen, Positionen mit Hilfe ihrer aristokratischen Gönner zu erlangen, war sie zur aktiven Teilnahme an Herausbildung und Fortsetzung des Klientelsystems bereit. Als typisch betrachtete der niederösterreichische Graf die Überzeugung solcher Adligen, dass sie trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit zur Teilnahme am Reichstag und Tribunalgeschäften fähig sein sollten.

Er glaubt, daß ein wenig schlechtes Latein, welches er gelernet hat, hinlänglich seye um die Republik zu regieren, und die Gerechtigkeit zu verwalten, als wovon er nicht die geringste Kenntniß hat. Ebenso wenig als von dem Militari, und dennoch erhält er ein Regiment, oder eine Compagnie, darum er sich aber wenig bekümmert<sup>48</sup>.

---

<sup>46</sup> Ebenda, S. 49–50, 52–53.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 67.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 68.

Die Einbildung und Selbsthochschätzung waren daher für Pergen die auffälligsten Charakterzüge des polnischen Adels. Mit dieser Ansicht war er nicht allein. Er theilte sie mit zahlreichen seiner Zeitgenossen sowie deutschsprachigen Beamten und Schriftstellern aus den unmittelbaren Nachfolgenerationen. Prägend hierbei war, dass sich um diesen Charakterzug – eng mit Unbildung und Egoismus verbunden – weitere Eigenschaften konzentrierten, die in den Augen der damaligen Polen- und Adelskritiker ausschlaggebend für die polnische bzw. galizische „Misere“ waren. Auch Pergen hat davon sowohl den politischen Verfall des polnischen Staates, die politischen und öffentlich-moralischen „Unsitten“, die Tyrannei über die Untertanen und den wirtschaftlichen Zustand des Landes direkt abgeleitet.

Um sich nun der Welt in einem gewissen Licht zu zeigen, fängt er [der junge polnische Adlige] an, mit seinen Favoriten Anschläge zu machen wie er in den Distrikten, in den Tribunalien, und auf den Reichstagen intriguiren und sich nothwendig machen könne. Seine Emissarii posauen daher seinen Eifer, seinen Patriotismus, seine Einsicht in öffentlichen Geschäften aller Arten aus, und zwar nach dem Verhältniß seiner Freygebigkeit, und Großmuth, welche sich bey dergleichen Gelegenheiten immer übertreffen. Von diesem Augenblick an wird dieser Mensch ein Staatsmann, er hat Freunde, man dringt sich ihm zu, man verlangt seine Empfehlung um einen üblen Prozeß zu gewinnen, um eine zweydeutige Forderung zu unterstützen, um eine Bedienung, oder Gnade zu erhalten, ohne sie zu verdienen. Alles schmiegt sich vor ihm, die einen beschützt er, die andern werden unterdrückt, so wie es ihm einfällt, wie es sein Nutzen erfordert, oder wie es die Leidenschaften, seiner Karakter verlangen.

[...] Kommt er in einen Distrikt, um Deputierte für ein Tribunal, oder Landboten für den Reichstag erwählen zu helfen, so blendet er die Versammlung durch seine Pracht, und den Staat, den er machet, und gemeiniglich urtheilet man von dem Fortgang seiner Unterhandlungen nach der Anzahl der Fässer, die auf seine Kosten ausgeleeret werden, nach denen Lobreden [...] und nach dem Lärmen, welchen er auf dem Landtag veranlasset hat.

[...] Dieses heisset also in Pohlen einen Kredit unter dem Adel gewinnen, die öffentlichen Geschäfte leiten und dem Vaterlande große Dienste

leisten. Ein solcher wichtiger Mensch ist von seinen Verdiensten ganz aufgeblasen, und verspricht sich mit den ersten Staatsbedienstungen belohnt zu werden. Wenn daher eine solche Würde erlediget wird [...] so hält er um selbe mit vielem Stolze an weiset man ihn nur ab, so wird er böse, schreyet und drohet. Seine Anhänger sind sein Echo, und der König welcher die Gnaden nach der strengsten Billigkeit austheilte wird als ungerecht, als ein Unterdrücker, und seine weisesten Handlungen als Gewaltthätigkeiten ausgeschrien<sup>49</sup>.

Pergens Meinung nach war das seinerzeit der Hauptgrund der politischen Abhängigkeit des polnischen Königs. Denn falls der Bewerber den angestrebten Posten vom König erhielt, betrachtete er ihn als seinen größten Gönner, allerdings nur solange, bis ihm seine Eifersucht neue Ziele und Vorhaben ins Gedächtnis rief. So waren die Polenkönige ständig gezwungen, Unwissenheit und Aufgeblasenheit zu honorieren und hohe Posten, einschließlich des Senats, mit Menschen zu besetzen, die in anderen Ländern keine nennenswerte Rolle spielen konnten<sup>50</sup>.

Durch die oben skizzierten zentralen Charakterzüge, die das Negativbild zu aufgeklärten Vorstellungen patriotischer Tugenden darstellten, wurden schließlich Pergens zufolge auch Eigenschaften geprägt, die auf den ersten Blick positiv, sympathisch und für den äußeren Beobachter angenehm erschienen. Dies gilt für die sprichwörtliche polnische Gastfreundschaft, die eine sehr wichtige Rolle im Selbstbild des sarmatischen Adels spielte und in diesem Sinne als Tradition auch durch weitere Generationen des polnischen Adels im 18.–20. Jahrhundert fortgesetzt und durch den habsburgischen Gouverneur durchaus auch anerkannt wurde<sup>51</sup>. Allerdings mit Vorbehalten, die seinen kritischen Grundtenor eher bestätigten:

Uebrigens sind die polnischen grossen Herren gesprächig, prächtig, und in ihrer Gastfreyheit fast übertrieben; die Fremden nehmen sie gemeiniglich ohne Wahl und Unterschied bey sich auf, also zwar, daß ein

---

<sup>49</sup> Ebenda, S. 53–55.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 55–56.

<sup>51</sup> Vgl. bspw. J. Tazbir, *Kultura szlachecka w Polsce. Rozkwit – upadek – relikty*, (1998), S. 23–27, u. v. a. m.

geschickter Aventurier bey ihnen für einen grossen Mann gelten kann. Sonst sind sie andächtig, aber mehr mit Grimassen, als aus wahrer Frömmigkeit, höflich aus Eigenliebe, großmüthig um Aufsehen zu machen, freygebig mit Versprechungen, aber wenig besorgt um sie zu halten, jähzornig, leichtsinnig, unbeständig ziehen sie immer aus einer Provinz in die andere, um überall Ränke zu spielen, und schleppen aller Orten ihre Küche, ihre Zuckerbäckerey ihre grossen Flaschenkeller und einen Scharen von Müssiggängern, von Schmarotzern, von Schmeichlern, und oft auch von Taugenichts mit sich<sup>52</sup>.

Die Selbsthochschätzung des polnischen Adels, die damit zusammenhängenden „Unsitten“ und die schlechte Erziehung resultierten aus dieser Perspektive nicht nur im politischen Verfall, sondern auch in Misswirtschaft. Müßiggang war gewiss ein festes Topos der aufgeklärten und später liberalen und demokratischen Adelskritik im Allgemeinen, bei der Kritik der polnischen und galizischen Zustände wurde jedoch dieser Punkt besonders akzentuiert. So war es auch möglich, die wirtschaftlichen Probleme des Landes und die geringe Rentabilität zahlreicher galizischer Güter auf den Charakter der Grundobrigkeiten zurückzuführen. Eigenschaften des polnischen Adels, politischer Zwist, der Untergang Polens und die wirtschaftliche Misere stellten dann einen engen, zum Teil eindimensional kausalen, zum Teil dialektischen Zusammenhang dar und konnten als Topoi in eine semantische Reihe gestellt werden. So resultiert auch bei Pergens die „Unwirtschaft“ galizischer Güter aus dem oben skizzierten Charakter des polnischen Adels und ist dessen Ausdruck sowie Resultat. Das Desinteresse an dem Wirtschaftsgang der Güter, an den Verbesserungen der Landwirtschaft waren für den Gouverneur insbesondere bei den Magnaten eine direkte Folge ihres Lebensstils und ihrer sonstigen Interessen. Nur so konnte es sein, dass die meisten der Magnaten ihre Güter, die ihnen sonst von Nutzen sein könnten, an ihre Günstlinge verpachteten oder durch andere Adlige bewirtschaften ließen. Aus dieser Perspektive war die Gutswirtschaft fest in das Klientelsystem eingebaut und erhielt eine andere, außerwirtschaftliche Relevanz. Das Hauptproblem sah Pergens allerdings nicht in dieser Tatsache an sich, obwohl der Abbruch des Klientelsystems eines der Hauptziele

---

<sup>52</sup> Pergens Denkschrift, S. 56–57.

der Regierung war – ebenso wie der reformorientierten Eliten in Polen. Graf Pergen beurteilte die Angelegenheit nicht aus der Logik des magnatischen Klientelsystems und der äußeren Lebensführung heraus, sondern aus der Sicht eines aufgeklärten Beamten und vornehmlich aus der ökonomischen Perspektive: Er betonte, dass besonders solche Adlige als Pächter und Verwalter auf Magnatengütern eingesetzt seien, die Untertanen unterdrückten, den eigenen Patron betrügen und egoistische Ziele ohne Rücksicht auf die Interessen des Besitzers und der Untertanen verfolgen würden. Sie ruinierten und verschuldeten nur die Güter, die sonst ertragreich sein könnten. Dies galt in Pergens Augen auch für die falsch ausgewählten obrigkeitlichen Verwalter und Beamten dort, wo die Güter in Eigenregie der Magnaten verwaltet wurden. Pergen zufolge gab es unter den galizischen Aristokraten nur wenige Ausnahmen, welche über notwendige Kenntnisse und Fähigkeiten verfügten. Als namhaftes Beispiel nannte er den Fürsten Adam Kazimierz Czartoryski<sup>53</sup>.

Das Klientelsystem, auch wenn es nicht so genannt wurde, wurde von seiten der österreichischen Verwaltung als eines der Hauptprobleme angesehen, die mit dem polnischen Adel konnotiert wurden. Ähnlich wie die reformorientierten Politiker in Warschau, sah auch Wien darin eine Ursache des politischen Verfalls in Polen und eine Säule der Übermacht der Magnaten. Den eisernen Kreis der Klientelabhängigkeit beschrieb Pergen am Beispiel des mittleren Adels, dessen Angehörige sich trotz der formalen Gleichheit des gesamten Adelsstandes in Polen solchen Machtverhältnissen fügen mussten. So

ist der Arme immer ein Sklav des Reichern, und dienet ihm so, daß er sich oft zu den verächtlichsten Beschäftigungen herabläßt; denn der meiste Theil des Adels hat nur ein kümmerliches Auskommen, und die Mittel sich etwas Weniges zu erwerben. Wenn ihm auch das Glück ein hinlängliches Vermögen beschieden hat, so ist er doch allzeit genöthigt, einen Beschützer oder Herrn unter dem reichern Adel zu suchen, dessen Leidenschaften, Rachsucht, und Ungerechtigkeiten als ein Instrument zu dienen und seinen Willen zu befolgen. [...] Nur auf diese Art kann ein Edelmann weiter kommen, und seine Güter erhalten<sup>54</sup>.

---

<sup>53</sup> Ebenda, S. 57.

<sup>54</sup> Ebenda, S. 65–66.

Resultate davon waren Pergen zufolge die Parteilichkeit, Koterien, Rachsüchtigkeit, rohe Gewalt und schließlich auch „jener Geist der Uneinigkeit [...], der die Versammlungen des Adels so stürmisch, so lächerlich und so verächtlich machet“<sup>55</sup>.

Sowohl aus der Sicht der österreichischen Beamten des 18. und 19. Jahrhunderts als auch in der polnischen historischen Tradition war die Titelsucht des polnischen Adels dessen markanter, allgemeiner Charakterzug. Er wurde beinahe zum sprichwörtlichen Merkmal, das selbst in der modernen polnischen Kultur seit den gesellschaftlichen Kritiken der Frühneuzeit über die aufgeklärte Kritik des Sarmatismus und die kulturellen Repräsentationen des 19. und 20. Jahrhunderts bis in die heutige Geschichtskultur andauernd thematisiert wurde<sup>56</sup>. Auch Pergen hielt die enorme Sucht nach Titeln, die häufig rein formaler Art waren, in ihrem Ausmaß für eine Eigenart des polnischen Adels, die er in den Kontext seiner generellen Adels- und Polenkritik stellte:

Die Pohlen sind sehr begierig nach Ehrentiteln. Derjenige, welcher sich noch am meisten mässiget, und am wenigsten Gelegenheit, und Mittel hat sich zu produciren, wendet seine Absichten auf die Distriktbedienstungen, nämlich das Amt eines Subcamerarii, eines Schwerdträgers, Hofmeisters, Vorschneidermeisters, Jägermeisters u.d.gl. welches noch allenfalls angienge, denn diese Ämter sind errichtet um den König zu bedienen, wenn er in den Distrikt käme; Allein da nicht alle dergleichen Chargen erhalten können, so suchen sie auch welche, die nicht vorhanden sind, und dergleichen fingirte Aemter sind so sehr vermehret worden, als es bemittelte Edelleute gibt. [...] Noch ärmere Edelleute bekümmern sich nicht einmal um diese Formalitäten, und legen sich ohne Anstand alle die Titel bey, mit welchen sie gezieret seyn wollen. Die Weiber bilden sich hierauf so viel ein, daß sie sich beleidigt finden würden, wenn man sie nicht Frau Schwerdträgerinn, Frau Jägermeisterinn, Frau Vorschneiderinn u.d.gl. nennen sollte. [...]

Ein Edelmann, wenn er ein wenig französisch gelernt hat, ist schon ein Graf, und erscheinet in dieser Eigenschaft außer Landes, oder er verheue-

<sup>55</sup> Ebenda, S. 67.

<sup>56</sup> Unter vielen anderen vgl. auch Tazbir, *Kultura szlachecka*, S. 29–31. In diesen Kontext sind schließlich auch einige Werke des galizischen Adligen und Politikers des 19. Jahrhunderts, des Grafen Aleksander Fredro zu verorten.

rathet sich, und seine Frau ist Madame la Comtesse. Vorhin ließ sich auch derjenige, welcher eine Starostey hatte, einen Grafen, und Se. Exzellenz nennen, er behauptete auch, daß ein Starost nichts weniger, als ein Graf seyn könnte [...].

Alle diese Ausschweifungen haben keinen anderen Grund, als die Unwissenheit, die schlechte Erziehung, das böse Beyspiel, und die Schmeicheley, sie könnten auch nicht leicht auf einen höhern Grad getrieben werden, als sie wirklich sind<sup>57</sup>.

Für die zukünftige Adelpolitik des österreichischen, preußischen, russischen und polnischen Staates wurde das Problem des Kleinadels gravierend: Es ging darum, überhaupt Instrumente zu entwickeln, um die Masse des Kleinadels in einer bestimmten Weise behandeln zu können. Dazu gehörten methodische Ausgangspunkte ebenso wie verwaltungstechnische Fragen. Während die preußische Monarchie das Phänomen des Kleinadels aus Pommern und nun auch aus der westpreußischen Kaschubei teilweise kannte<sup>58</sup>, handelte es sich für die österreichischen Behörden außerhalb Ungarns um eine neue Erfahrung. Die Überlegungen der Jahre 1772 und 1773 stellten also den eigentlichen Anfang jeglicher Berührung und Beschäftigung mit diesem Problem dar. Für die Adelpolitik und das Adelsverständnis war die Tatsache wichtig, dass hier die Abgrenzungslinie zwischen Adel und Nichtadel neu gezogen werden sollte. Einerseits sollte der Staat hier möglichst eindeutig Kriterien festlegen, nach denen über die Zugehörigkeit zum Adelsstand entschieden werden könnte, andererseits tendierte man dazu, möglichst breite Teile des unbegüterten Kleinadels aus dem Adelsstand auszugrenzen. Hier ging es unter anderem indirekt um eine Anpassung an das – aus der österreichischen Sicht – traditionelle Adelsverständnis, in dem es im Unterschied zu Polen kaum Raum gab für die Zuerkennung des adligen Status aufgrund von Selbstdarstellung, Tradition und allgemeiner Anerkennung durch andere Angehörigen des Standes. In den habsburgischen Erblanden reichte es nicht, dass man allgemein als Adliger anerkannt wurde und der Adelsstatus von einzelnen Personen oder Familien geglaubt wurde, sondern es

---

<sup>57</sup> Pergens Denkschrift, S. 68–71.

<sup>58</sup> H.-J. Bömelburg, *Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen*, (1995), S. 359–360.

musste ein eindeutig nachweisbarer Adel sein, der sich auf historische Beweise, Urkunden, Adels- und Erhebungsdiplome stützte. Gerade dies fehlte zahlreichen kleinadligen Familien in Polen. Hier entstand eine Kollisionsebene zwischen beiden Traditionen, woraus sich auch die Brisanz des Themas Kleinadel für die habsburgische Verwaltung in Galizien ergab.

Die kleinen Edelleute repräsentierten dem Landesgouverneur alle negativen Eigenschaften des polnischen Adels in äußerster Form, insbesondere was die Klientelabhängigkeit, Unwissenheit, Unbildung, Misswirtschaft und den Aberglauben anbetraf. Nicht nur, so Pergén, ist die Erziehung bei dieser Gruppe noch viel schlechter als bei dem hohen und mittleren Adel, sondern sie sei selbst in der Landwirtschaft, ihrer wichtigsten Ernährungsquelle, sehr unwissend „und zu einer ernstlichen Anwendung durch den häufigen Gebrauch des Branntweines meist untüchtig gemacht“<sup>59</sup>. Auch die Herkunft dieser Menschen, die eigentlich häufig untertänigen Familien entstammten und sich in verschiedenen Diensten die Gunst der Grundherren erwarben, sei manchmal unklar, und entspreche nicht den „üblichen“ Standards für die Anerkennung des adligen Status. Pergén spricht hier ausdrücklich auch von Untertanen, die in obrigkeitlichen Dienst zu einem anderen Ort, auf Güter in einem anderen Bezirk geschickt wurden, dort sich die „typisch adlige“ Namensendung -owski zufügten oder ihren Namen änderten, sich folglich als Adlige darstellten und sich Anerkennung verschufen, „wie dann überhaupt in Pohlen dasjenige, was in andern Ländern durch einen Schaffner verrichtet wird immer ein Edelmann besorget“<sup>60</sup>. Ähnlich taten dies angeblich Untertanen, die auf irgendwelche Art Geld erwarben, sich in eine Provinz begaben, wo sie unbekannt waren und sich dort erfolgreich als Edelleute ausgaben.

Andererseits sah aber Pergén auch die Gefahren, die sich für die Kleinadligen aus der Möglichkeit ergaben, dass ihr Adelsstatus in Frage gestellt oder dass ihnen Adelsanmaßung vorgeworfen werden würde. Nicht nur musste man die Authentizität des Adels bei vielen Familien trotz fehlender Beweise annehmen. Die drohende Aberkennung des Adelsstatus gab gerade den polnischen Magnaten die Möglichkeit, unbeliebte kleine Edelleute zu schikanieren, die dann ihren Status verloren, oder

---

<sup>59</sup> Pergens Denkschrift, S. 73–74.

<sup>60</sup> Ebenda.

sich in Prozessen finanziell völlig ruinierten – es sei denn, dass sie sich dem Willen des Magnaten fügten oder für sich einen mächtigen, ebenso großadligen Schutzherrn gewannen. Die potentielle Infragestellung des Adelsstatus bei kleinen Edelleuten war also eine wichtige Quelle für den Ausbau der Klientelen<sup>61</sup>.

Nicht uninteressant ist die große Bedeutung, die schon Pergen der spezifischen Kleidung polnischer Edelleute verschiedener Gruppen beimaß. Bereits hier finden wir die Betrachtung der polnischen adligen „Nationaltracht“ in ihrem kulturellen Zusammenhang mit der Tradition, Politik, Lebenswelt und den Einstellungen, die durch das Tragen dieser Kleidung ausgedrückt werden sollten. Dies wurde wiederum von Pergen vor dem Hintergrund seiner Kultur und Lebenswelt entsprechend im zivilisatorischen Sinne kommentiert. Pergens Optik entsprach hier im Grunde einem langfristigen Topos:

Auf die pohnische Kleidung, und die geschorenen Köpfe sind die Meisten, besonders die Alten noch sehr versessen. Vorhie wurde diesselbe, als das Characteristicum der pohnischen Freyheit angesehen, und viele Edelleute, welche sich deutsch gekleidet hatten, zogen pohnische Kleider an, wenn sie auf einen Landtag gingen weil sie sonst wenig Ansehen und schlechte Hofnung gehabt hätten zu Deputirten auf den Reichstag, oder zu Richtern in den Tribunalen gewählet zu werden. Dermalen fangen sehr viele an die Haare wachsen zu lassen, deutsche Kleider zu tragen, und diese Sprache zu lernen, wie sie dann bereits vorbereitet sind, daß künftig keiner employiret werden soll, der sich nicht deutsch kleidet, und zur Noth auch die deutsche Sprache verstehet als welcher auch schon bey der ersten Einrichtung der Vorzug gestattet wird<sup>62</sup>.

Kleidung, Frisur und Sprache wurden also schon hier zu signifikanten Symbolen, die nicht nur Kultur und Mentalität, sondern auch Einstellung und Meinung äußern sollten. Aller dieser Zusammenhänge war sich Pergen von Anfang an klar bewusst. Dies bedeutete aber für ihn nicht, Befürworter radikaler Einschnitte und Zwangsmaßnahmen zu werden.

---

<sup>61</sup> Ebenda, S. 74–76.

<sup>62</sup> Ebenda, S. 82–83.

In bemerkenswerter Weise erörterte er seine Ansichten schon kurz im Oktober 1772 in seinem Bericht an die Hofkanzlei; hier

führt [er – d. h. Pergen] die Ursachen an, ob welchen Er auf die gänzliche Abstellung der polnischen Kleidung sich nicht anzudringen getraue: Nur hält Er dafür, daß bei den Pohlen die geschorne Mönchs-Köpfe dadurch würden abgebracht werden können, wenn es dem Adel gleichsam als ein Vorzug eingeräumt würde, sich das Haar wachsen lassen zu dürfen<sup>63</sup>.

Wie eigenartig auch die Vorstellung Pergens sein mochte: Die österreichische „Frisurenpolitik“ dem polnischen Adel gegenüber sollte demnach keine repressive sein, sondern sich auf Angebote stützen und – letzten Endes – im Zusammenhang mit den an den Adel gerichteten Kompromissaussichten stehen.

In diesem Konnex verdient in der Denkschrift vom Juli 1773 übrigens die Ansicht Pergens über die adligen Frauen aus Galizien, die sonst nur selten zum Ausdruck kommt, Aufmerksamkeit, denn gerade hier sah er charakteristische Unterschiede und stellte die galizischen Damen im Sinne seiner zivilisatorischen Ideen als kulturell progressiv im Vergleich zu den Männern dar. Dies zeigte sich für ihn nicht nur in der Tatsache, dass sie schon seit langem französische Mode verfolgten und nachahmten, weniger Hang an den sarmatischen Traditionen zeigten und aktiv auch Französisch lernten. Pergen zufolge besaßen sie auch „vielen Witz“ und hatten „nach ihrer Art auch bessere Erziehung als die Männer“. Negatives Resultat davon sei jedoch, dass sie über ihre Männer großen informellen Einfluss auf die Politik ausübten und intrigierten<sup>64</sup>.

Pergens Ansichten über den Charakter des polnischen Adels dienten als Ausgangspunkt für die österreichische Politik in Galizien in verschiedenen Bereichen. Dies betraf in erster Linie auch die Frage der politischen Verfassung des Landes und die Möglichkeiten, ein ständisches System einzuführen. Hier war vor allem auf die politische Kultur des Adels und

---

<sup>63</sup> Pergen an Kaunitz, 20.10.1772. Elenchus Über die bei Revindizierung Galliziens zwischen dem Grafen v. Pergen und der geheimen Hof-, und Staats-Kanzlei verhandelte Schriften. Instytut Narodowy im. Ossolińskich [Ossolińskisches Nationalinstitut] Wrocław, Manuskript 9747/III, S. 11.

<sup>64</sup> Pergens Denkschrift, S. 84.

seine „politische Lebenswelt“ Rücksicht zu nehmen. Aus den negativen Charakterzügen ergab sich für Pergen auch die „polnische“ Beziehung zur Politik und das Verständnis der grundsätzlichen politischen Begriffe und Interessen, die mit der inneren Realität des Habsburgerreiches und den Interessen des Hofes nicht vereinbart werden konnten. Pergen schildert ein schwarzes Bild der polnischen magnatengesteuerten Politik, das von vornherein einen klaren Hintergrund für jegliche Überlegungen über das zukünftige ständische System sowie über die Frage darstellen musste, inwieweit dem galizischen Adel Mitspracherechte und Einflussbereiche eingeräumt werden könnten.

Im Allgemeinen sah er beim polnischen Adel die Überzeugung, durch die Angehörigkeit zum Stand angeborene Voraussetzungen zur Ausübung öffentlicher Geschäfte zu besitzen, was zur Vernachlässigung der notwendigen Kenntnisse und zur Herrschaft der Unwissenheit selbst in der Politik geführt habe.

Das Staats, und Völkerrecht wird in Pohlen nicht gelehret, man glaubt sie auch nicht nöthig zu haben. [...] denn sie glauben, dass ein Pohle von Stand, und Distinktion alles wisse und zu allem geschickt seye ohne etwas zu lernen. In einer Compagnie wird er ohne anzustossen von allen Materien über Quer und über Eck reden ohne zu bemerken daß die Vernünftigen dabey die Achsel ziehen<sup>65</sup>.

Den Höhepunkt seiner Kritik der politischen Kultur des polnischen Adels pointierte Pergen bei seiner Darstellung des Symbols der gesamtadligen Demokratie – der regionalen Landtage (sejmiki), wo sich (auf der Bezirksebene) die Idee des möglichen direkten Anteils aller Adligen an dem ständischen Mitspracherecht realisieren konnte.

Nichts war lächerlicher, als diese Versammlungen [...], daß sie ihren Anfang gemeiniglich mit denen Intriguen, und Negotiationen der verschiedenen Emissarien, den Fortgang mit Leerung der Flaschen, [...] das Ende aber mit Geschrey und bisweilen auch mit Blutvergiessen nahmen, wenigstens wenn man nicht gleich über den Entschluß einig werden konnte, welches sehr selten geschah. Bisweilen wurden die Stimmen

---

<sup>65</sup> Ebenda, S. 50.

verkauft, manchmal auch theuer bezahlt, indessen wusten die wenigsten, wovon die Rede war, und wann sie zusammen kamen, waren ihre Stimmen schon verkauft, oder doch feil geboten<sup>66</sup>.

Deutlicher konnte man die Untauglichkeit der polnischen Ständeversammlungen kaum behaupten. Allerdings kam Pergen unter anderem eben bei diesem Punkt nicht nur zur Berichterstattung über den Zustand des Landes, sondern auch zur Beurteilung der momentanen Lage nach der Angliederung an Österreich, der ersten Folgen, der Reaktionen des polnischen Adels und der sich daraus ergebenden Perspektiven für die Wiener Regierung. Was er über die Stimmung des polnischen Adels nach dem Mai 1772 äußerte, war zwar sehr vorsichtig, aber keineswegs nur negativ. Der Gouverneur glaubte sogar bei den Edelleuten erste Anzeichen der wohltuenden Wirkung der österreichischen Herrschaft beobachtet zu haben, und beurteilte daraus auch die möglichen Kompromisspotentiale zwischen Wien und der polnischen Nobilität. Dabei war er sich allerdings bewusst, dass sich der Adel in Galizien durch die Annexion sehr betrübt fühlte und viele Befürchtungen hatte, und dass die Besetzung durch Österreich von Anfang an keineswegs positiv wahrgenommen wurde. So berichtete der Graf beispielsweise im Oktober 1772 an die Hofkanzlei,

daß durch die Besitznehmung dieses pohnischen Antheils die Nazion, welche einen derley Vorgang nicht vermuthete, aus Furcht der in den k. k. Erblanden fürwaltenden häufigen Auflagen, auch innerlich kleinen [N]äkereien, in Verwirrung gerathen seyn [und dass] die Absckung des von Ihme bereits anverlangten Post-Kommissärs um so nöthiger [sei], als noch immer von den Magnaten verdächtige Korrespondenz geführet, und sich mit einer Unterstützung von Frankreich, oder einem von den russisch, und türkischen Kriegserfolgen mögend anderweiten Ausschlag geschmeichelt würde. [...]

Die Niedergeschlagenheit der Gemüther vermehre sich durch die Furcht, man werde Sie nicht nach hungarisch-, sondern nach böhmischen Regierungs-Form behandeln, von wessen Königreichs-Beschwerden, und

---

<sup>66</sup> Ebenda, S. 78.

eingerrissenen Ellende Sie genaue Nachrichten hätten. Dieß zwingt Ihn die gelindeste Weege einzuschlagen<sup>67</sup>.

Pergen war tatsächlich weit davon entfernt, eine Politik der harten Hand ohne Rücksicht auf die Gefühle polnischer Eliten zu betreiben – im Gegenteil, er sah in deren Beruhigung und Befriedung die Möglichkeit, sie von den Vorteilen der monarchischen Regierungsform und der habsburgischen Herrschaft zu überzeugen. Auch wenn er nicht an reale Zugeständnisse dachte, war ihm klar, dass die Vollendung der Annexion mit einiger Empathie mehr Erfolg versprechen würde. Daraus ergaben sich auch seine Ansichten über die zukünftigen Schritte: Während also sein Urteil über den Charakter des Adels für eine restriktive Politik sprach, war das bei diesen zuletzt erwähnten Überlegungen anders. Pergens Position ist daher keineswegs einseitig und geradlinig.

Die Veränderung des politischen Lebens im Lande in Folge der Inbesitznahme durch Österreich musste laut Pergen nicht bei allen Edelleuten negativ empfunden werden, insbesondere vor dem Hintergrund dessen, wie er die politische Kultur, den Verlauf der Landtage, die Übermacht der Magnaten und das Klientelsystem schilderte. So konnten angeblich schon damals viele kleine und mittlere Edelleute bemerken, dass die österreichische Herrschaft der unkontrollierten Hegemonie weniger Magnatenfamilien bereits ihre Basis entzog und dem gesamten Adel daher wirksamen Schutz sicherte. In diesem Zusammenhang meinte Pergen, dass sich der Adel mit der Kontribution abfinden würde, denn er würde dafür effektiven Eigentumsschutz gewinnen und wäre von der Notwendigkeit befreit, auf eigene Kosten private Truppen oder Parteien und Fraktionen zu unterhalten. Pergen behauptete sogar überrascht zu sein, wie willig sich viele Angehörige des niederen und mittleren Adels den österreichischen Anordnungen fügten<sup>68</sup>. Inwieweit er diesen Trend tatsächlich beobachten konnte, ob er eher optimistischen Täuschungen unterlag, oder aber die Ergebnisse seiner Tätigkeit brilliant darstellen wollte, lässt sich nicht endgültig und eindeutig beurteilen.

Trotz alledem waren aber die Befürchtungen, die abwartenden Haltungen und das Misstrauen des Adels ein grundsätzlich zu berücksichti-

<sup>67</sup> Pergen an Kaunitz, 20.10.1772, S. 5–6, 9.

<sup>68</sup> Pergens Denkschrift, S. 80–82, s. auch S. 62.

gender Umstand, den man durch richtige Schritte ändern sollte. Dies galt selbst für die Magnaten.

Sie werden sich doch auch zur neuen Regierungsform bequemen. [...] Man kann sich leicht vorstellen, daß es diesen Herren, sowie sie kein anderes Gesetz als ihren eigenen Willen kannten, sauer werden wird, sich in eine ordentliche Landesregierung zu schicken, welche Gerechtigkeit, und Gehorsam fordert. Allein das Gouvernement hat sich um diese Helden wenig zu bekümmern, die nur im Glücke stolz, und hochmüthig sind, bey dem geringsten Unglück aber demüthig und gelehrig werden. Es ist auch nicht ganz an ihrer Klugheit, und Vernunft zu verzweifeln. Die Art, wie sie von Seiten des Königs von Preußen, und Rußland, behandelt werden, wird auch die Biegsamkeit derjenigen befördern, welche unter die Oberherrschaft des Allerdurchlauchtigsten Erzhauses gekommen sind<sup>69</sup>.

Noch deutlicher als in seiner Denkschrift vom Juli 1773 äußerte sich Perggen bereits in seinen Antworten auf den früheren Fragenkatalog über die geeigneten Schritte dem Adel gegenüber, insbesondere was die Beschränkung seiner Privilegien und Einführung des neuen Systems anbetraf. Auch bei diesen Fragen war der erste galizische Gouverneur dafür, den Übertritt in das monarchische Habsburgerreich mit allen seinen Konsequenzen so erträglich wie möglich zu machen und die Gemüter und Befürchtungen zu beruhigen. Dies bekräftigte Perggen nicht nur in Anbetracht der Vorstellungen über die zukünftige ständische Verfassung und Zulassung der Polen in die Beamtenposten, sondern auch im Sinne eines Entgegenkommens gegenüber dem Charakter des polnischen Adels. Flexibilität zeigte Perggen hier unter anderem im Bezug auf die so heftig kritisierte Titelsucht, indem er vorschlug, an die polnischen Aristokraten und Adligen österreichische Titel mit Vorsicht zu verleihen<sup>70</sup>.

Bei Perggen, der hier die hohe österreichische Beamtenschaft, die Wiener Zentrale und den Hof repräsentierte, kann man eine enge Verknüpfung von polen- und adelskritischen Ansätzen mit aufgeklärt geprägter Überzeugung von einer zivilisatorischen Mission beobachten.

<sup>69</sup> Ebenda, S. 62.

<sup>70</sup> ZSUL, op. 1 – Besondere Akten, spr. 4, S. 311–312.

Er charakterisierte die polnischen politischen Zustände manchmal sehr vereinfachend, manchmal treffend und schlüssig, und tat das natürlich in der Optik seiner Lebenswelt. Seine Diagnose des „republikanischen“ Systems in Polen und dessen Zeichen unterwarf er dem kritischen Blick eines aufgeklärten Spitzenbeamten des absolutistisch regierten, sich auf rationalistische und philanthropische Prinzipien berufenden Landesfürsten einer aufstrebenden, mächtigen Monarchie. Die damit verbundene kulturelle Imputation in der Beurteilung Polens durch Pergen und andere, die in dem neu besetzten Land die neue Macht repräsentierten, entsprach schließlich der Aufgabe, dem zu erfolgenden Wandel und der eigenen Tätigkeit allseitige Legitimation zu verschaffen.

#### 4. Schlussfolgerungen und Ausblick

Kaum ein Jahrzehnt später sollte sich zeigen, dass sich das Bild des polnisch-galizischen Adels in den österreichischen Beamtenkreisen in seinen wesentlichen Zügen, Topoi und Stereotypen verfestigt hatte, inzwischen auch begleitet von der entstehenden deutschsprachigen Galizien-Literatur. Bis dahin sollten die kritischen Urteile unter den österreichischen Beamten direkt im Lande vorherrschen, bei denen die politischen und ökonomischen Konfliktlagen und die Erfahrungen aus dem persönlichen Umgang mit dem polnischen Adel als Bestätigung wahrgenommen und mit zivilisatorischen Zügen „verwertet“ wurden. Deutlich zeigte das die Enquete bei der Inspektionsreise zu den galizischen Kreisämtern, die der Galizien-Referent der Böhmisches-Österreichischen Hofkanzlei und der eigentliche – nach Pergen – „Galizien-Expert“ Wiens, Hofrat Johann Wenzel Margelik ab Juni 1783 unternahm. Während seiner Umfrage bei den Kreishauptleuten erhielt er meistens nur sehr negative und stereotypisierte Äußerungen über den polnischen Adel, wobei sich die Hauptkritik einerseits auf die Aristokratie (die Magnaten), andererseits auf den Kleinadel richtete. Es wiederholten sich Feststellungen, dass insbesondere die ältere und mittlere Generation des Adels dem polnisch-republikanischen Habitus verhaftet sei. Man urteilte, dass der Adel dem Staat gegenüber feindlich eingestellt, zu stolz sei und sich um den Wirtschaftsgang seiner Güter wenig kümmere, wobei hier allerdings mehrere Ausnahmen gesehen wurden. Kaum gute Worte fand man für den besitzlosen Kleinadel,

mit dem man völlige Ungebundenheit, Unkultiviertheit sowie komplett fehlende Bildung und Erziehung verband<sup>71</sup>.

Die Erkundungsarbeit der ersten Jahre der habsburgischen Herrschaft hatte unter anderem viele, teilweise umfassende Meldungen, Berichte und Vorträge über Galizien zum Ergebnis, die jedoch größtenteils nur einem sehr begrenzten Personenkreis bekannt waren. Trotzdem waren sie wahrscheinlich mitprägend für die Verfestigung eines kritischen Galizienbildes in den österreichischen Eliten, wurden doch die gefundenen Zustände ähnlich wie im Falle des preußischen Teilungsgebiets insgesamt sehr negativ wahrgenommen (schließlich war dies ja auch ein Legitimationsargument für die habsburgische Teilnahme an der Teilung Polens)<sup>72</sup>. Somit kann dies als eine kontinuierliche Fortsetzung und ein Resultat einer „schwarzen Legende“ Polens im damaligen Diskurs in den Teilungsmächten gesehen werden<sup>73</sup>.

Es erscheint daher kaum überraschend, dass die literarischen Bilder des galizischen Adels in den damaligen „Briefen“ und „Reisebeschreibungen“ nicht wesentlich von Urteilen abweichen, die sich schon in den Jahren nach 1772 in amtlichen Akten der Wiener Zentralstellen finden. Um noch ein prägnantes Beispiel höfischer Provenienz heranzuziehen, das nicht von Pergen oder Margelik stammt, sei hier eines von mehreren Urteilen zitiert, die in den 1770er Jahren getroffen wurden, über ein Land,

wo der republicanische Geist in den Gemüthern des Adels noch nicht erloschen; wo dessen Betragen gegen die Unterthanen unter der vormaligen Regierungsform von älteren und neueren Zeiten her bekannt ist und mehrfältige Emigrationen veranlasset hat; wo dem Mißbrauch seiner ohnumgeschränkten Freyheit der dermalige Verfall der Contribuenten und mehrerer Städte größtentheils zuzuschreiben ist; wo [...] eine jede

---

<sup>71</sup> Vgl. ausführlich dazu nach wie vor Tokarz, *Galicya*, S. 300–303.

<sup>72</sup> J. Topolski, *Wyjaśnienie i usprawiedliwienie w historiografii: analiza poglądów polskich i niemieckich historyków na rozbiory Polski (do 1939 roku)*, in: ders., *Prawda i model w historiografii*, (1982), S. 155–245; M.G. Müller, *Die Teilungen Polens 1772, 1793, 1795*, (1984), S. 69–80; M.H. Serejski, *Europa a rozbiory Polski. Studium historiograficzne*, (1970), <sup>2</sup>2009.

<sup>73</sup> Vgl. vor allem zu Preußen: D. Łukasiewicz, *Czarna legenda Polski. Obraz Polski i Polaków w Prusach 1772–1815*, (1995), insb. S. 43–55; H. Orłowski, „Polnische Wirthschaft“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*, (1996), passim.

Obrigkeit nach selbst eigener Willkühr dem Unterthan Schuldigkeiten, die vielmalen seine Kräften weit übersteigen, auferlegt, solche nach Wohlgefallen erhöht, sich Giebigkeiten und Gerechtsame anmaßet, die dem Landesfürsten allein zuständig sind; und wo überhaupt das Verfahren des Adels gegen den Unterthan rauhe ist<sup>74</sup>.

Dies ist geradezu ein komprimiertes Gesamturteil über den polnischen Adel Galiziens, das selbst und gerade ein Kratter hätte unterzeichnen können. Aber gerade als ein solches Urteil verdient es in unserem Kontext Aufmerksamkeit: Denn stellten sich der Adel und seine bisherigen formal fixierten oder usurpierten Privilegien als wichtige Hürde dar für die innere, tatsächliche Integration Galiziens in die Habsburgermonarchie sowie für die Regierung dieses Landes nach den Prinzipien, die dem politischen System Österreichs und den Vorstellungen der Regierenden und Staatseliten entsprechen würde, musste gerade bei der Frage der adligen Macht und ständischen Verfassung begonnen werden. Diese musste sich auch für die Zukunft als eine der zentralen Problemachsen der österreichischen Politik in dieser Provinz herauskristalisieren, umso mehr, als dass ihre Lösung lange Zeit als provisorisch, vorläufig, vorübergehend und reformbedürftig angesehen wurde. Vor dem Hintergrund der bisherigen Stellung sowie der neuen Erfahrungen zeigte sich diese Problematik auch entscheidend für die Fragen der Legitimierung des Adels als gesellschaftliche Elite, für seine Selbstwahrnehmung und nicht zuletzt für das Verständnis des Adelsstatus.

Es scheint also, dass sich das literarische Bild nicht wesentlich von den Eindrücken unterschied, die aufgrund von verschiedenen Berichtserstattungen nach 1772 in Wien entstanden. Dies ist grundsätzlich nicht verwunderlich: Die meisten Autoren der gedruckten Werke über Galizien, die nach der damaligen Mode als Reisebeschreibungen oder Briefe stilisiert wurden, kamen nach Galizien von außen – als Beamte, Gelehrte, Offiziere. Sie waren deutschsprachig und geprägt vom aufklärerischen Gedankengut, oder sie zeigten sich in einigen Fällen sogar als Personen, deren Ansichten und Denkweisen nicht nur vom Aufklärungsdiskurs im

---

<sup>74</sup> Sitzungsprotokoll der Galizischen Hofkanzlei von 2. April 1774, zit. nach R. Rozdolski, *Stosunki poddańcze w dawnej Galicji*, 2 (1962), S. 71–72; Rosdolsky [=ders.], *Untertan und Staat*, S. 61.

Allgemeinen, sondern direkt von der Optik des thesesianisch-josephinischen Staates beeinflusst waren.

Die Beschreibungen, die später zunehmend von der politischen Literatur (Broschüren) und Presseberichten begleitet waren, lassen in vielen Punkten ein relativ einheitliches Bild des Landes entstehen, zu dessen Hauptcharakteristika die polnische Vergangenheit und „Wirtschaft“<sup>75</sup> gehörten, ebenso wie die Übermacht des Adels, die katastrophale Stellung der Untertanen, die wirtschaftliche und kulturelle Rückständigkeit des Landes, eine fehlende Bildung der Bevölkerung, der große Einfluss und die Übelstände der Kirche und Geistlichkeit, Armut, eine sehr negativ dargestellte Rolle der Juden sowie „exotische“ Bevölkerungsgruppen, für welche die ethnischen Gruppen insbesondere im Karpatenbogen gehalten wurden. Diese Topoi korrespondierten mit dem sich damals formierenden Fortschritts- und Rückständigkeitsdiskurs sowie neuen Ost-West-Kategorien<sup>76</sup>. Der österreichische Rechtswissenschaftler und Beamte aus der Nachfolgegeneration dieser Zeit, Ignaz Beidtel (1783–1865), kommentierte dies aus seiner etwas späteren Perspektive und diagnostizierte bereits damals die Verknüpfung des entstehenden Galizien-Bildes mit dem Reformimpetus des Wiener Hofes:

Die Deutschen glaubten [...] überall, wohin sie blickten, Beweise oder Spuren der ‚polnischen Barbarei‘ zu bemerken. Da der Ackerbau auf einer niedrigen Stufe stand, das Landvolk ungeachtet des fruchtbaren Bodens arm war, viele Edelhöfe nicht viel anders als deutsche Bauernhäuser aussahen, die Städte fast ganz von Holz gebaut waren, alle Chausséen fehlten und der Bauer in weit grösserer Abhängigkeit von den Gutsherrn lebte als in den deutschen Provinzen, so meinten die deutschen Beamten, alles das müsse sich ändern, und einzelne von Wien gekommene Anordnungen bestärkten sie in diesen Anschauungen<sup>77</sup>.

Einer der zentralen Teile dieser Bilder war die Problematik des Adels und der Stände, welche, wenn auch mit verschiedenen Akzenten, regulär

---

<sup>75</sup> Der Begriff „polnische Wirtschaft“ taucht allerdings im österreichisch-galizischen Kontext des späten 18. Jahrhunderts nicht auf.

<sup>76</sup> Vgl. dazu, u. a. für Polen, Wolff, *Inventing Eastern Europe*.

<sup>77</sup> I. Beidtel, *Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740–1848*, 1 (1896), S. 160.

reflektiert wurde. Doch lässt sich auch hier eine grundsätzliche Ähnlichkeit, wenn nicht Einigkeit beobachten: Der Adel wird in Bezug auf seine polnische staatliche Vergangenheit mit allen dazugehörigen politischen und obrigkeitlichen Privilegien dargestellt. Zu den charakteristischen Hauptzügen, die fast überall – von den Berichten des Jahres 1772/1773 bis hin zur österreichischen Galizienliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – erscheinen, gehören die Gewohnheit oder Erinnerung an die Privilegien der polnischen Zeit, die Übermacht über die Untertanen und (bis auf Ausnahmen) deren erbarmungslose Ausübung seitens der Obrigkeit, Luxus und Reichtum einerseits und Armut sowie unstandesgemäßes Leben andererseits bei verschiedenen Gruppen des Adels, ferner Adelsstolz, Misswirtschaft, Müßiggang und Titelsucht, zum Teil auch das Fehlen einer Ausbildung beim Großteil des Adels. Diese Kritikpunkte waren in den meisten Schriften präsent, gleich ob sie von Standesgenossen aus anderen Ländern, Beamten oder Autoren bürgerlicher Herkunft geschrieben wurden – auch wenn dies mit Unterschieden in der Akzentuierung, Schärfe und Darstellungsweise geschah, die allerdings häufig mehr individueller als gruppen- oder klassenspezifischer Art waren.

Vergleichen wir die in der bisherigen Forschung breit rezipierten literarischen Reiseberichte und „Briefe“ mit den Urteilen der habsburgischen Spitzenbeamten der 1770er Jahre, so zeigt sich eines eindeutig: Die Gründungsrolle von Kratter, Rohrer, Bredetzky und anderen Autoren für eine „schwarze Legende“ Galiziens sollte nicht überschätzt werden. Sie konnte zum erheblichen Teil an das nicht gerade positive Polenbild anknüpfen, dessen sich sowohl die österreichische als auch die preußische und russische Seite bei der Rechtfertigung der Teilung Polen-Litauens von Anfang an bedienten, so dass sich in Österreich bereits ab 1772 ein kritisches Polenstereotyp (einschließlich der Kritik am polnischen Adel) mit einigen klaren Konturen profilierte. Dazu trug auch die österreichische Verwaltung in Galizien bei. Ein negativ geprägtes Bild des galizischen Adels kann bei den Wiener Hofstellen sowie bei den Beamten in Galizien für diese Zeit eindeutig diagnostiziert werden. Die Topoi, die sie in ihren Darstellungen einbrachten, waren dieselbe, die ein oder zwei Jahrzehnte später die literarischen Repräsentationen mitbestimmt haben. Die ego-dokumental stilisierten Schriften des späten 18. Jahrhunderts waren in diesem Kontext weniger performativ denn reproduktiv: Die Autoren brachten nicht nur eine ausgeprägte, rationalistische, josephinisch-

aufgeklärte Optik und Überzeugung mit sich, die sie als Folie ihrer (Vor)Urteile nutzten. Offensichtlich gehörten auch bereits vorgeprägte Galizien- und Adelsstereotype zum Instrumentarium, mit dem sie von vornherein mindestens teilweise ausgestattet waren.

Eine bemerkenswerte Synthese der literarischen und politisch-beamtlichen Perspektive, in der sich die früheren kritischen Repräsentationen gerade und vor allem des galizischen Adels dramatisch zuspitzten, stellte dann am Anfang der 1790er Jahre die Streitschrift Ernst Traugott von Kortums<sup>78</sup> dar, welche die Beschwerden und Desiderien der galizischen ständischen Repräsentation widerlegen sollte<sup>79</sup>. Auf ihre ausführliche Analyse wird an dieser Stelle verzichtet, da sie zwar auf persönlichen Beobachtungen aus Polen und Galizien basiert, durchaus aber keine ausgeprägten ego-dokumentalen Züge ausweist (selbstverständlich bis auf die ego-dokumentale Omnipräsenz der Autoren als Personen, die sich in ihren Texten zwangsläufig vergegenwärtigt) und die früheren Bilder eher radikal zuspitzte als dass sie mit Bezug auf den Adel wirklich neue Bilder und Stereotype produziert hätte. Auch die Schrift Kortums lässt übrigens, trotz der Verbindung der literarischen Ambitionen mit einem möglichen politischen Auftrag aus Wien, einige zentrale Fragen offen: Inwieweit und auf welchen Kanälen/Wellen genau verlief die Interferenz zwischen dem höfischen und dem literarischen Diskurs, soweit sie zu unterscheiden und zu trennen sind? Inwieweit waren überhaupt die Urteile, die Anfang der 1770er Jahren aufgrund von offenen Fragen formuliert wurden, „performativ“ mit Hinblick auf die Formierung des Galizien-Bildes und der damit verbundenen Adelsstereotype, und inwieweit stützten sie sich gerade in Wien neben der sich verbreitenden allgemeinen aufgeklärten Adelskritik auch auf gängige Polenstereotype des 18. Jahrhunderts?

---

<sup>78</sup> Über Kortum s. Wurzbach, *Biographisches Lexikon*, 12 (1864), S. 471–473. Kurz, jedoch beinahe zeitgenössisch vgl. auch *Oesterreich's Pantheon. Gallerie alles Guten und Nützlichen im Vaterlande*, 1 (1830), S. 169.

<sup>79</sup> Kortum, *Magna Charta*.

Wiesława Duży

Uniwersytet Mikołaja Kopernika

## AUTHORS OF POLISH MEMOIRS

### from the Turn of 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> Centuries Concerning Old Age: the Functions of Memoirs

When at the beginning of the 19<sup>th</sup> c. Jędrzej Świdorski prepared his notes, subsequently partly published in 1807, it was no coincidence that he gave them the form of a memoir<sup>1</sup>. This was because by dint of giving the voice to an old man his work became part of a special tradition: the writing of memoirs, the custom of old people was wrote the author of *The life of Kajetan Koźmian*<sup>2</sup>. To write a memoir one needed time and old men had sufficient time. Jerzy Ossolinski's also mentioned in his speeches (edited by Józef Maksymilian Ossoliński and published in 1784) that it is important to "speak to the living, and write for posterity"<sup>3</sup>. In his notes from the middle of 19<sup>th</sup> c. Józef Drzewiecki also wrote:

Having lived almost eighty years and having been born during such important national events that had such an influence on the faith of one's compatriots, can such times have left no mark on one's life? Why

---

<sup>1</sup> J. Świdorski, *Muza Polska, pod tytułem Pieśni osiemdziesiąt letniego starca*, (1807).

<sup>2</sup> [F.D. Morawski], *Życie Kajetana Koźmiana*, "Przegląd Poznański", 22 (1856), p. 15.

<sup>3</sup> *Mowy Jerzego Ossolińskiego, Kanclerza wielkiego koronnego, przekładania Józefa Maxymyliana, hrabi z Tęczyna Ossolińskiego*, (1784), p. 8 (pages without originally printed numbers): Biblioteka Instytutu Badań Literackich Polskiej Akademii Nauk [Library of the Institute of Literary Research of the Polish Academy of Sciences], sign. XVIII 1.1529.

did Providence bestow upon you an “unsilenced” memory? Did you not share noble emotions with the great characters with whom you shared your days? Did you not observe them carefully? It is from details that the whole is created; details that constitute material from which a brave mind creates its backdrop. Lastly, would you leave no trace of your existence even in your home? Maybe one day a descendant will find all this “trash”, in which there is a picture of the times you lived in, which would not be forgotten, and he will remember you with affection, and say: “My grandfather was there and saw it!”<sup>4</sup>

The authors of memoirs usually wrote for posterity. It would be interesting to investigate this phenomenon in the light of ego-document research theory.

There are numerous examples of techniques for analysing historical ego-documents. This notion, introduced by Jacques Presser and developed by Winfried Schulze<sup>5</sup>, obliges the historian to especially seek information concerning the author’s identity; to analyse records as an effect of individual work, as a mirror of the author’s personality, mentality and self-awareness. It is interesting to find self-statements in formal records, but more interesting to analyse personal writings in which one can find such information. In research thus far one finds a continuing discussion on this subject. In an article on Michel de Montaigne Natalie Zemon Davis shows that his works place a “boundary around the individual” typical of 16<sup>th</sup> c. French society<sup>6</sup>. Benigna von Krusenstjern<sup>7</sup> offers a broad analysis of the core notion. Others, with a contrary insight, include the article

---

<sup>4</sup> *Pamiętniki Józefa Drzewieckiego (1772–1852)*, ed. by S. Pawlicki, (1891), p. 2.

<sup>5</sup> J. Presser, “*Memoires als geschiedbron*”, in: *Uit het werk van dr. J. Presser*, ed. by M.C. Brands, J. Haak et al., (1969), p. 277–282; W. Schulze, *Ego-dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung “Ego-Dokumente”*, in: *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, ed. by W. Schulze, (*Selbstzeugnisse der Neuzeit. Quellen und Darstellungen zur Social- und Erfahrungsgeschichte* 2, 1996), pp. 11–30.

<sup>6</sup> N.Z. Davis, *Boundaries and a Sense of Self in Sixteenth-Century France*, in: *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought*, ed. by T.C. Heller, M. Sosna, D.E. Wellbery et al., (1986), p. 56.

<sup>7</sup> B. von Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*, “*Historische Anthropologie*”, 2 (1994), p. 462–471.

written by James S. Amelang about problems with terms and methods of analysing letters, diaries, memoirs, autobiographies simultaneously as ego-documents<sup>8</sup> as, for example, suggested by Rudolf Dekker and his research group in early 1990. Even in Winfried Schulze's well known volume there are some articles written by historians who come to this kind of research without enthusiasm<sup>9</sup>. Nevertheless, his 1996 definition of ego-documents, and his German definition of "Selbstzeugnisse" are still useful analytically<sup>10</sup>.

These few remarks raise the question of why memoirs were written, what functions such writings fulfilled and whether there are any noticeable peculiarities of memoirs written the turn of the 19<sup>th</sup> c. The old would often begin to write their memoirs, for example, at their children's request or because a spouse had died. Sometimes, according to their notes, they began to write because of the custom of doing so. Analysed memoirs indicate a variety of reasons. The differences were so great that they gave rise to the question whether there were other, hidden, reasons behind such texts.

In Polish memoirs a number of changes which took place between 17<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> c. can be found. Although the 17<sup>th</sup> c. is known among historians as "the century of memoirs"<sup>11</sup>, information concerning one's private life would then have been set down mainly in a *silva rerum* or family chronicle<sup>12</sup>, in which "memory of the house" had been retained<sup>13</sup>. It should be noted that

---

<sup>8</sup> J.S. Amelang, *Spanish Autobiography in the Early Modern Era*, in: *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen*, p. 69.

<sup>9</sup> Cf. K. von Greyerz, *Ego-Documents: The Last Word?*, "German History", 28 (2010), p. 280.

<sup>10</sup> All discussion one can find in: Greyerz, *Ego-Documents*, p. 273–282.

<sup>11</sup> B. Królikowski, *Wśród Sarmatów. Radziwiłłowie i pamiętnikarze*, (2000), p. 237; idem, *Pamiętnikarstwo polskie w "wieku pamiętników"*, "Pamiętnikarstwo Polskie", 1–4 (1977), p. 75; M. Kaczmarek, *O początkach pamiętnikarstwa polskiego*, "Pamiętnikarstwo Polskie", 1 (1971), p. 29–40; J. Rytel, "Pamiętniki" *Paska na tle pamiętnikarstwa staropolskiego. Szkic z dziejów prozy narracyjnej*, (1962), p. 6–7.

<sup>12</sup> Cf. S. Roszak, *Formy opisu rzeczywistości w szlacheckich księgach "silva rerum"*, in: *Staropolski ogląd świata. Materiały z konferencji*, ed. by B. Rok, F. Wolański, (2004), p. 169–176; idem, *Koniec świata sarmackich erudytów*, (2012), p. 83, 85.

<sup>13</sup> W. Chorążyczewski, S. Roszak, *Pamięć domu Komierowskich. Studium z dziejów rodu szlacheckiego w XVIII wieku*, (2002).

many 17<sup>th</sup> c. private writings were travel journals<sup>14</sup>, about which Kaspar von Greyerz had reasonable doubts about inclusion as ego-documents<sup>15</sup>. Changes in Polish private writing can be followed from observations on intimate autobiography made by French scholars<sup>16</sup>. A case in point was Jean Jacques Rousseau's *Confessions*. To make things simple, as it is not main subject of this article, after a long sequence of different kinds of private writings, the historical novel, established at the beginning of 19<sup>th</sup> c., but significant for the turn of the 20<sup>th</sup> c. It is the twin of non-fictional prose, and previously known diaries and memoirs could be one basis for this nascent novel structure. This topic is quite well known in European research<sup>17</sup> and therefore it is more interesting to focus on the personal identities of authors of memoirs from the turn of the 19<sup>th</sup> c.

The combination of the tradition of memoir-writing and the variety of authors allows us to put together a picture of old age, the last natural phase of life. Memoirs from the turn of 19<sup>th</sup> c. were evidently one of the most "democratic" forms of expressing thoughts because everyone, man or woman, could write a memoir. It was a part of the tradition of "house writing"<sup>18</sup>. Our research covered about one hundred memoirs from the 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> c.: 45 were set apart because of our research on the "problem of generations", which is explained below. These were private texts written by 40 men and 5 women, mostly nobles, but we also analysed memoirs written by citizens and clergymen, soldiers and civil servants. On this basis we can talk about the marvellous variety of forms of memoirs. This process of "democratisation" means that the texts clearly vary in the interest they hold for researchers. The subjects the memoirs dealt with depended on the author's social background. By analysing a wide range of memoirs we derived a pattern of subjects. Nevertheless, it must be emphasised that even the most detailed analysis of these allows us to

---

<sup>14</sup> H. Dziechcińska, *Świat i człowiek w pamiętnikach trzech stuleci: XVI–XVII–XVIII*, (2003), p. 41; cf. W. Czaplinski, *Pamiętnik jako źródło dla historyka nowożytnego*, "Pamiętnikarstwo Polskie", 2 (1972), p. 2–7.

<sup>15</sup> Greyerz, *Ego-Documents*, p. 278–279.

<sup>16</sup> Ph. Lejeune, *Wariacje na temat pewnego paktu. O autobiografii*, (2007).

<sup>17</sup> *Autobiograficzny trójkąt. Świadectwo, wyznanie i wyzwanie*, (2000); J. Treadwell, *Autobiographical Writing and British Literature*, (2005); T. Bujnicki, *Polska powieść historyczna XIX wieku*, (1990).

<sup>18</sup> Królikowski, *Pamiętnikarstwo polskie*, p. 76–78.

make no definite statements. Although we are aware of their “explanatory power”, we think that their scope is rather narrow due to the significant individuality of the sources.

In all memoirs analysed there was information about the public and private lives of their authors. Among the Polish nobility, the authors of the majority of the memoirs analysed, education was an important issue and “home education” was indeed closely connected with public life<sup>19</sup>, as Adam Jabłonowki wrote:

I wrote to my uncle to kindly ask to close our interests. I got a very kind answer. A love of our house always soothes every difference between us and I wish you, my children, the same: so house interests would never be difficult when relations by name were involved<sup>20</sup>.

or Józef Rulikowski:

I thought when I was young that opinions then established about human equality would develop fast and genealogy would be a mere trifle and that is the reason I never focused on this subject. But when more than half a century passed and predilections were still not clear and have even become dimmed, I decided to gather information about my family and leave it to my children<sup>21</sup>.

As we can see, despite changes, a strong attachment to family tradition during the whole of the period in question persisted. If we consider the

---

<sup>19</sup> See: S. Tomkowicz, *Żywot Franciszka Wężyka z użyciem głównie własnych zapisków poety skreślony*, in: F. Węzyk, *Poezye z pośmiertnych rękopisów, 2: Utwory dramatyczne z dodaniem urywkowych pamiątek autora*, (1878), p. 307. About correlation between history of family and a broader history had written already A.F. Grabski, *Myśl historyczna polskiego Oświecenia*, (1976), p. 30, and recently some references made Roszak, *Koniec świata*, p. 121, where author suggests to classify efforts required for saving memories about predecessors and lineage as a phenomenon of “communicative memory”; cf. A. Pawiński, *Przedmowa*, in: M. Matuszewicz, *Pamiętniki*, (1876), p. XXIII–XXIV; R. Koselleck, *Semantyka historyczna*, (2001), p. 470.

<sup>20</sup> *Pamiętnik księcia Antoniego Jabłonowskiego, kasztelana krakowskiego*, ed. by A. Bielowski, (1875), p. 30.

<sup>21</sup> *Urywek wspomnień Józefa Rulikowskiego wydany z obszerniejszego rękopismu (1731–92r.)*, ed. by J. Bartoszewicz, (1862), p. 44.

above-mentioned suggestion about the importance of family tradition and “home education” among the nobility, we may find it interesting to study the decision to leave public service, for instance. Old civil servants especially wrote about the difficulties of deciding to leave office. This was always something of a dilemma since the law allowed civil servants to hold office for life. Thus every such decision was individual. In such cases there was no established pattern of behaviour at that time. Prince Antoni Jabłonowski noted in his memoir, for example, that he resigned in 1797 because his official in charge, Prince Józef Poniatowski, did not have “enough reason to save either himself or Poles”<sup>22</sup>.

Stanisław Jundziłł, a professor at the University of Vilnius, had a similar problem. He wrote in his memoir that he had decided to resign from the University because of poor health and deteriorating eyesight. He included in his diary information about his request to absolve him of scholarly duties, which he submitted to the chancellor of the university:

As I am already old, my strength drained by work and suffering, and weak, failing eyesight. I have nothing left except to beg again your reverence not to link my pension with any beneficiary, especially the Church, not to send me to more work, exchanging the last for another. [...] today, my health and life are coming to an end, which makes it impossible for me to work<sup>23</sup>.

In memoirs we can also read that there was a huge problem for old soldiers to find accommodation after completing their duties. Regarding the problem of the lack of sources of maintenance for old soldiers, Franciszek Salezy Jezierski wrote in 1791:

The army quota was established; an army is always a source of poverty, disability and penury; nevertheless no one thought to found a hospital. Despite the high expenses of the army, which were only for vain high

---

<sup>22</sup> *Pamiętnik księcia Antoniego Jabłonowskiego*, p. 98.

<sup>23</sup> *Pamiętniki Ks. Stanisława Jundziłła, profesora uniwersytetu wileńskiego*, ed. by A.M. Kurpiel, (1905), p. 97.

officers, not for the necessities resulting from humanity and pity for a lowly soldier<sup>24</sup>.

Old soldiers in the 18<sup>th</sup> c. could, for example, live and work in the aristocracy's houses, as we read in Michał Starzeński's memoir:

I grew up in the court of a hetman and spent whole days with my companion, Jan, the son of Andrzej Węgierski from Great Poland [Wielkopolska]. [Węgierski], after resigning from active service, supervised stables and cellars in the palace<sup>25</sup>.

The situation of old soldiers clearly changed in the 19<sup>th</sup> c., when the aristocracy no longer played a significant role in society, but this has only passing relevance for the present article.

Old widows, who sometimes had power to make more or less political decisions, also represented a problem. Importantly, however, old women did not appear often in public life. Their "natural" realm was their home. Even without any official public influence, old women (widows) enjoyed more rights than young women, who depended on their guardians (fathers, husbands or brothers)<sup>26</sup>. Wirydianna Fiszerowa summarised her life:

Sometimes I think that maybe I am wrong, maybe old age has blinded me because I remember that when I was young, women had similar problems. However, I think I am right, and one reason for today's unsatisfactory situation is that children are reprimanded too seldom. They do not value joy because they know no compulsion; they have seen everything; they have enjoyed everything; and are blasé too young. We were on such a tight reign that every manifestation of freedom made us happy. After many years during which we envied the fun adults had and

---

<sup>24</sup> F.S. Jezierski, *Niektóre wyrazy porządkiem abecadła zebrane i stosownymi do rzeczy uwagami objaśnione*, in: idem, *Wybór pism*, ed. by Z. Skwarczyński, (1952), p. 271–272.

<sup>25</sup> *Na schyłku dni Rzeczypospolitej: kartki z pamiętnika Michała Starzeńskiego (1757–1795)*, ed. by H. Mościcki, (1914), p. 7.

<sup>26</sup> Cf. ibidem, p. 8–9; A. Potocka-Wąsowiczowa, *Wspomnienia naocznego świadka*, ed. by B. Grochulska, (1965), p. 55–57; W. Fiszerowa, *Dzieje moje własne i osób postronnych. Wiązanka spraw poważnych, ciekawych i błahych*, transl. E. Raczyński, (1998), p. 200.

in which we could take no part, when our turn eventually came, we felt as light as a feather. I was the same. I had tiresome work at home, but I forgot about it if I had even the smallest diversion. I faced adversities in anticipation of a pleasant change and this hope took precedence. Now that I am sixty years old I may say that I really had a good life. City and country entertainment, studies, conversation, dreaming – I availed myself of all of these whenever I could and even now, when nothing is left, I revisit this past in my memories, which these written sheets of paper reflect<sup>27</sup>.

The private sphere, however, also concerned the sharing of power between an old man, the head of the family, and his children. Memoirs inform us of deals struck between old people, both men and women, who were no longer able to run the household. They could, for example, exchange their estate for lifelong support. Memoirs depict all this, as well as problems in the management of property after the third partition<sup>28</sup>. None of this, however, addresses the reason behind the creation of this kind of text.

Importantly for this analysis, old age was clearly a natural stage in everyone's life. As Jean-Jacques Rousseau wrote, it was as common for an individual as society, and was natural and necessary for mankind<sup>29</sup>. Old people often could not perform their previous functions. It is therefore important to ascertain their new ones; if there were any. The idea was that there is relation between the age of the authors of memoirs and the act of writing them.

We have chosen to analyse the functions of private writings during the short period of time at the turn of the 19<sup>th</sup> c. because this time in history depicts the fluctuations and diffusions of classicism, sentimentalism and romanticism. This floating of ideas – one emerging as another

---

<sup>27</sup> Ibidem, p. 128.

<sup>28</sup> *Pamiętniki księcia Antoniego Jabłonowskiego*, p. 105; A. Chrząszczewski, *Pamiętnik oficjalisty Potockich z Tulczyna*, ed. by J. Piechowski, (1976), p. 158, the same story was written by A. Czartkowski in his *Pan na Tulczynie, wspomnienia o Stanisławie Szczęsnym Potockim*, ed. by A. Czartkowski, (1925), p. 16; W. Słabkowski from Słabowice, *Pogląd na ubieżony czas życia mego. Fragment pamiętnika*, Biblioteka Zakładu Narodowego im. Ossolińskich we Wrocławiu [Library of Ossoliński National Institute in Wrocław] (further: BOss.), ms., sign. 9713/I, c. 2.

<sup>29</sup> B. Baczeko, *Rousseau: samotność i wspólnota*, (1964), p. 251–252 (B. Baczeko quotes: *Lettre à M. Philopolis*, in: *Oeuvres*, (1856), VI, p. 295–296).

passes – has already been noticed by some philosophers and sociologists, and some historians use them for their research<sup>30</sup>. To analyse memoirs it was often necessary to arrange them according to a pattern. In previous research they were divided into generations<sup>31</sup>. Karl Mannheim in 1923 in the article titled *The problem of generations*<sup>32</sup> presents an interesting notion of what generations are and the reasons they “exist”. He suggests that a generation is a group of people who have similar life experience, are of a similar age and maybe share similar goals. They need to live in similar social reality, otherwise, we can talk only about a cohort. A generation lies somewhere between community (*Gemeinschaft*) and association (*Gesellschaft*). Mannheim also analysed different ideas of generations. He considered ideas put forward by August Comte and Wilhelm Dilthey, for instance. With the French, who were influenced by positivism, Mannheim juxtaposed the “romantic” Germans (without taking his arguments to extremes), drawing attention to Wilhelm Dilthey’s thought and his influence on an anti-positivist turn in the discussion of the issue of generations. Dilthey’s views provide that

[t]he use of generations [which means “a temporal unit of the history of intellectual evolution” – W.D.] as units make it possible to appraise intellectual movements by an intuitive process of re-enactment<sup>33</sup>.

Nevertheless Mannheim’s proposition is more complex and allows interesting conclusions, one of which is that there may be a link between memoirs, *silva rerum* or “home books”, in which was compiled information about the family, and the historical novel, established at the beginning of 19<sup>th</sup> c. and developed by its end. Another conclusion may be that there is an interesting dependence between people, known until the 16<sup>th</sup>

---

<sup>30</sup> P. Żbikowski, *W pierwszych latach narodowej niewoli. Schyłek polskiego oświecenia i zwiastuny romantyzmu*, (2007), p. 438; cf. Baczek, *Rousseau: samotność i wspólnota*, p. 252; *Pamiętniki Pana Wacława Boreyka*, in: *Pamiętniki domowe*, ed. by M. Grabowski, (1845), p. 47; *Pamiętnik Pana Karola Micowskiego*, in: *ibidem*, p. 83, see also: Potocka-Wąsowiczowa, *Wspomnienia*, p. 39.

<sup>31</sup> T. Chrzanowski, *Polskie elity intelektualne wobec przemian politycznych i społecznych lat 1795–1830*, (2009), p. 48; K. Wyka, *Pokolenia literackie*, (1989), p. 13–15.

<sup>32</sup> K. Mannheim, *Essays on the Sociology of Knowledge*, ed. by P. Kecskemeti, (1952), p. 276–320.

<sup>33</sup> *Ibidem*, p. 281–282.

c. as “memoirs” (old men who possessed vast knowledge about the past), and the memoir as a book written during the period of time in question.

Mannheim was writing about generations largely based upon three notions: the location of the generation, the units of the generation and the generation as actuality. As Jane Pilcher noted

Each social generations, although contemporaneous with other social generations, has a distinctive historical consciousness, which leads them to experience and approach the same social and cultural phenomena differently<sup>34</sup>.

Mannheim noted that when deducing only from anthropological and biological facts (duration of life, changes attendant upon growing old) one loses sight of social structure, interactions and “[history] as a sort of continuity”. Only a sociological approach to anthropological and biological factors gives a more complex view of the issue of generations as “phenomena of a social location” (*Lagerung*)<sup>35</sup>. Without these, according to Mannheim, we would have only the numbers of births, age, and death. This corresponds to Karl Mannheim’s sociology of knowledge. Last but not least, therefore, it is important to ascertain the source from which all necessary knowledge was derived; contact with the previous generation, for which “fresh contact” was necessary to develop the culture.<sup>36</sup> This can be found in Mannheim’s definition of a generation. He indicated the necessity of taking into consideration all social interactions. Interactions are essential when passing knowledge from generation to generation. Such interaction occurred between authors of memoirs and their (even prospective) readers. Even the exceptional character of private writing, which did not force the author to identify the reader precisely, as letters did, for instance, cannot dispute this phenomenon<sup>37</sup>. It may safely be said that memoirs were the material manifestation of the work carried

---

<sup>34</sup> J. Pilcher, *Mannheim’s sociology of generations: an undervalued legacy*, “British Journal of Sociology”, 45 (1994), p. 488–489.

<sup>35</sup> Mannheim, *The problem of generations*, p. 290–291.

<sup>36</sup> *Ibidem*, p. 292–301.

<sup>37</sup> J. Trzynałowski, *List i pamiętnik. Dwie formy wypowiedzi osobistej*, “Pamiętnikarstwo Polskie”, 1–4 (1975), p. 79–87; see also: W. Konopczyński, *Polityka i ustrój Generalności Konfederacji Barskiej. Dwa nieznanne przyczynki*, “Archiwum Komisji

out by every generation on the development of culture, according to Mannheim:

the continuous emergence of new human beings in our society acts as compensation for the restricted and partial nature of the individual consciousness. The conscious emergence of new human beings certainly results in some loss of accumulated cultural possessions; but, on the other hand, it alone makes a fresh selection possible when it becomes necessary; it facilitates re-evaluation of our inventory and teaches us both to forget that which is no longer useful and to cover that which has yet to be won. [...] the function of this second factor is implied in what has already been said. It serves the necessary social purpose of enabling us to forget. If society is to continue, social remembering is just as important as forgetting and starting from scratch<sup>38</sup>.

The authors of the memoirs analysed, having withdrawn from the process of creating culture, have transferred selected, chosen noteworthy information necessary – in their opinion – for further development of a culture in the next generation. This mechanism influenced the form of memoirs. According to Mannheim, it indicates a “natural” process of the authors of memoirs growing old:

[...] in so far as he comes to live within a specific, individually acquired, framework of useable past experience, so that every new experience has its form and its place largely marked out for it in advance. In youth, on the other hand, where life is new, formative forces are just coming into being, and basic attitudes in the process of development can take advantage of the moulding power of new situations. Thus a human race living on for ever would have to learn to forget to compensate for the lack of new generations<sup>39</sup>.

---

Historycznej”, 2 (14) (1930), p. 44; cf. Roszak, *Koniec świata*, p. 84 – author quotes from a journal “Monitor”, 94 (1768).

<sup>38</sup> Mannheim, *The problem of generations*, p. 294.

<sup>39</sup> *Ibidem*, p. 296.

They may therefore be seen as material evidence of the intention to maintain continuity between generations. Records analysed may be treated as material evidence of striving to maintain continuity between generations<sup>40</sup>. These functional interrelationships in private writing are shown clearly in the context of that problem. The authors of memoirs marked that their work should serve their children<sup>41</sup> and future generations in acknowledging and preserving the past, which thus may become a part of present knowledge<sup>42</sup>.

In the period analysed there are symptoms of dialectical conflict between the oldest and the youngest generations, but it was not very dynamic<sup>43</sup>. Mannheim suggested that a rigidly static social structure develops similarity between future generations, and this can be observed within the memoirs analysed<sup>44</sup>.

Writing memoirs was a laborious<sup>45</sup> occupation, but conformed to instructions on how to keep fit during the last stage of life, as well with the tradition of private writing<sup>46</sup> which Franciszek Salezy Gawroński's

---

<sup>40</sup> In a memoir written by Paweł Popiel (1807–1892), a writer and a politician, one can find an information that “Among this elder people [...] were vivid traditions of former, independent Poland and Times of Napoleon Bonaparte. They were talking about the Great Diet as if it was yesterday”, P. Popiel, *Pamiętniki (1807–1892)*, (1927), quoted via: M. Mycielski, *Marcin Badeni (1751–1824). Kariera kontuszowego ministra*, (1994), p. 92.

<sup>41</sup> *Pamiętnik księcia Antoniego Jabłonowskiego*, p. 4; *Pamiętniki Józefa Wybickiego, senatora wojewody Królestwa Polskiego*, (1881), p. 1; Potocka-Wąsowiczowa, *Wspomnienia*, p. 36; *Pamiętniki Michała Zaleskiego, wojskiego Wielkiego Księstwa Litewskiego, posła na sejm czteroletni*, (1879), p. 1, 29; cf. A. Ostrowski, *Ten biedny Mickiewicz. Zapiski z początków towiańszczyzny*, ed. by E.Z. Wichrowska, (2006), p. 97, 105.

<sup>42</sup> Cf. M. Halbwachs, *Spoleczne ramy pamięci*, (2008).

<sup>43</sup> Fiszerowa, *Dzieje moje własne*, p. 364–365:

<sup>44</sup> Mannheim, *The problem of generations*, p. 302; Potocka-Wąsowiczowa, *Wspomnienia*, p. 61, 63.

<sup>45</sup> *Pamiętnik czyli spisywanie różnych rzeczy wiadomości y pamięci godnych przez X. Ignacego Filipowicza*, BOss., ms., sign. 9583/I, c. 3, Fiszerowa, *Dzieje moje własne*, p. 128; *Pamiętnik generała Jana Weyssenhoffa z portretem autora*, ed. by J. Weyssenhoff, (1904), p. 7; *Pamiętniki Józefa Wybickiego*, p. 84, 98; J.U. Niemcewicz, *Pamiętniki czasów moich*, ed. by J. Dihm, (1957), 1, p. 33.

<sup>46</sup> Cf. a short poem by Pope in Johnson's dictionary featured under a notion NARRATIVE: „NARRATIVE. *adj.* [*narratif-ve*, French; from *narro*, Latin.] [...] 2. Storytelling apt to relate things past. | Age, as Davenant says, is always *narrative*. *Dryden*. The poor, the rich, the valiant and the sage. | And boasting youth, and *narrative* old age. *Pope*.”, in: S. Johnson, *Dictionary of the English Language*, 1–2 (1755).

notes confirm. Gawroński gathered information about past events from his life on separate sheets of paper and in different diaries, but in about 1850, when he was in his 60s, he began to write a memoir. Its title was *Yearly family notes of my life, or a chronicle of memories*, and its motto was Apelles' *nulla dies sine linea*<sup>47</sup>. In his own memoir Jan Duklan Ochocki wrote that "it is vain, but in old age it is pleasant to remember even trifles of youth"<sup>48</sup>, even if sometimes, as Franciszek Karpiński for example wrote, such memories, full of indecencies, could aggravate the melancholy characteristic of old age<sup>49</sup>. Seweryn Bukar was in the beginning sceptical with regard to a new occupation and he resisted writing the memoirs which his sons had suggested. It took a great effort to recall facts and events from the past and he regretted not having taken regular notes which would have helped him to accomplish this<sup>50</sup>. The last phrase from Bukar's memoir written for his children at their behest was:

thank you for giving me an idea to occupy myself with memories from my youth and happy times, and even I must be honest that it was not without pleasure that I turned to past years<sup>51</sup>.

Łukasz Gołębiowski, from a moderately rich noble family from Polesia, included in his notes a direct apostrophe to his memories and family estate, Pohoscie, near Pinsk: "Memories of my youth, memories of my children's years! How often in my lifetime you came to my mind, and how pleasant you are to an old man!"<sup>52</sup>. Julian Ursyn Niemcewicz turns directly to the reader of his memoirs with a question to understand the reason for his extensive reminiscences of childhood, which he justified writing by saying that it was a pleasure for an old man to return to moments from

---

<sup>47</sup> *Pamiętnik r. 1830/31 i Kronika Pamiętnikowa (1787–1831) pułkownika Franciszka Salezego Gawrońskiego*, ed. by J. Czubek, (1916), p. 267; cf. Pliny the Elder, *The Natural History*, 35, 36, 12.

<sup>48</sup> *Pamiętniki Jana Duklana Ochockiego z pozostałych po nim rękopismów*, ed. by J.I. Kraszewski, 1 (1857), p. 213.

<sup>49</sup> F. Karpiński, *Historia mego wieku i ludzi, z którymi żyłem*, ed. by R. Sobol, (1987), p. 205–206.

<sup>50</sup> S. Bukar, *Pamiętniki z końca XVIII i początków wieku XIX*, (s. d.), p. 5, 152.

<sup>51</sup> *Ibidem*, p. 152.

<sup>52</sup> *Pamiętnik o życiu Łukasza Gołębiowskiego*, ed. by S. Gołębiowski, (1852), p. 4.

his childhood<sup>53</sup>, and that he decided to write his memoirs honestly and without condemning or protecting anybody<sup>54</sup>. Niemcewicz knew the art of writing and decided to emphasise that, because of the haste with which he wrote, thinking that his age left him little time, he neither re-read nor corrected his notes<sup>55</sup>. This was the reason, as Niemcewicz pointed out, he confused a number of facts<sup>56</sup> and, the loss of most of his notes made some mistakes possible:

Among all losses which I incurred, the loss of my manuscripts was not the least painful. Having no other materials than my old memory, leaky as a sieve, led to former descriptions being full of omissions and mistakes. To be honest, as my friends insist that I should continue this work, even if I find in it some forgetfulness due to distress and longing, I keep writing<sup>57</sup>.

Karol Micowski, who wrote a memoir about 18<sup>th</sup> c. tradition according to stories remembered as told by his step-father and two other old relatives, reported a similar problem:

Had I known that someday I would start my memoir, I would greedily have borne in mind stories told by old men with whom I lived. Instead of this, their talk did little but make me laugh because I was unable to value those memories, those speeches<sup>58</sup>.

Józef Rulikowski most often worked on his memoirs in the mornings and even included information about the Four-Year Diet. Rulikowski wrote nine volumes of memoirs and at the end he noticed that had remembered a great deal from the second half of the 18<sup>th</sup> c., but he was

---

<sup>53</sup> Niemcewicz, *Pamiętniki*, 1, p. 34, 35, see also: *ibidem*, p. 165.

<sup>54</sup> *Ibidem*, 2, p. 105.

<sup>55</sup> *Ibidem*, 2, p. 197.

<sup>56</sup> *Ibidem*, 2, p. 256: "In an old, weak head memories about different events interspersing".

<sup>57</sup> *Ibidem*, 2, p. 201.

<sup>58</sup> *Pamiętnik Pana Karola Micowskiego*, p. 76.

afraid that he would have too few days of life to write them down<sup>59</sup>. Elsewhere he wrote:

as I had no intention of writing my memoirs, I did not expect that in my lonely old age many things I remembered would be suitable for the entertainment of anybody and turn it into manuscript; however, I believe that this imprecise writing will not be very useful<sup>60</sup>.

Józef Drzewiecki was a lonely 80-year-old widower, who had spent cool evenings in his family home. As he wrote, encouraged by his friend, he put aside a prayer book and began to write down his memories<sup>61</sup>. Waclaw Boreyko, who during the Great Diet had been a deputy in Wolhynia<sup>62</sup>, was encouraged to write a memoir by his editor, Michał Grabowski<sup>63</sup>. Boreyko's grandson probably helped the old man with his work, and wrote down his grandfather's stories<sup>64</sup>. Stanisław Jundziłł made notes simultaneously in two memoirs. In one he only wrote information about the university, while the second he dedicated to private matters<sup>65</sup>. Stanisław Wodzicki prepared his huge memoirs despite the fact that he was blind, like Stanisław Jundziłł. Wodzicki dictated his memories for his own entertainment, but also to leave what was in his opinion the most important information about the past for his family and friends, as he stated:

for all these reasons, in my old age, not having much time left, I begin to write from Stanisław August's assumption of the throne, without hope that I, weakened and blind, can end my story in the present day. If God

---

<sup>59</sup> J. Bartoszewicz, *Przedmowa Wydawcy*, in: *Urywek wspomnień Józefa Rulikowskiego*, p. 18.

<sup>60</sup> J. Rulikowski, *Pamiętniki*: Biblioteka Narodowa w Warszawie [National Library in Warsaw], typescript, sign. 74828, c. 62.

<sup>61</sup> *Pamiętniki Józefa Drzewieckiego*, p. 1; cf. A. Ponsonby, *English Diaries. A Review of English Diaries from Sixteenth to the Twentieth Century with an Introduction on Diary Writing*, (1922).

<sup>62</sup> *Pamiętnik Pana Waclawa Boreyka*, p. 12.

<sup>63</sup> K. Estreicher, *Bibliografia polska XIX stulecia*, 1, 2 (1961, second edition), p. 451.

<sup>64</sup> *Wstęp*, in: *Pamiętniki domowe*, p. 3–4.

<sup>65</sup> See: Jundziłł, *Pamiętniki*, p. 81.

lets me do this work, or if it be broken off for ever, I do not care. I would be glad if my memory does not fail, because, if it does, I have nobody to call as a witness and ask about things<sup>66</sup>.

Wincenty from Słabowice Słabkowski devoted a significant part of his memoir, which he wrote in his seventies, to recollecting mischief and adventures from his and his brother Leon's childhood<sup>67</sup>. Elżbieta Zawadzka from the Family Mirys<sup>68</sup> in her *Adnotations on some occasions from life* included information about every gravestone she had raised to her friends and a list of her close friends and relatives who had died<sup>69</sup>. She began to prepare her memoir after 1814<sup>70</sup>, which was when the last of her daughters married<sup>71</sup>, and soon after her husband's death<sup>72</sup>. Łukasz Gołębiowski, historian and librarian, began to write his memoir in 1844 after the death of his wife, Józefa Pańska<sup>73</sup>. Gołębiowski dedicated her huge tracts of his notes, warmly remembering all the years they shared, admitted that "during our long time together, some dark clouds gathered, which is a common thing" and underlining that his wife substituted for him to some extent in his duties, first when he was travelling, and later as his private secretary<sup>74</sup>. Teresa Tarnowska from the Family Ustrzycki began to write her memoir a few years after her husband's death in 1797, and after her daughter married in 1805<sup>75</sup>. Tarnowska finished her writing

---

<sup>66</sup> Stanisława hr. Wodzickiego wspomnienia, (1888), p. 11–13.

<sup>67</sup> Słabkowski, Pogląd na ubieżony czas, c. 4–8.

<sup>68</sup> Franciszek Zawadzki's wife, Sylvestre David's sister (1742 or about 1750–1810), Sylwester Mirys' daughter (1700–about 1793). Mirys was a Scotsman, and historical and portrait painter; *Korespondencja Ignacego Krasickiego 1743–1801*, 1: 1743–1780, ed. by Z. Goliński, M. Klimowicz, R. Wołoszyński, T. Mikulski, (1958), p. 143.

<sup>69</sup> *Copia Adnotacyj niektórych okoliczności życia mego, spisała Elżbieta z Mirysów Zawadzka*: BOss., ms., sign. 9828/III, k. 4–5.

<sup>70</sup> The copy has a date 1815.

<sup>71</sup> *Copia Adnotacyj niektórych*, c. 6.

<sup>72</sup> *Ibidem*, c. 7.

<sup>73</sup> Cf.: E. Szwanowski, *Gołębiowski Łukasz*, in: *Polski Słownik Biograficzny*, 8 (1959), p. 250–252.

<sup>74</sup> *Pamiętnik o życiu Łukasza Gołębiowskiego*, p. 46–47.

<sup>75</sup> *Pamiętnik damy polskiej z XVIII. Wieku (Urszuli z Ustrzyckich Tarnowskiej)*, ed. by W.T., (1876), p. 134–135.

in 1811. She also wrote a biography of her husband, Rafał Tarnowski<sup>76</sup>. Jan Weysenhoff began to write his memories probably in 1841, seven years before he died, and did not finish the project. He gave it up in 1843, probably just after his wife's death<sup>77</sup>. The author of another memoir, Ignacy Lubowiecki, wrote a diary during the 1812 campaign and during the struggles of 1831. Both texts are missing, but Lubowiecki began to write again when he was 51, "carrying the burden of his age", although he "was perfectly mentally stable"<sup>78</sup>. After he withdrew from public life, he took care of education of his youngest sons and spent his spare time writing down for them his advice derived from his rich experience<sup>79</sup> and even at 19 years distance recalled with a vivid memory<sup>80</sup>.

As we can see from this short list of authors and their memoirs, writing them consumed a good deal of time, sometimes even the majority of the time that remained. It was the authors intentions that these memoirs should serve, more than anything else to maintain continuity between generations. We would like to propose in conclusion that taking up this occupation was an important element in the creation of culture. Private stories published from the 19<sup>th</sup> c. became with time a part of public debate, especially when the authors had held public office. In the middle of the 19<sup>th</sup> c., for instance, Michał Grabowski encouraged old people to write their memoirs. They were reviewed and commented upon. Even noble tales were written down in the "private writing style".

In 1860, memoirs written by Wawrzyniec Franciszek Rakowski were published. The publisher was Eligi Piotrowski, a relative of the author. In the introduction Piotrowski stated that he received an allowance for the publication from "the elders of the Rakowski family: Sir Oktawian, Sir Cypryan, Marshal Winnicki, Dyonizy, Marshal Umański"<sup>81</sup>. If their

---

<sup>76</sup> Ibidem, p. 138–139.

<sup>77</sup> *Pamiętniki generała Jana Weysenhoffa*, p. 233 [editor's note].

<sup>78</sup> I. Lubowiecki, *Pamiętniki*, ed. by N. Kasperek, (1997), p. 3.

<sup>79</sup> Ibidem, p. 176.

<sup>80</sup> Ibidem, p. 112.

<sup>81</sup> *Pamiętniki Wawrzyńca Rakowskiego, rotmistrza pospolitego ruszenia ziemi wiskiej, pisany od roku 1701 do roku 1711*, ed. by E. Piotrowski, (1860); cf. Królikowski, *Wśród Sarmatów*, p. 247–248; see also: *Wstęp*, in: W.F. Rakowski, *Pamiętnik wielkiej wojny północnej*, ed. by M. Nagielski, M. Wagner, (2002), p. LXVI.

vast knowledge was no longer an indicator of power<sup>82</sup>, old people gave their main function to their memoirs, and thus the memoir is inextricably linked to old age<sup>83</sup>.

---

<sup>82</sup> Cf. J.-P. Bois, *Historia starości. Od Montaigne'a do pierwszych emerytur*, (1996), p. 159.

<sup>83</sup> G. Myśliwski, "Pamiętnicy". *Ludzie sędziwi jako źródła wiedzy o przeszłości na ziemiach polskich (do końca XVI w.)*, in: *Europa barbarica, Europa christiana. Studia mediaevalia Carolo Modzelewski dedicata*, ed. by R. Michałowski et al., (2008), p. 113–126.